

Die Welt um den Cornet v. Dobernis

Die Welt um den Cornet v. Dobernitz

Roman

von

Werner Fuchs-Hartmann



Die Buchgemeinde / Berlin SW 68

ISBN 978-3-663-00362-5

ISBN 978-3-663-02275-6 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-663-02275-6

Die Bilder zeichnete Hildegard Lochtermann, Braunschweig

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1934 by Friedr. Vieweg & Sohn A.G., Braunschweig

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1934

Viewegdruck

Präludium	7
Das Lächeln Amors	21
Der Schatten im Licht	36
Beschwörung des Unsichtbaren	48
Der schnelle Kaufsch	70
Die Seele im Spiegel	85
Intermezzo	100
Das verborgene Antlitz	117
Mienen und Masken	140
Die krumme Gasse	165
Das Herz auf der Zunge	182
Das zweite Leben	209
Schmelzgut im Ewigen	233
Finale	252

P r ä l u d i u m

Jutta von Paniß trug ein heiteres Lächeln in den Morgen hinaus, denn es war der erste schöne Sommertag des Jahres 1788. Der ewig wie in garstige Bußgewänder gehüllte Himmel, durch den ihr empfängliches Gemüt in den letzten Wochen so trübe gestimmt worden war, hatte nun endlich seinen blauen Mantel ausgebreitet, an dem nur noch hin und wieder kleine, zarte Wolken gleich verirrtten weißen Vögeln hingen.

Die sonnendurchfluteten Straßen der Residenz waren belebter denn je. Namentlich auf der Großen Promenade hatte sich eine Zahl eleganter Müßiggänger zusammengefunden, die in kleinen Gruppen plaudernd an den Straßentkreuzungen standen oder in bunter Reihe umherschlenderten und mit mehr oder minder gelungenem Wiß die Vorübergehenden kritisierten.

„Violà, die Paniß!“ rief einer der Kavaliere halbblaut seinen Begleitern zu und griff nach seiner Lorgnette, die er an einer langen Chatelaine um den Hals trug. Seine Freunde ahmten diesem Beispiel nach, und in stillschweigendem Einverständnis folgte man der sich rasch Entfernenden in angemessenem Abstand.

Auch an anderen Stellen fand Juttas Erscheinen die gleiche Aufmerksamkeit wie hier. Viele grüßten in höflicher Verbindlichkeit, manche wiederum musterten sie mit unverschämten Blicken, und einige der ihr entgegenkommenden Damen wandten sich sogar voll betonter Würde von ihr ab. Keiner aber ließ sie gänzlich unbeachtet.

Jutta war an diesen so verschiedenartig abgestuften Eindruck, den sie hervorzurufen pflegte, schon längst gewöhnt. Sie dankte freundlich, wenn jemand den Hut vor ihr zog und blickte mit

ruhiger Gelassenheit vor sich hin, wenn Unverschämtheit oder Verachtung sie streiften. Auf dem Schloßplatz angelangt, trat sie in den Modesalon der Herren Pasemann & Bemme, wo man sie sogleich mit tiefen Reverenzen empfing. Pasemann rückte seiner Kundin sofort ein bequemes Fauteuil zurecht, und Jutta begann mit sicherem Geschmacß unter der Fülle der Waren, die vor sie ausgebreitet wurden, ihre Wahl zu treffen.

Von den flinken Händen kleiner, bleichsüchtiger Lehrlingmädchen herbeigetragen, häuften sich alsbald die erlesensten Galanterien aus Marseille, mit reicher Broderie gezeierte Abriennnen, Lucas, Crévées, Cassaquins, Paramens, Biguinen, Palatines und Coëffures. Ein junger Verkäufer mit galanten Manieren zeigte den neuesten Eingang an Sammetkappen, Pelzmuffen, Brusttüchern und seidenen Umhängen, und Herr Pasemann selber ermangelte nicht, auf sein reiches Assortiment an Pariser Hüten, Dresdener Schuhen und türkischen Bändern hinzuweisen.

Der Laden hatte sich in der Zwischenzeit rasch gefüllt. Die Herren, die zu Juttas freiwilligem Gefolge gehörten, waren nach und nach eingetreten, um ebenfalls irgendwelche Kleinigkeiten zu fordern. Aber offensichtlich schien dies nur ein Vorwand, um den Gegenstand ihres Interesses auf möglichst bequeme Art mustern zu können und den untadelig geformten Arm zu bewundern, den Jutta beim Anprobieren eines Paares feiner schwedischer Handschuhe in reizvoller Unbekümmertheit zeigte.

Während Frau von Panitz sich in dieser Weise — ohne im übrigen auf ihre Umgebung zu achten — mit ihren Einkäufen beschäftigte, war eine Dame in den Laden getreten, der gegenüber sich die anwesenden Kavaliere in auffallendem Gegensatz zu ihrem bisherigen Verhalten in aller Ehrfurcht benahmen. Die Scherzreden wurden gedämpfter oder verstummt überhaupt, und Pasemanns Sozjus beeilte sich, der neuen Kundin seine Komplimente zu machen.

Als Jutta einen Augenblick von einer ihr gerade vorgelegten wundervoll geklöppelten Brabanter Spitze aufschaute, erkannte sie Renate von Falk, die Nichte des Hofmarschalls. Auch diese hatte ihr Gegenüber sofort erblickt. Sie verfärbte sich vor Arger und drehte Jutta mit verletzender Deutlichkeit den Rücken zu — ein Affront, den Frau von Panitz mit einem unnachahmlichen Achselzucken beantwortete.

Von den Herren war dieses Kabinettspiel der Gefühle mit Vergnügen quittiert worden, und bei den Vergleichen, die jeder heimlich für sich zwischen den beiden anstellte, kam das Fräulein von Falk nicht sonderlich günstig weg. Ihre Erscheinung war wenig geschmeidig, ihr Antlitz bleich und das Haar von jener Farbe, die man unverschämt blond nennt. Sie hatte eine nach Rosen duftende weiße Schminke aufgelegt, trug eine hohe, steife Frisur mit gepuderten Locken, Schönheitspflasterchen und ein aufgebauschtes Busentuch aus rosa Flor. Ihr Reifrock war über und über mit Rüschen und Schleifen geziert und so weit, daß sie kaum hatte die Ladentür durchschreiten können. Alles war gleichsam auf Fanfarentöne eingestellt, deren schrille Akkorde wohl Aufsehen erregten, aber feinere Schwingungen nicht aufkommen ließen.

Ganz anders Jutta, von der eben gerade jene zarte und schwärmerische Stimmung ausging, wie man sie etwa bei dem vollendeten Zusammenklingen meisterhaft gespielter Geigen empfindet. Nirgends eine aufdringliche Note, die die Harmonie der Akzente verwirrte, nirgends ein gekünsteltes Tremolo, das die leichtfüßige Frühlingmelodie ihrer Gesamtkomposition beschwerte.

Gewann man bei Renate unwillkürlich den Eindruck, als ob sie lediglich die lebende Ergänzung ihrer Kleider war — gewissermaßen die Trägerin eines gesellschaftlichen Standesbegriffs, empfand man bei ihrer Gegenspielerin sofort den Triumph eines vollendeten Körpers über die Tyrannei modischer Geseze.

Dieser Unterschied in Wesen und Erscheinung, der zwischen den beiden Frauen so stark zum Ausdruck kam, belebte die Lippen der Kavaliers alsbald mit manchem gelanten Bonmot, das flüsternd von Mund zu Mund flog, und da Bosheit und Wiß bekanntlich die schnellsten Boten haben, so währte es nicht lange, bis das Augurenlächeln diskret beherrschter Mienen allgemein war.

Wenn die Wände ringsum nicht mit hohen Regalen bekleidet gewesen wären, in denen man die bunte Mannigfaltigkeit aller jener eleganten Attribute bewundern durfte, die mit zu dem kulturellen Bekenntnis einer Zeit gehören, hätte man leicht annehmen können, sich in einem ästhetischen Salon zu befinden, der in zwangloser Weise einige gepflegte Menschen von Geschmack und Haltung vereinte. Die Herren boten einander mit verbindlicher Geste aus reichgezierten Tabatières eine Prise Spaniol an oder sprachen von dem letzten Gartenfest, das der regierende Herzog jüngst einem engeren Kreise gegeben hatte, und die Damen lauschten den Beratungen der Modekünstler Pasemann und Bemme mit der gleichen inneren Hingabe, die man als gesitteter Mensch einem gelehrten Vortrag wenigstens äußerlich entgegenzubringen bemüht ist.

Franz Bemme stammte aus Dresden und hatte in seinen Jugendjahren noch die glänzende Hofhaltung Augusts des Starken erlebt. Die verfeinerten Lebensformen, wie sie von einer verhältnismäßig breiten Schicht in der sächsischen Residenz gepflegt wurden, hatten einen tiefen Eindruck auf den empfänglichen Jüngling gemacht und waren dem gereiften Manne zu einer Mitgift geworden, die er in seinem Berufe wohl zu nutzen wußte.

In Gottfried Pasemann hatte er einen Teilhaber gefunden, der seiner künstlerischen Inspiration die nötige kaufmännische Basis zu geben verstand. Der eine improvisierte — der andere kalkulierte, und so ergänzten sie sich gegenseitig in der vortrefflichsten Weise.

Wer weiß, wie lange die beiden noch ihre Kunden mit den erfindungsreichsten Vorschlägen in den Bann ihrer geschäftlichen Spekulationen gezogen hätten, wenn nicht statt des bisherigen freudigen Farbenspiels plötzlich ein trübes Dämmerlicht den Raum erfüllt haben würde. Die Sonnenstrahlen, die mit goldenen Fingern durch die Scheiben gegriffen und sich lüftern wie diebische Elstern auf alles, was leuchtete und glänzte, geworfen hatten, waren erbleicht und schließlich vollkommen kraftlos geworden, wobei der zugleich aufkommende Donner wie das Grollen eines enttäuschten Diebes klang. Ein Gewölk, das selbst von den Spaziergängern nicht beachtet worden war, hatte sich zusammengeballt, und ein jäh ausbrechender Wind trieb den Regen nieder.

Unter den Kavaliern, die Jutta den ganzen Weg über das Geleite gegeben hatten, befand sich auch ein junger Herr, der in seinem etwas befangenen Verhalten den Fremden verriet. Er trug nur eine schmale Goldtresse am Rock, eine sehr einfache Weste, und zwar peinlich saubere, doch nicht mit echten Spitzen besetzte Wäsche. Auch war sein Galanteriebeugen ohne jeden Schmuck.

Wie der Fremde jetzt sah, daß alle Leute auf dem Schloßplatz zu den Sänfenträgern eilten, schien ihm ein glücklicher Gedanke zu kommen. Er sprang behende über die Straße, und es gelang ihm, die letzte noch verfügbare Portehaise in Besitz zu nehmen.

Als er mit ihr zu Pasemanns Laden zurückkehrte, stand Renate von Falk bereits in der Tür und ihr zur Seite ein Offizier des herzoglichen Leibregiments. Dieser war offenbar in dem Glauben, die Portehaise werde für seine Dame geholt, denn er zeigte sich sehr ungehalten, als der andere sich dagegen verwehrte.

„Ich verlange die Portehaise für diese Dame hier“, erklärte er hochmütig, „wenn Sie keine Galanterie besitzen, so müssen Sie das eben noch lernen.“



Der Ton dieser Sprache war herausfordernd, aber der Fremde gehörte ganz und gar nicht zu den sanftmütigen Naturen, sondern stellte sich dem Offizier trotzig entgegen.

„Und ich habe die Portehaise eben für eine andere Dame geholt“, versetzte er, „im übrigen lassen Sie es sich gesagt sein, daß ich nichts zu lernen brauche!“

„Sie werden mir für diese Frechheit Rede stehen“, rief der Offizier wütend, „ich bin Graf Klagenow!“

„Und ich heiße Eitel von Dobernitz“, versetzte der andere verbissen.

„Dort kommt eine leere Portehaise!“ rief Xenate von Falk, sich in die Auseinandersetzung mischend, „bitte, lieber Graf, rufen Sie doch die Träger!“

Klagenow gehorchte nur sehr ungern, aber er hatte keinen Vorwand, den Streit fortzusetzen. Während er davon eilte, war auch Jutta, von dem nicht eben leisen Zank angelockt, an der Thür erschienen. Dobernik zog tief den Hut und bot seine Portehaise an.

„Für mich?!“ fragte Jutta überrascht und befremdet. „Ich danke Ihnen, aber ich stehe zurück, ich kann warten.“ Und sie trat zur Seite, um Kenate den Weg freizugeben. Diese war so erregt über die ihr widerfahrene Zurücksetzung, daß sie selbst einige Schritte durch den Regen nicht scheute, nur um früher in die eben eingetroffene Portehaise zu gelangen.

„Impertinent!“ murmelte sie vor sich hin, aber Dobernik erwiderte den empörten Blick, den sie ihm zuwarf, nur mit einem spöttischen Lächeln. Er fand das Fräulein entsetzlich anmaßend, zumal sie jünger war als die Dame seiner Verehrung. Erst jetzt sah auch Graf Klagenow, für wen Dobernik die Portehaise geholt hatte.

„Ich werde Sie für diese Erbärmlichkeit züchtigen“, raunte er im Vorbeigehen mit nur mühsam gedämpfter Stimme seinem Rivalen zu.

Dieser blieb sofort stehen und zwang den anderen durch einen Blick zu Gehör.

„Ich würde Ihnen auf diese Sprache eine Antwort zu geben wissen, wenn Sie mir sagen wollten, wo ich Sie treffen kann.“

Klagenow versicherte sich, daß niemand in der Nähe stand und sagte dann rasch: „Ich gehe nach dem Roten Adler.“

Dobernik nickte: „In einer halben Stunde hören Sie von mir.“

Man hatte den Wortwechsel mit leiser Stimme geführt, denn Duelle waren erst kürzlich wieder erneut aufs strengste verboten worden.

„Was haben Sie angerichtet!“ rief Jutta ihrem jugendlichen Beschützer zu, als dieser ihr seine Hilfe bot, in die Portehaise

zu steigen. „Und das um meinetwillen? Wissen Sie denn überhaupt, wer ich bin?“

Doberniß errötete leicht.

„Eine Dame, die niemand beleidigen soll, solange ich für sie eintreten kann.“

Jutta lächelte eigentümlich. Die Huldigung tat ihr wohl. Andererseits aber war ihr der ganze Auftritt peinlich und höchst unerwünscht.

„Besuchen Sie mich bitte noch heute“, flüsterte sie, „in Ihrem eigenen Interesse muß ich Sie sprechen. Seien Sie um 5 Uhr in Sophienhof. Dort fragen Sie im ehemaligen Lindbergschen Hause nach Madame Paniß.“

Sie gab den Trägern einen Wink, und die Portechaise entfernte sich schnell, während Doberniß wie vor den Kopf geschlagen stehen blieb. Mit noch entblößtem Haupt, den Oberkörper halb vorgebeugt, gleich einem Menschen, der mitten im Vorwärtstürmen den Weg verloren hatte, starrte er der Säufte nach. Erst als es so stark zu regnen begann, daß er fürchten mußte, vollkommen durchnäßt zu werden, trat er wieder in Pasemanns Laden zurück. Er tat dies nur sehr ungern, denn der ganze Vorfall war natürlich von dort aus beobachtet worden, und man machte jetzt zweifellos seine Glossen darüber. In unbehaglicher Stimmung lehnte er sich an den Türpfeiler und drehte den anderen möglichst den Rücken zu.

Madame Paniß! Schon vor der Reise nach der Residenz hatte er von der Geliebten des Erbprinzen gehört, die den Sohn des Herzogs zu einem sittenlosen Lebenswandel verleitet haben sollte. Was an diesem Vorwurf sein konnte, ließ sich im Augenblick schwer entscheiden. Eitel von Doberniß war jedenfalls noch ganz in den strengen Anschauungen des ancien régime erzogen worden, und in seinem Elternhause hatte man die Paniß immer nur als die Verderberin des Prinzen bezeichnet.

Und gerade für diese Frau mußte er in die Schranken getreten sein! Jetzt verstand er die seltsamen Widersprüche in der Art, wie man ihr begegnet war. Schmeichler und Schmarozer hatten sich vor der verneigt, die von den Gesitteten verachtet wurde.

Gewiß, er konnte nicht ahnen, für wen er sich einsetzte. Nur aus einer freien Regung des Herzens heraus hatte er das getan, was anderen der Schachzug eines ehrgeizigen Hirns gewesen wäre. Mochte der Schein auch gegen ihn sein, so gab es doch genug Gründe, sein Verhalten begreiflich zu machen.

Zudem fühlte er sich durchaus nicht dazu berufen, dieser vielgeschmähten Frau das Urtheil zu sprechen, ohne von ihrer Schuld überzeugt zu sein. Was er von den internen Verhältnissen der Residenz wußte, hatte er bisher immer nur auf Umwegen empfangen, und ein übertrieben schlechter Leumund schien ihm schon von jeher wie ein schlecht geprägter Taler: man konnte nie wissen, was echt und unecht daran war.

Dennoch durfte sich Dobernitz nicht verhehlen, daß er sich in einer sehr unangenehmen Lage befand. Der Offizier hatte ihn nach den Begleitumständen sicher für einen Günstling der Panitz gehalten — zumindest jedoch für jemand, der durch ihre Befürwortung schneller vorwärts zu kommen hoffte und dies ohne Scheu zur Geltung brachte. Wollte er jetzt eingestehen, daß er Jutta von Panitz nicht gekannt hatte, so glaubte ihm das doch niemand, und der Offizier würde ihn überdies noch für feige halten.

Der Streit mußte also fraglos ausgefochten werden, aber er kannte niemand in der ganzen Residenz. Unter anderen Umständen hätte er sich an den ersten besten Offizier wenden können — wohl keiner hätte ihm seine Hilfe bei einem Ehrenhandel versagt. Jetzt mußte er fürchten, daß man es ablehnte, einem Kavalier der Panitz diesen Dienst zu erweisen.

Während er noch so seinen Gedanken nachhing, trat plötzlich ein Herr zu ihm heran, der sich ebenfalls schon die ganze Zeit unter

den Ladentunden aufgehalten und ihn dabei aufmerksam beobachtet hatte. Er trug einen sehr kunstvoll gestickten Rock in der modernen Mortdoré-Farbe, Manschetten und Jabot von kostbaren Spitzen, eine gestickte lange Weste von Drap'or, eine wundervolle Perücke mit fliegenden Locken, dreieckigen Hut und Brillantschnallen an den mit rotem Absatz versehenen Schuhen. Auch hatte er sich mit einer Diamantbusennadel und kostbaren Ringen geschmückt.

Eine solche Kleidung verriet trotz aller hohen Ansprüche hier jedoch nur den Mann von Stand und nicht den Gecken. Wenn der Herzog nämlich auch selber immer nur sehr schlicht gekleidet ging, so liebte er es doch, seine Umgebung in gefälliger und glänzender Tracht zu sehen. Dem Beispiel der Kavaliere aber folgte, wer es nur irgend vermochte.

„Das war ein unangenehmes Zusammentreffen“, begann der Herr, der etwa die Mitte der Vierziger überschritten haben mochte und dessen Züge mit einem wohlwollenden Ausdruck zugleich ein starkes Gepräge von Sinnenfreude und Genußsucht verbanden. „Die Offiziere des Leibregimentes werden immer übermütiger. Ich darf wohl annehmen, daß Sie mit den hiesigen Verhältnissen noch nicht so vertraut sind. Wenn ich Ihnen daher mit meinem Rat zur Seite stehen kann, so tue ich dies gern. Ich bin der Kabinettsrat Mühsing, und ich darf wohl sagen: nicht ganz ohne Einfluß.“

Dobernitz stellte sich mit höflicher Verneigung vor und meinte: „Sie sind sehr gütig, Herr Rat, aber mir wäre aus aller Verlegenheit geholfen, wenn ich die Bekanntschaft eines Offiziers machen könnte.“

„Aha, ich verstehe“, nickte Mühsing mit diplomatischem Lächeln.

„Nun, nichts leichter als das. Im Roten Adler speisen sehr viele Offiziere, darunter auch ein Herr von Quint, den ich ziemlich gut kenne. Ich werde Sie miteinander bekannt machen.“

„Und Sie meinen“, fragte Dobernik zögernd, „daß dieser Herr zu einem solchen Dienst bereit wäre?“

„Warum denn nicht? Bei Ehrenhändeln ist es Kavalierspflcht, einander zu helfen, und der Name Dobernik hat guten Klang!“

„Gewiß, aber ich hege in anderer Beziehung noch manche Befürchtung“, wandte Dobernik verlegen ein.

„Denken Sie vielleicht wegen der Panik?“ Mühsing schüttelte den Kopf und schmunzelte vielsagend. „Junger Freund, Sie dürfen eines nicht vergessen: wenn sich erst zwei Augen geschlossen haben werden, kann sich vieles anders gestalten, und es ist noch sehr die Frage, wer klüger handelt: ob derjenige, der Madame Panik zur Gönnerin hat oder der, dem Fräulein von Falk gewogen ist. Ich für meinen Teil glaube, daß diese blonde Schöne den Erbprinzen nur reizt, solange sie die Vestalin spielt, aber daß sie ihn niemals auf die Dauer fesseln wird.“

Es machte Dobernik einen peinlichen Eindruck, daß der Kabinettsrat tatsächlich anzunehmen schien, er suche die Protektion der Geliebten des Erbprinzen. Aber es kam ihm die beruhigende Überlegung, daß auch die Falk für etwas Ähnliches galt, und dies nicht einmal mit dem gleichen Erfolg.

Da der Regen inzwischen wieder etwas nachgelassen hatte, machte Mühsing den Vorschlag, am besten gleich zum Roten Adler zu gehen. Bei ihrem Eintreffen fanden sie unter den zahlreichen Mittagsgästen auch glücklicherweise den Stabsrittmeister von Quint. Dieser war, sobald er gehört hatte, um was es sich handelte, sofort erbötig, die erforderliche Vermittlung zu übernehmen.

Während Mühsing und Dobernik an einem Tisch der großen Gaststube Platz nahmen und ihr Essen bestellten, begab sich Quint in das Zimmer, in dem vornehmlich die jungen Offiziere des Leibregiments speisten, und es dauerte nur kurze Zeit, bis er Bescheid brachte.

Man hatte bei der Verhandlung den Umstand in Erwägung gezogen, daß Doberniß — völlig unbekannt mit den einzelnen Persönlichkeiten — nicht die Absicht gehabt hatte, das Fräulein von Falk zu kränken, daß also auch Graf Klagenow die verächtlichen Ausdrücke, die er gebraucht, nicht festhalten konnte und sich sofort bereit erklärte, den Streit in kavaliermässiger Weise zum Austrag zu bringen. Es wurde daraufhin verabredet, daß das Duell an einem der nächsten Tage, nach Beendigung der Wachtparade, auf dem Fechtboden des Herrn Rixiori mit Stoßdegen stattfinden sollte. Nachdem Doberniß seinem Sekundanten für seine Bemühungen gedankt und der Offizier sich wieder zu seinen Kameraden begeben hatte, drückte er auch gegen Mühling aus, wie sehr er sich verpflichtet fühle.

„Ist gern geschehen“, wehrte dieser ab, „denken Sie lieber daran, mir Bescheid zu tun. Sie sind um zwei Glas im Rückstand. Ich will nur hoffen, daß Sie das Fechten besser verstehen als das Trinken!“

„Ich nehme es mit jedem auf“, lächelte Doberniß und hob den Becher.

„Wollen's wünschen. Dennoch möchte ich Ihnen raten, wir gingen ein Stündchen zu Rixiori. Man lernt da manche Finten und andere Kunststücke, von denen Sie auf dem Lande nichts ahnen. Doch wie Sie wollen“, meinte Mühling, als der andere ablehnend den Kopf schüttelte, „sorgen Sie nur, daß Sie dem eingebildeten Klagenow ein Pari bieten können. Was das andere betrifft, so verlassen Sie sich getrost auf mich. Sollte die Sache nicht geheim bleiben, so bin ich Zeuge, daß man Sie provoziert hat. Ich werde heute abend in Schasing sein, wo ich meinen Freund Panitz besuche. Der vermag so manches, und ein gutes Wort zur rechten Stunde kann vieles verhüten.“

Doberniß fühlte sich durch die wiederholt angetragenen Gefälligkeiten seines neuen Bekannten etwas bedrückt. Er hatte das unbestimmte Gefühl, dadurch allmählich in eine Abhängigkeit

zu geraten, die ihm vielleicht einmal verhängnisvoll werden könnte.

„Sie sind außerordentlich gütig, Herr Kabinettsrat“, versetzte er daher, „aber Sie haben mich schon mehr verpflichtet, als ich je glaube abtragen zu können. Ich bitte Sie also, es nicht falsch auszulegen, wenn ich lieber auf diese Fürsprache verzichten möchte, denn ich will nicht gern noch weitere Verbindlichkeiten auf mich laden. Aber Sie sagten eben, Herr von Panik wohne in Schazing, ich habe immer geglaubt, sein Haus befinde sich in Sophienhof.“

„Nein, dort wohnt nur Madame Panik. Sie finden das sonderbar? Weiß man denn bei Ihnen nicht, daß Herr von Panik dem Fräulein Wendehals nur seinen Namen gegeben hat und im übrigen nicht die geringsten Rechte als Gatte besitzt? Viele behaupten sogar, die ganze Ehe sei nur zum Schein geschlossen. Doch ist das ein Geheimnis, über das man nicht einmal flüsternd sprechen darf. Der Herzog befahl die Eheschließung, und Jutta Wendehals wurde eben Frau von Panik.“

„Der Herzog hätte das befohlen? Aber ich denke, er zürnt dem Erbprinzen wegen dieser Liebschaft!“

Mühsing zündete sich umständlich eine holländische Pfeife an und sagte dann:

„Seine Durchlaucht haben den Prinzen nie recht leiden können. Der Herzog zwang daher seinen Sohn, in Schazing zu wohnen und nur mit Urlaub nach der Residenz zu kommen. Die Folge war, daß der Prinz heimlich in der Hauptstadt weilte und dabei nicht eben in die beste Gesellschaft geriet. Das Verhältnis mit der Panik ist übrigens schon an die zwanzig Jahre alt. Er lernte sie als vierzehnjähriges Mädchen bei ihrer Schwester kennen, die damals bei der italienischen Oper war und die hübsche kleine Jutta en canaille behandelte. Der Prinz nahm sie in seinen Schutz, und als die ältere Schwester mit einem polnischen Grafen durchging, brachte er sie heimlich nach Schazing zu einer Madame

Gireaud, und da wurden sie dann innig miteinander vertraut. Aber Jutta hatte das Unglück, eines Tages im Schloßgarten dem Herzog zu begegnen, dem sie nicht mehr rechtzeitig ausweichen konnte. Er ließ sie hart an und befahl ihr, sie solle den ersten besten Mann nehmen, damit sie unter die Haube komme. Kurze Zeit darauf teilte er ihr durch den Präsidenten von Philippi mit, sie möge in der Umgebung der Residenz auf Kosten der herzoglichen Schatzkammer ein Landhaus kaufen, damit der Thronfolger bei seinen Besuchen nicht mit zweifelhaften Elementen zusammenkomme. So wurde denn das Lindbergsche Haus in Sophienhof gekauft, und Jutta nannte sich Madame von Panik.

„Herr von Panik ist Kammerherr beim Erbprinzen?“

„Mehr noch: er ist der Vertraute Seiner Hoheit und hat dadurch freilich viele Launen zu ertragen.“

„Das glaube ich“, lächelte Dobernik ironisch.

Aber der Kabinettsrat winkte ab:

„Sie verstehen mich falsch. Die Sache ist äußerst delikats, und wie gesagt, man kann nicht so gut darüber sprechen. Herr von Panik durfte Jutta seinen Namen geben, weil er der Vertraute des Prinzen war und seine Zuverlässigkeit unzweifelhaft feststand. Größeren Einfluß hat er dadurch kaum gewonnen. Madame von Panik sieht in ihm nur einen Mann, der seinem Herrn einen Dienst erwiesen hat.“

Eitel von Dobernik mußte im stillen über Mühsing lachen und verabschiedete sich schließlich mit dem Versprechen, ihm von dem Ausgang des Duells so bald wie möglich Mitteilung zu machen.

„Wahrhaftig“, dachte er nachher bei sich, als er den Weg zu seiner Herberge einschlug, „ein seltsamer Kabinettsrat ist das schon, der da sorgfältig die Tür zu seiner Gedankenkammer abschließt und alsdann jedermann anvertraut, wo der Schlüssel liegt!“

Fünf silberhelle Töne klangen durch den Raum, und der kleine Amor aus patinierter Bronze, die ihn bald wie einen Negerknaben mit Flügeln aussehen ließ, schien mit befriedigtem Schmunzeln auf seinen ausgestreckten Arm zu blicken, mit dem er soeben — auf einem Sockel sich drehend — gegen die Glocke der alten verschnörkelten Stuhluhr geschlagen hatte. Die Uhr stand auf einem französischen Kamin und war von zwei hohen Sevresvasen flankiert. Darüber hing ein venezianischer Spiegel, dessen etwas geringen Ausmaße durch einen breiten Schnitzrahmen künstlich vergrößert wurden.

Es war ein recht geräumiges Zimmer von drei Fenster Front, das sich in dem leicht getrübbten Glas widerspiegelte. Die Wände zeigten schön abgestimmte Tapissereien, von denen die eine das Urteil des Paris und die andere den Kampf um Troja darstellte. Dazwischen waren Wandleuchter angebracht, deren blankgeputzte Messingblaker dazu dienten, das Licht der Wachskerzen vervielfacht zurückzuwerfen und eine Betrachtung der in die Gobelins eingewirkten Figuren auch am Abend zu ermöglichen.

Der Tür gegenüber stand ein Kanapee, dessen Lehne die untere Leiste eines riesigen, stark nachgedunkelten Olgemäldes verdeckte, von dem aus der satten Bräunung nur noch eine unförmige Allongeperücke mit einiger Sicherheit zu erkennen war, so daß es der Fantasie und Neigung des Beschauers überlassen bleiben mußte, sich für den Großen Kurfürsten oder Ludwig den Vierzehnten zu entscheiden. Die Pfeiler zwischen den Fenstern waren mit schmalen, schlicht eingefassten Spiegeln bedeckt, vor denen Guéridons standen — zierlich geschnitzte und vergoldete Säulen zur Aufnahme von besonders hohen Kerzen. In der

Nähe des Mittelfensters befand sich ein mit grüner Seide überzogener und mit Lederbeuteln versehener L'Hombre-Tisch, um ihn herum einige gepolsterte Taburets.

Alle diese Dinge waren mit großem Geschmack aufeinander abgestimmt und machten das Zimmer trotz seiner Geräumigkeit recht behaglich. Die Möbel zeigten eine gebiegene Ausführung, konnten dabei aber nicht eigentlich prunkvoll genannt werden. Prinz Johann war stark verschuldet und vermochte seiner Geliebten daher zunächst nur verhältnismäßig unbedeutende Zuwendungen zu machen.

Dennoch war Dobernik bei seinem Eintritt wie geblendet. In der puritanischen Einfachheit eines kleinen Edelstübes im entferntesten Winkel des Landes aufgewachsen, war ihm jeder Luxus fremd geblieben. Er verharrte in der Mitte des Raumes und fühlte sich geniert. Der ihm ungewohnte Aufwand stimmte ihn unbehaglich, zumal ihm hierbei zum ersten Male die Armlichkeit seiner Kleidung so recht zu Bewußtsein kam. Verlegen blickte er auf seine bestaubten Schuhe, die ihm auf den schön gefärbten Hölzern des Parketts einen besonders plumpen Eindruck zu machen schienen, und das Bild, das einer der Pfeilerspiegel von ihm zurückwarf, war auch nicht dazu geeignet, ihm seine Sicherheit wiederzugeben.

Aber das alles war es nicht allein.

Eitel von Dobernik war seit seinem Zusammenstoß mit dem Grafen Klagenow und der ihm durch die eigenartige Verflissenheit des Kabinettrates zuteil gewordenen Aufklärung nicht wieder zur Ruhe zu kommen. Schon am ersten Tage seines Aufenthaltes in der Residenz mußte er sich als unfreiwilligen Kollenträger eines gesellschaftlichen Intrigenspielles sehen, das ihm durchaus nicht geeignet schien, den Beifall einer unbefangenen Öffentlichkeit zu erringen, und der mit dieser Erkenntnis entflammte Aufruhr widerstreitendster Empfindungen hatte die Waagschale seiner

sonst so ausgeglichenen Urteilstkraft vollends ins Schwanken gebracht.

Zweifel sind immer wie Steine, die eine unsichtbare Hand in den stillen Spiegel unserer Seele wirft. Wohl wird es an der Oberfläche langsam wieder ruhig, aber der Stein ist hinabgesunken und hat den Grund aller Dinge verändert — wir sind nicht mehr die gleichen. Etwas Fremdes ruht in uns. Wir fühlen uns bedrückt und trachten irgendeine Schuld zu tilgen, über die unser Gewissen vielleicht noch Rechnung führt. Und wenn wir da den Fehler nicht finden, dann suchen wir ihn bei den andern.

So kam es, daß Doberniß sich auf den Gruß der ihn willkommenheißenden Madame Panitz mit einer betonten Distanziertheit vorstellte und nur zögernd auf dem ihm angebotenen Taburett Platz nahm. Jutta musterte ihren Besuch mit einem unbefangenen Blick.

„Darf ich fragen, Herr von Doberniß, was Sie veranlaßt hat, sich das Fräulein von Falk in solcher Weise zur Feindin zu machen? Wollten Sie mir eine Galanterie erweisen, so hätte dies schließlich auch auf anderem Wege geschehen können. Was hat Sie überhaupt nach der Residenz geführt?“

Doberniß sah geflissentlich zu Boden, als wolle er sich jedem Einfluß seines Gegenübers entziehen.

„Ich bin erst gestern hier eingetroffen und soll als Cornet bei den herzoglichen Leib-Carabiniers eintreten. Ich kannte weder Sie noch die andere Dame, die sich im Laden befand. Es ärgerte mich nur, daß der Offizier, statt mich um die Überlassung der Portehaie zu bitten, dies in schroffer Form verlangte.“

Die Sätze klangen gesucht, fast wie eingelernt, und Jutta fühlte, daß Doberniß sich bemühte, ihr keine Schmeichelei zu sagen, vielmehr die Sache so darstellte, als wäre es ihm ganz gleichgültig gewesen, welche von den beiden Damen seine Kavalleriedienste in Anspruch genommen hätte. Aber Jutta gab sich nicht so leicht zufrieden. Sie ahnte, daß sich hinter dieser ge-

wundenen Erklärung ein Gefühl verbarg, das von sich aus zweifellos ganz anders gesprochen haben würde. Weit entfernt davon, durch die ablehnende Haltung des jungen Edelmannes irgendwie gekränkt zu sein, fand sie diese Vermummung der Empfindungen nicht ohne Reiz.

„Hat Sie der Offizier etwa gefordert?“ forschte sie. „Es ist Ihnen doch hoffentlich bekannt, daß der Herzog keine Duellwünscht.“

Dobernitz schüttelte den Kopf.

„Seien Sie überzeugt, Madame, daß die Folgen der kleinen Reibung ganz ohne Bedeutung sind. Die freundliche Fürsorge, die Sie auszusprechen die Güte hatten, verpflichtet mich zu Dank, und diesen abzustatten kam ich Ihrer Einladung nach.“

Damit wollte er sich erheben, doch Jutta — von diesem unerwartet schroffen Abbruch des Gespräches außer Fassung gebracht — ließ es nicht dazu kommen.

„Herr von Dobernitz, warum sagen Sie mir nicht die Wahrheit? Ich muß entweder glauben, daß Sie keinen Mut haben — und so sehen Sie nicht aus — oder daß Sie, nachdem Sie erfahren, wer ich bin, es bedauern, für mich eingetreten zu sein.“

Dobernitz sprang auf.

„Madame . . .“

Er suchte nach Worten, aber Jutta gab ihm keine Zeit zur Überlegung. „Sie haben keine Entschuldigung — Sie wollen mich täuschen! Graf Klagenow hat Sie gefordert und . . .“

„Madame, ich pflege niemand zu täuschen!“ unterbrach Dobernitz gereizt. „Gestatten Sie mir, über diese Angelegenheit zu schweigen.“ Jutta erhob sich jetzt ebenfalls. Sie schien bleich und erregt. „Gehen Sie!“ rief sie und presste die Hände zusammen wie zu einer dringenden Bitte. „Gehen Sie doch schon! Ich weiß ja, daß Sie mich nur schonen wollen und deshalb eben nicht das sagen, was Sie denken, nämlich: daß Ihre Ehre als Offizier und Edelmann eine andere ist als die meine, daß also

die Voraussetzungen, denen Sie sich verbunden fühlen, für mich nicht zutreffen. Ich tat Unrecht, zu glauben, daß ein Mensch stärker sein könnte als sein Vorurteil!"

Doberniß war über diesen leidenschaftlichen Gefühlsausbruch sichtlich bestürzt.

„Aber Sie irren“, stammelte er, „Sie irren ganz gewiß . . .“

Jutta wehrte mit einer zornigen Handbewegung ab.

„Lassen Sie das — Sie brauchen sich nicht weiter zu bemühen. Ihre Worte können mich nicht mehr bestechen, nur Ihre Gesinnung hätte es vermocht!“

Doberniß stand einen Augenblick wie gelähmt.

„Ihr Vorwurf ist hart“, meinte er dann, „aber er ist auch ungerecht. Sie zwingen mich dadurch, die Pflicht einer durch die Umstände gebotenen Diskretion zu verletzen, doch ich darf wohl annehmen, daß Sie mein Vertrauen nicht mißbrauchen werden.“

Er machte eine Pause und sah starr vor sich hin.

„Ich habe den Grafen gefordert.“

Er sprach es leise und schnell, als fürchte er, daß man ihn belauschen könnte. Jutta sah ihn ungläubig an. In ihren Augen lag ein großes Staunen, und ihre Hände bewegten sich hilflos hin und her.

„Ist das wahr?“

In jedem Laut klang ihr Herzschlag mit. Doberniß nickte. „Mein Wort steht dafür ein — und morgen mein Degen!“

Jutta überflog ein Zittern. Mit zwei schnellen Schritten stand sie dicht vor dem jungen Offizier. Ihr Atem streifte seine Wange wie eine heimliche Liebkosung, und ihre Arme waren leicht ausgebreitet, als dachte sie ihn zu umfassen. Aber in halber Bewegung hielt sie inne, und nun wirkte sie ganz wie ein kleiner, hilfloser Vogel, der zum ersten Male die Schwingen zum Fluge strecken wollte.

„Das ist weit mehr als ich erwartete“, sagte sie mit mühsamer Beherrschung. „Nie hätte ich daran gedacht, ein solches

Opfer zu verlangen. Ich spielte vorhin nur darauf an, um Sie aus Ihrer Reserve zu drängen. Alles, worauf es mir ankam, war ein Wort von Mensch zu Mensch — nichts weiter! Die kühle Höflichkeit, mit der Sie mir begegneten, mußte wie eine versteckte Anklage wirken, gegen die ich mich zu wehren hatte."

Sie schwieg, um dann gleich darauf lebhafter fortzufahren: „Ich glaube nicht, daß Sie ermessen können, was der von Ihnen beabsichtigte Schritt für mich bedeutet. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch: es geht mir weiß Gott nicht um dieses Duell, das ich gern verhindern würde, wenn ich ein Recht dazu hätte. Aber es ist so unendlich wohltuend, endlich jemand gefunden zu haben, der bereit ist, der Annahmung eine Grenze zu ziehen. Ich weiß nicht, was man Ihnen inzwischen von mir berichtet hat, aber Sie können fest überzeugt sein, daß es nichts gibt, dessen ich mich zu schämen hätte. Ich habe die Freundschaft eines Mannes gefunden, der sich nach den landesüblichen Anschauungen mir niemals hätte zuwenden dürfen, und das kann man mir nicht vergessen! Gewiß — ich hätte daran denken müssen, ich hätte wissen müssen, daß Neid und Mißgunst sich dagegen erheben würden. Aber fragt man denn danach, wenn Herz und Sinne schon gesprochen haben? Verstehen Sie, was das für eine Frau bedeutet? Wissen Sie, was Hingabe ist? Ich war wie ein Echo, das nur das Wort zu wiederholen wußte, das ein anderer ihm gegeben, ich war wie ein treibendes Blatt, das der Wind in seine Arme riß . . ."

Und als Dobernik nichts darauf erwiderte, fügte sie leise hinzu: „Oder sind Ihnen derartige Gefühle so fremd, daß Sie dafür kein Verständnis haben?"

Der Cornet streifte Jutta mit unsicherem Blick. Eine Unruhe glitt über sein Gesicht und leuchtete einen Augenblick in seinen Zügen — gefährlich wie eine unbewachte Flamme. Gleich darauf aber hatte er sich wieder in der Gewalt.



„Ich habe noch nie Zeit gehabt, mich in dieser Weise mit mir zu beschäftigen. Ich kannte bisher immer nur Pflichten und keine Gefühle!“

Jutta sah ihn verständnislos an.

„Aber, mein Gott, so kann man doch nicht leben!“

„Doch, das kann man.“

Jutta senkte den Kopf.

„Nein“, sagte sie, „das wäre grausam. Ein Leben ohne Liebe ist wie eine Ahré ohne Frucht“.

„Sie haben vollkommen recht, Madame, denn es gibt überhaupt kein Leben, das ohne Liebe wäre. Es kommt nur darauf an, was man darunter versteht. Auch Pflicht kann Liebe sein — eine Liebe nämlich, die unbeschränkte Bereitschaft zum Dienen ist, ohne eine Rücksicht auf die eigene Existenz und ohne eine Frage, ob das Opfer lohnt. Soldat zu sein — ist die höchste Liebe!“

Während Dobernik so sprach, hatten seine Augen Glanz bekommen, und alle Befangenheit war von ihm abgeglitten. Er ahnte, daß in diesem Augenblick er der Stärkere war und wagte es, Jutta zum ersten Male ohne Scheu zu betrachten. Sie stand vor ihm in einer Haltung, die fast demütig genannt werden konnte.

„Vor solchen Gründen muß ich schweigen“, sagte sie, als sie den Blick des jungen Offiziers auf sich ruhen fühlte. „Es liegt etwas so Großes, aber auch zugleich so Niederdrückendes in Ihrem Bekenntnis, daß alles andere wertlos erscheinen muß. Ich möchte gern etwas dagegen einwenden, aber ich kann es nicht — ich wüßte nichts, was . . .“

Sie brach ab, denn eine Zofe war eingetreten, die zögernd an der Tür stehen blieb. Auf einen Wink ihrer Herrin kam sie näher und überreichte ein Billet.

„Es ist dringend“, sagte sie, gleichsam um die Störung zu entschuldigen, und entfernte sich leise. Jutta löste das Siegel und überflog die Zeilen.

„Von Panig“, sagte sie seufzend. „Aber was nützt schon die Warnung!“ Sie warf das Schreiben auf den Tisch und wandte sich wieder ihrem Besuch zu.

„Das ist auch wieder ein Beweis, wie wenig man Ursache hat, mich zu beneiden. Die Umgebung des Prinzen will mich aus dem Spiel bringen, weil ich mich nicht zum Werkzeug ihrer Pläne machen lassen will. Und es ist leider gar nicht ausgeschlossen, daß sie früher oder später ihr Ziel erreichen werden. Denn die Freunde des Prinzen benutzen seinen Hang zur Mystik, seine Leichtgläubigkeit und sein argloses Vertrauen, um ihn ganz in den Bann der Rosenkreuzer zu ziehen. Ich habe ihn gewarnt — wieder und wieder. Aber was hilft das alles, er glaubt nun einmal an die übernatürliche Macht dieser Propheten. Trotzdem scheint man meinen Einfluß zu fürchten, denn Panig meldet mir soeben, daß man für heute ein Komplott gegen mich geschmiedet hat. Es ist in Schloß Sophienhof eine Sitzung anberaumt worden, und gleichzeitig hat man mehrere Wagen bestellt, um im Anschluß daran nach Schazing zu fahren. Wer weiß, was man alles vorhat!“

Sie strich sich über die Schläfen und sah so bekümmert aus, daß Doberniß den Anblick fast wie einen Schmerz empfand. Er konnte des eben erst errungenen Triumphes nicht recht froh werden. Das ist schrecklich, dachte er bei sich, wenn ich ihr nur helfen könnte! Er blickte zu Jutta hinüber, die sich auf dem Kanapee niedergelassen hatte und trübe vor sich hinstarrte. Ein Schweigen lag zwischen ihnen wie eine Schwelle, die keiner zuerst überschreiten wollte. Endlich raffte sich Doberniß zusammen und fragte: „Sollte es nicht dennoch in Ihrer Macht liegen, Seine Hoheit über den Betrug aufzuklären?“

Und halb widerstrebend fügte er hinzu:

„Ich bin nicht ganz uneingeweiht in das Treiben der Illuminaten, ich kenne sogar die Geheimnisse der ersten Grade. Mein Vater wurde nämlich lange Zeit von einem solchen Charlatan ausgebeutet. Ich belauschte ihn damals, entdeckte seine Helfershelfer und sorgte dafür, daß man ihn aus dem Hause jagte.“

Jutta blickte ihn fragend an.

„Soll ich daraus entnehmen, daß Sie mir eine Waffe gegen meine Widersacher geben wollen? Denken Sie daran, daß Sie nach der Residenz gekommen sind, um eine ehrenvolle Laufbahn zu suchen und sich einem Beruf zu widmen, den Sie vorhin mit so beredten Worten zu verteidigen wußten. Sie sollten sich also nicht jene zu Todfeinden machen, die vielleicht sehr bald alleinigen Einfluß im Lande haben werden. Sie dürfen das am wenigsten um einer Frau willen tun, für die zu kämpfen in Ihren Kreisen keine Ehre ist, und deren Dankbarkeit selbst da, wo sie die gerechteste wäre, nur Mißdeutungen ausgesetzt ist, von denen auch der Empfangende sicher nicht verschont bleiben würde.“

Jutta hätte nicht anders reden können, wäre es ihr darum zu tun gewesen, Dobernitz in seinen Absichten zu bestärken. Ihre Warnung, die so offen auf die Möglichkeit einer Gefährdung des eigenen Wohles hinwies, war für den jungen Offizier eine Herausforderung seiner ritterlichen Dienste.

„Wenn nur diese Rücksicht Sie hindert“, rief er impulsiv, „dann bitte ich ganz über mich zu verfügen!“

Jutta lehnte sich zurück und lächelte flüchtig.

„Mein, Herr von Dobernitz, ich kann dieses Opfer nicht annehmen, das wäre zu demütigend für mich.“

Der Cornet runzelte die Brauen.

„Verzeihung, Madame, aber das verstehe ich nicht! Es ist meine Pflicht . . .“

Jutta richtete sich lebhaft auf.

„Sehen Sie, das meine ich ja gerade! Es ist Ihre Pflicht — nur darum ist es Ihnen zu thun. Sie wollen mir helfen, gewiß, aber nicht um vor mir, sondern um vor sich selber bestehen zu können. Ich bin nur der Anlaß und nicht der Gegenstand Ihrer Bereitschaft. Oder wollen Sie das leugnen?“

Dobernik schwieg und erblaßte. Dieser Angriff kam ihm so überraschend, daß er seine Verwirrung nicht mehr verbergen konnte. Mehrmals setzte er zu einer Entgegnung an, aber mit Schrecken fühlte er, daß er mehr und mehr seine mühsam errungene Sicherheit wieder zu verlieren drohte.

Jutta warf ihm einen fragenden Blick zu.

„Nun, warum antworten Sie denn nicht? Sie haben es doch vorhin so gut verstanden, mich mit Ihren Argumenten in die Enge zu treiben. Ist Ihnen das Rüstzeug etwa zu schwer geworden? Ich bin der Meinung, daß man keinen so gewichtigen Panzer tragen sollte, wenn man sich unverletzlich wähnt. Aber das sind Sie eben nicht! Sie wollen die Pflicht über alles gesetzt wissen, und dabei vergessen Sie ganz, daß es noch etwas Höheres gibt, etwas viel Stärkeres und Heiligeres: den Menschen!“

Dobernik krampfte die Hände zusammen, und sein Atem ging stürmisch. „Mein Gott, warum sagen Sie mir das alles?!“ rief er gequält. „Was habe ich Ihnen denn getan, daß Sie mich so diffamieren?!“

Jutta stand auf und legte ihm beschwichtigend ihre Hand auf die Schulter.

„Ich wollte Sie nicht kränken, Herr von Dobernik, ich nehme nur das Recht für mich in Anspruch, meine Ansicht ebenso freimütig zu äußern, wie Sie es getan haben, und ich finde, daß ein Dienst, den man nur als eine noble Geste betrachtet, zu der man sich aus irgendeinem Grunde verpflichtet fühlt, seines edelsten Gehaltes beraubt wird, und für jeden, dem er gilt, nur

bedrückend sein kann, so daß es besser ist, man verzichtet ganz darauf.“

Der Cornet schien jeden inneren Halt verloren zu haben. Er fuhr sich über die Augen, als wollte er einen Schleier zerreißen.

„Ich beschwöre Sie, Madame, denken Sie nicht d a s von mir! Ich habe posiert, elend posiert wie ein Schmierentomödiant. Ich wollte stärker erscheinen, als ich bin, weil ich mich — ja: weil ich mich fürchtete! Das mag lächerlich klingen, aber es ist so. Ich fürchtete, daß ich mich verlieren könnte, und ich hatte mich bereits nicht mehr, ich wollte kämpfen, und ich war schon längst besiegt.“

Er hielt inne, da ihm die Stimme versagte. Stumm nahm er Juttas Hände und küßte sie mit zitternden Lippen.

„Also d a s war es!“ sagte sie leise.

Dobernitz nickte.

„Nur das allein! Ich habe mich gewehrt, so sehr ich konnte, aber es kam über mich wie ein Schicksal.“

Er sah Jutta mit einem schmerzlichen Lächeln an.

„Seien Sie unbesorgt, Madame, ich hege keine Hoffnungen, meine Gefühle sind frei von Begehren. Ich möchte Sie glücklich sehen — das ist alles.“

Jutta war so ergriffen, daß sie sich abwenden mußte.

„Ich fühle mich tief beschämt“, sagte sie und hatte Mühe, die Tränen zurückzudrängen. „Glauben Sie nur nicht, ich hätte ein mutwilliges Spiel mit Ihnen getrieben, um den Kampf Ihrer Seele zum Spiegel meiner Eitelkeit zu machen. Würde ich gehnt haben, was in Ihnen vorging — mit keinem Wort hätte ich Sie je gedrängt, mir etwas zu verraten, was sie nicht freiwillig gestehen wollten. Ihr Verhalten war dazu angetan, mich zu falschen Schlüssen zu verleiten, und wenn Sie erst die Verhältnisse in der Residenz näher kennengelernt haben, dann werden Sie auch begreifen, daß ich mich in einer ewigen Abwehrstellung

befinde, die mein Vertrauen zu menschlicher Güte und Selbstlosigkeit stark erschüttern mußte.“

Sie sah ihn forschend an.

„Aber warum diese Trauermiene? Sie meinen sich geschlagen geben zu müssen, doch Sie haben einen Sieg errungen, denn ich selber bitte Sie jetzt darum, mir zu helfen, und ich muß mich be scheiden, wenn Sie nein sagen.“

Doberniß errötete.

„Mein Wort gilt nach wie vor!“

„Ich danke Ihnen und hoffe, daß Sie nie Ursache finden werden, diesen Tag vergessen zu wollen. Aus den Ihnen schon bekanntgewordenen Gründen möchte ich Sie bitten, sich heute abend so viel wie möglich in der Nähe des Prinzen aufzuhalten und zu sehen ohne gesehen zu werden. Vor allen Dingen reiten Sie, sobald man von hier aufbricht, mit nach Schasing. Wenden Sie sich dort an den Kammerherrn von Panik, zeigen Sie ihm diesen Ring, und Sie werden jede Unterstützung finden. Sollte es Ihnen wirklich gelingen, einen Betrug aufzudecken, so verbürge ich mich dafür, Ihnen eine Audienz beim Prinzen zu verschaffen, die für Ihre Zukunft entscheidend sein könnte. Aber seien Sie vorsichtig, überstürzen Sie nichts. Es ist besser, auf ein Eingreifen ganz zu verzichten, wenn Sie nicht des Erfolges sicher sind.“

Als Doberniß sich zur Thür wandte, läuteten gerade die Domglocken den Abend ein, und ihre ehernen Stimmen waren wie ein gewaltiges Gebet. Dazwischen aber klangen als zarte Variante heiterer Weltlichkeit sechs silberhelle Töne durch den Raum, und der kleine Amor aus patinierter Bronze, die ihn bald wie einen Negerknaben mit Flügeln aussehen ließ, schien mit befriedigtem Schmunzeln auf seinen ausgestreckten Arm zu blicken, mit dem er soeben — auf einem Sockel sich drehend — gegen die Glocke der alten verschnörkelten Stuhluhr geschlagen hatte.

Den herbfüßen Doppellklang noch in den Ohren, schritt der Cornet die Straße hinab. Es fiel ihm auf, wie viele Menschen mit ihm den gleichen Weg nahmen. Je mehr er sich dem Schloß näherte, desto dichter wurde das Gedränge, und am Paradeplatz, unweit dem kleinen Prinzeß-Palais, bildeten die Massen ein so enges Spalier, daß an ein Weiterkommen nicht mehr zu denken war. Der Cornet blieb stehen und suchte aus den Gesprächen zu entnehmen, was es gäbe. Als ihm dies nicht gelingen wollte, wandte er sich um Auskunft an einen neben ihm stehenden Bürger, der einen kaffeebraunen langen Rock mit talergroßen Knöpfen trug.

„Der Herzog reitet aus“, hieß es, und etliche Gesichter drehten sich erstaunt dem Frager zu, als wäre das eine Angelegenheit, die man eigentlich wissen mußte.

Doberniß brauchte nicht lange zu verweilen. Eine Unruhe glitt über die Menge und kündigte den Erwarteten an, während zugleich das verworrene Konzert der Stimmen einer feierlichen Stille wich.

Der Herzog kam auf einem schwarzen Pferd geritten. Er trug einen alten Dreispitz, dessen Kordons sich losgelöst hatten. Die weiße Generalsfeder war zerrissen und schmutzig. Auf der blauen Montierung mit den gelben Aufschlägen und dem goldenen Achselband lag der Staub der Straße. Die helle Weste zeigte Tabakspuren, und die schwarzen Samthosen hatten blanke Stellen.

Der Platz sowie die anliegenden Straßen waren dicht besetzt, und auch in den Fenstern drängte man sich. Überall das tiefste Schweigen, entblößte Häupter und in den Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen.

Der Herzog ritt seinem Gefolge ganz allein voraus. Er grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Dabei beachtete er eine sehr merkwürdige Stufenfolge — je nachdem die aus den

Häusern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Bald lüftete er den Hut nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und hielt ihn eine Zeitlang daneben, bald senkte er ihn bis zur Höhe des Ellenbogens herab. Aber diese Bewegung dauerte unausgesetzt. Sobald er sich bedeckt hatte, sah er schon wieder andere Leute, denen er sich zu einem Grusse verpflichtet fühlte.

Durch dieses andächtige Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der Gassenjungen, die vorausliefen, die Mützen in die Luft warfen und dem stillen Greis auf dem hochbeinigen Kappen den Staub von den Stiefeln wischten.

Bei dem Palais der Prinzessin Sophie war die Menge noch dichter, denn dort erwartete man ihn. Der Herzog lenkte in den Hof hinein, und in eben demselben Augenblick gingen die Flügeltüren auf. Von zwei Hofdamen gestützt, wankte die lahme Prinzessin ihrem Bruder entgegen. Sowie er sie gewahr wurde, setzte er sich in einen kurzen Trab, parierte seinen Gaul vor dem untersten Treppenabsatz, stieg aus dem Sattel, zog den Hut, den er nun mit herabhängendem Arm ganz unten hielt, und drückte die Schwester zärtlich an die Brust. Dann bot er ihr den Arm und führte sie wieder die flachen Stiegen hinauf, die sie ihm entgegengekommen war. Die Flügeltüren gingen zu, alles war verschwunden, und immer noch stand die Menge entblößten Hauptes, schweigend, die Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein jeder sich sammelte, um ruhig seines Weges zu gehen.

Nur der Mann in dem kaffeebraunen Rock mit den talergroßen Knöpfen blieb noch auf seinem Platz. Er wandte den Kopf zu Doberniß. „Das ist ein Mann!“ rief er. „Sechszundsiebzig Jahre alt — und kennt nichts als seine Pflicht!“

Der Cornet zuckte zusammen, warf dem Sprecher einen finstern Blick zu und entfernte sich, wobei das Klirren seiner Sporen wie ein Gelächter klang.

Der Schatten im Licht

Die Regierung Herzog Heinrichs V. aus dem Hause Herrenheim währte bereits 40 Jahre. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß die Öffentlichkeit, schon während er noch herrschte, das Gepräge einer neuen Zeit anzunehmen begann und eine wesentlich anders geartete Lebensanschauung heranreifen ließ.

Alle Ehrfurcht vor der rastlosen Hingabe des greisen Monarchen konnte nicht darüber hinwegtäuschen, wie Fürst und Volk einander immer fremder wurden, wie Jahr um Jahr in schicksalhafter Folge der Abstand größer wurde. Es lag in dieser Entwicklung nichts von versäumten Gelegenheiten oder einer Trägheit des Herzens — man lebte sich einfach auseinander, und was vielleicht noch vor einem Menschenalter als unerhörte Umwälzung galt, wurde heute von manchen Kreisen schon als drückende Tradition empfunden. Ein sichtbares Kennzeichen hierfür war zweifellos die Tatsache, daß sich in den letzten Regierungsjahren mehr und mehr ein mißmutiger, gereizter — ja fast unnatürlicher Zustand bemerkbar machte, der seine tieferen Gründe vor allen Dingen in der allgemeinen Spannung hatte, mit der man der kritischen Zeit des Thronwechsels entgegensah.

Hinzu kamen die verschiedenen Ideenströmungen, die gerade Ende des 18. Jahrhunderts auftauchten und selbst von dem absolutistischen Willen des Herzogs nicht auf die Dauer unterdrückt werden konnten. Die erwachende nationale Literatur hatte einen für die damaligen Begriffe geradezu aufrührerischen Charakter und war der jungen Generation ein mächtiger Ansporn zu eigenem Denken. Auch die Frauen, deren Einfluß unter den

letzten beiden Regenten völlig ausgeschaltet gewesen war, begannen sich wieder um Staat und Politik zu kümmern.

Höflinge fanden sich zu bestimmten Interessengruppen zusammen. Von Österreich her waren Werthershausen und Graf Lehnau in diesen Kreis gekommen und hatten mit ihren schönen Frauen die leichteren Sitten einer großzügigeren Tradition in die puritanischen Gepflogenheiten der bisher stark militärisch betonten Hauptstadt verpflanzt.

Die Leute der alten Schule zogen sich vor dieser Entwicklung der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse mehr und mehr aus dem öffentlichen Leben zurück und prophezeiten mit der tragischen Geste des Sehers und Warners, der keine Ohren für seine Worte finden kann, unabwendbares Unheil, ohne selber dabei erkennen zu wollen, daß nur ein ewiges Beispiel der Geschichte wieder einmal historische Tatsache werden sollte: die Neuordnung der sozialen Struktur eines Staates.

Seine älteste Schicht stammte noch aus der steifmilitärischen Zeit des Großen Herzogs, und der jetzige hatte ihr Ansehen aufrechterhalten, weil er erkannte, daß allein in dieser Richtung noch jenes alte militärische Pflichtgefühl zu finden war, das die wesentliche Stärkung einer jeden Staatsraison bedeutet, die den Anlaß zu Reformen noch nicht gekommen glaubt.

Der Herzog selbst hatte eine Generation herangebildet, zu der freilich kurz vor seinem Tode nur noch ein kleiner Rest von Zeitgenossen gehörte, die sich nach dem Vorbild des großen Preußenkönigs bei aller Starrheit ihrer Lebensauffassung die geistreiche Wortspielerei gallischen Wises und den Spott eines Voltaire angeeignet hatten.

Ihnen stand in unentwegter Kampfstellung eine junge akademische Front gegenüber, die mit romantischem Eifer zur Geltung drängte: eine Flamme, der man — weil sie sich nicht mehr ersticken ließ — möglichst alle Nahrung, geistig wie materiell, zu entziehen suchte, um sie klein und ungefährlich zu halten, die aber

dennoch von dem Sturm jugendlicher Leidenschaft getrieben, nur um so höher aufloderte.

Zwischen diesen beiden lag die behäbige Masse eines indolenten Bürgertums — in seinem Wesen weder jung noch alt, ewig nörgelnd und doch jedem Wechsel abgeneigt, uneinig in sich selber, kritisch gegen die Herrschenden, mißtrauisch gegen die Kommenden, verachtet von beiden.

Der alte Herzog sah düster in die Zukunft. Verbittert entzog er sich jeder Annäherung, und wenn er sich in der Öffentlichkeit zeigte, war es ein Ereignis, von dem lange gesprochen wurde. Im Lande war sein Name bereits Legende.

Die jungen begüterten Offiziere, deren Väter ringsum auf den ausgedehnten Rittergütern saßen, versprachen sich von einem Thronwechsel allerlei Annehmlichkeiten, denn allgemein rechnete man damit, daß der Erbprinz sich für die ihm bisher auferlegten Einschränkungen schadlos halten werde, sobald nur seine Zeit gekommen war. Schon jetzt bemühte man sich, einen bestimmten Einfluß auf die unvermeidliche Neugestaltung der Dinge zu nehmen.

Es ist genugsam bekannt, welche Rolle die Rosenkreuzer, die Illuminaten und die Freimaurer am Ausgang des 18. Jahrhunderts gespielt haben, wie der Hang zur Mystik, die Sehnsucht nach unerschöpflichem Reichtum und übernatürlicher Macht von idealen Schwärmern in verworrenen Thesen demonstriert und von geschickten Gauklern ausgebeutet wurde, wie der Graf von St. Germain eine Zaubertinktur zur Verjüngung des Körpers braute, wie man Gold zu machen suchte, Geister zitierte und schon zu jener Zeit dem tierischen Magnetismus die Kraft beilegen wollte, hellsehende Wesen zu schaffen, die in der Hypnose — damals sagte man magnetischer Schlaf — allwissend sein sollten. Diese Vorliebe für das Geheimnisvolle, Unerforschte, war der natürliche Rückschlag gegen die von Rousseau und Holbein angebahnte und von manchen Fürsten geförderte freigeistige Rich-

tung, eine Rückkehr zu den Urformen der Schöpfung, eine Wanderung durch die Irrgänge der Seele, ein Tasten nach den Grundgesetzen alles Seins, ein Glaubenskult an den ewigen Kräften des Lebens, um das Unwägbare, Unfaßbare, Unbegreifliche . . .

Es war die Zeit der Offenbarungen Swedenborgs, der Wunderkuren Gafners, der Verzückungen Jung-Stillings, der empfindsamen Kundgebungen Lavaters — die Zeit, in der Hunderttausende sehnsüchtig und vertrauensvoll den Lehren lauschten, die über das Hereindringen einer Geistersphäre in unsere Welt eine ungeahnte Offenbarung verhießen.

Seine Glanzperiode hatte der Freimaurerorden in dem Osterreich der ersten Josefianischen Zeit. Die von ihm aufgestellten Grundsätze: Vereinigung der Menschheit, treue Freundschaft und Brüderlichkeit, christliche Liebe ohne positive Religion, entsprachen ganz den Neigungen der Zeit. Die geheimnisvolle Symbolik des Ordens tat ein übriges, um der Bewegung viele Köpfe zuzuführen.

Die Wiener Logen zählten damals mehr als 600 Brüder, darunter Offiziere, Aristokraten und Dichter. Die Loge „Zur gekrönten Hoffnung“ galt für ganz besonders exklusiv und enthielt die vornehmsten Namen unter ihren Mitgliedern. Zu den Provinziallogen gehörten Gouverneure und zahlreiche Beamte. Der Kaiser war zwar niemals Freimaurer, aber dabei doch von dem verdienstvollen Wirken der Ordensbrüder so überzeugt, daß er ihnen volle Freiheit ließ, solange sie die Gesetze beachteten.

Es konnte daher nicht ausbleiben, daß die Illuminaten auch bald in den anderen deutschen Ländern festen Fuß faßten, und die geheimen Oberen oder die Personen, die sich dafür auszugeben wußten, gingen hier sogar so weit, daß sie den rasch gewonnenen Einfluß mehr oder minder offensichtlich zu politischen Intrigen ausnützten.

In der Residenz des Herzogtums waren ihnen die Umstände besonders günstig. Abgestoßen von dem trockenen Nationalismus,

der während der Regierung des alten Herzogs in dem geistigen Leben der maßgebenden Kreise vorherrschte, sprang der Erbprinz in das andere Extrem über. Einer gläubigen Schwärmerei hingegeben, wählte er sein eigenes zeitliches und ewiges Heil ebenso wie das seiner künftigen Untertanen am besten dadurch zu fördern, daß er sich in religiösen Fragen und weltlichen Geschäften von Erleuchteten leiten ließ, die sich des unmittelbaren Verkehrs mit der Gottheit zu rühmen hatten. Insbesondere waren es hier zwei Männer aus der engsten Umgebung des Prinzen, Rudenz von Werthershausen und Christopher Willmann, die eine unheimliche Macht über die Entschlüsse des zukünftigen Landesherrn hatten.

Werthershausen war Soldat und in allen ritterlichen Künsten erfahren — Eigenschaften, die allein schon ihm den Prinzen näher gebracht hätten. Hinzu kam, daß er allerlei nervenstärkende Mittel wußte, mit denen er dem Prinzen zu imponieren und auf die weiteren Künste der Ordensbrüder neugierig zu machen verstand. Er war es auch, der Johann in den Orden der Rosenkreuzer eingeführt hatte. Dieser im 17. Jahrhundert von schwäbischen Theologen vermutlich in Tübingen gestiftete und später auch in Norddeutschland weit verbreitete Geheimbund rühmte sich des Besizes einer uralten Theosophie, sowie besonderer geheimer Wissenschaften und Künste, die der angebliche Stifter, Christian Rosenkreuz, von indischen Brahmanen und ägyptischen Priestern erlernt haben sollte. Im übrigen gefiel man sich während der Sitzungen in allerlei spiritistischem Spuk und alchimistischen Experimenten.

Willmann, der Sohn eines Geistlichen und selber einst als Prediger tätig, gehörte zu den Mitgliedern des Ordens der neuen Tempelherren, der Geisterschauer von Wiesbaden und war Meister der Rosenkreuzerloge zum goldenen Löwen. Mit fantastischen Versuchen, die Universalinktur zu gewinnen, gingen sehr praktische Bestrebungen Hand in Hand. Als Erzieher des Erb-

prinzen hatte er wiederholt Gelegenheit gehabt, dem jungen Fürsten Vorlesungen über Regierungskunst zu halten, und die in diesen Stunden ausgesprochenen Mahnungen und Warnungen sollten später die Richtschnur für die nach dem Thronwechsel in Angriff zu nehmenden Wandlungen auf allen Gebieten der Staatsgeschäfte werden.

Schon lange hatte Prinz Johann — in seiner Gemüthsverfassung geschickt darauf vorbereitet — den Wunsch gehabt, in die höheren Geheimnisse der Rosenkreuzer eingeweiht zu werden, vor allen Dingen aber einmal einer Geisterbeschwörung beizuwohnen. Unter mancherlei Vorwänden hatte man es bisher verstanden, ihn auf spätere Zeiten zu vertrösten, nur um die Spannung des noch von leisen Zweifeln Befangenen bis zur Unerträglichkeit zu steigern.

Man war vorsichtig und wollte mit der in Szene gesetzten Komödie eines vollen Erfolges sicher sein. Der aus einem Krampf irgeleiteten Erkenntniswillens geborene Wunsch, zu sehen da, wo es eigentlich nichts zu sehen gab, sollte jedes Kritikvermögen ausschalten. Das Ziel war die Mühe schon wert, denn gelang es wirklich, den jungen Fürsten zu düpiieren, dann hatte man auch ein für allemal das sicherste Mittel, ihn vollkommen zu beherrschen. Madame Paniß war ihnen in diesen Bemühungen sehr im Wege. Sie erwies sich für durchaus unzugänglich, so oft man auch schon versucht hatte, ihren Einfluß auf den Erbprinzen für bestimmte Zwecke zu mißbrauchen. Der Hof wußte ihr für diese Unbestechlichkeit wenig Dank und zuckte die Achseln darüber, daß die Tochter eines Subalternbeamten als Geliebte des zukünftigen Herzogs einmal im Lande vielleicht die Rolle einer Pompadour spielen könnte. Man wollte von einer Frau nichts wissen, deren nomineller Gatte ein willfähriger Höfling war, und setzte sich daher für Renate von Falk ein, die sich schon insgeheim für die Rolle einer Favoritin unter bestimmten Voraussetzungen bereit erklärt hatte.

Solange der alte Herzog noch lebte, war natürlich gar nicht daran zu denken. Aber der Gesundheitszustand des Monarchen war derart, daß seine baldige Auflösung zu erwarten stand, und dann zweifelte man nicht mehr daran, daß Renate von Falk, der es gelungen war, die Leidenschaft des Prinzen über drei Jahre hindurch lebendig zu erhalten, den Sieg davontragen würde. In gewissen Kreisen huldigte man ihr bereits als der ungekrönten Herrscherin, und viele Damen bestäubten sich ihre Frisur mit einem rötlichen Puder, um die Haarfarbe der Falk zur Mode zu machen.

Während man sich auf diese und andere Weise bei Hofe mit allen Sinnen dem Für und Wider eines ehrgeizigen Kräftespiels hingab und ganz von der verworrenen Fadenführung mehr oder minder fein ausgesponnener Listen und Ränke umstrickt war, widmete der Kabinettsminister Konrad von Hornlöffel in beharrlicher Arbeit seine schier unerschöpflichen Energien einer Gesundung der Staatsfinanzen. Auch heute wieder saß er in seltsamer Verkrümmung seiner etwas ungefügen Gliedmaßen vor den Aktenstapeln seines Schreibtisches und hörte den trockenen Bericht an, den ihm der Finanzrat Schallbos seit einer guten halben Stunde vortrug.

Die Züge des Ministers zeigten eine große Müdigkeit. Die vergrämten Mundwinkel hätten einem Sechziger angehören können, und Hornlöffel stand erst Ende der Vierzig. Aus dem Hause eines mittellosen Landarztes hervorgegangen, hatte er in seiner Jugend und in der Stufenfolge seines beharrlichen Aufstieges die soziale Lage aller Volkskreise aus eigener Anschauung kennenlernen können. Aus dieser Quelle schöpfend, war seinem geistigen Auge schon frühzeitig ein Wirtschaftsprogramm entstanden, das er in den fünf Jahren seines Ministeramtes auch in den wesentlichsten Punkten verwirklicht sehen durfte.

Ihm selbst war keine Freude daraus erwachsen. Unbekannt mit der Geheimsprache glücklichen Faktierenkönnens, hing bei

allem, was er unternahm, die Entscheidung stets an einem Entweder-Oder. Solche Meinung ist wenig geeignet, sich wohlgesinnte Bettern zu schaffen, denn sie läßt für die anderen nichts übrig. Gilt man überdies dann noch für einen Erneuerer altgewohnter Lebensformen, so ist gemeinhin die Saat des Mißtrauens alsbald in schönster Blüte.

„Ich weiß nicht recht“, pflegte der Hofmarschall Graf Winterburg zu sagen, wenn er auf einen Menschen traf, den er nicht gleich in seine gewohnte Rangordnung einzugliedern vermochte, „ich weiß nicht recht — der Mann sieht aus wie ein heimlicher Revolutionär!“ Und dasselbe hatte er auch gesagt, als Hornlöffel zum ersten Male bei Hofe präsentiert wurde.

In Wirklichkeit war der nachmalige Minister ein durch und durch konservativer Mann, der nur das Unglück hatte, mit seiner bürgerlichen Nüchternheit die Dinge ihres Glanzes zu entkleiden. Die Folge war, daß man immer nur sah, was er an Illusionen nahm und nicht, was er an greifbaren Werten dafür einzusetzen wußte. Das war die tragische Ironie seiner Lebensspur, die mit skurrilen Linien sein Gesicht gezeichnet hatte.

Wie die Räder eines schwer beladenen Karrens, die tief im Sande mahlen, zogen die Worte des vortragenden Rates in sein Ohr. Schallbos hatte eine Stimme, die den ehrwürdigen Staub vergilbter Skripturen wie köstliche Speise in sich hineingeschlungen zu haben schien — sie war wie Mehl, das im Regen gestanden: muffig und gestaltlos. Aber in der Wüste der Zahlen und Tabellen sah Hornlöffel sein Werk sich regen, sah es gewaltig die Arme recken und den Odem seines eigenen Lebens atmen.

Seit vier Jahren war der Etat — ohne Ausschreibung neuer Steuern — ausgeglichen und hatte bei den letzten Abschüssen sogar bescheidene Überschüsse abgeworfen, so daß die dringendsten Staatsschulden abgedeckt werden konnten. Die Herzogliche Porzellan-Manufaktur in Spreizenheim hatte er durch Heranziehung Dresdener Künstler zu einem nicht unbedeutenden Unter-

nehmen gemacht; der Ranzemberger Weinhandel war durch kluge Subventionen wieder lebensfähig geworden. Die Salinen in Suhl-Uhrich, die Webereien in Mödeburg und die Papiermühlen in Zwielauf hatten durch Einführung zweckmäßigerer Produktionsmethoden einen großen Aufschwung genommen, der Horster Bergbau war durch eine hochwertige Silbermutung bereichert und das Bier von Sarning, das vielgelobte Sarninger Doppel, durfte sich unter der Leitung des neuen Braumeisters aus Einbeck selbst in den Nachbarländern einer bescheidenen Berühmtheit erfreuen.

Dieses heitere Panorama wirtschaftlichen Aufblühens hätte bei seinem Schöpfer nun eigentlich wohl den Ausdruck und die Haltung einer stolzen Genugtuung erwecken sollen. Aber wie Hornlöffel in allem etwas Ungewöhnliches an sich hatte, so auch hier. Unberührt verharrte er in seiner Versunkenheit, und nur der Eingeweichte würde an der Art, wie er jetzt eine Prise an die scharf hervorspringende Nase führte, erkannt haben, daß der Minister in guter Laune war. Doch wenn man genauer hinsah, konnte man bei solcher Gelegenheit noch etwas anderes bemerken: ein heimliches Leuchten der dunkelbraunen Iris. Hornlöffel freute sich mit den Augen — ein stilles Fest des Herzens, das in die Starrheit der vergrämten Mienen wie ein Sonnenstrahl in kalte Zimmer fiel.

Der Finanzrat hatte seinen Vortrag beendet und schob diskret eine Pastille in den Mund, während er mit nervösem Augenzwinkern nach dem Minister hinüberschielte, der eine Weile regungslos verharrte, aber dann durch die Stille aus seinen Überlegungen gerissen wurde. Mit einem vogelartigen Ruck des Oberkörpers richtete er sich aus seiner halb liegenden Entspannung auf und wandte den Kopf. Schalllos klemmte das Aktensbüdel unter den Arm und zupfte an seinem Jabot. „Das wäre alles“, sagte er leise, wobei er rot wurde als wäre es ihm unangenehm, daß er nichts mehr zu melden hatte. Hornlöffel nickte.

„Es ist gut.“ Und mit einem Blick auf die alte Standuhr, die bereits in seinem Elternhaus die Stunde seiner Geburt angezeigt hatte, fügte er hinzu: „Genug für heute, es war eine löbliche Arbeit — ich danke Ihnen!“

Schalldos berührte die ihm dargebotene Hand mit den Fingerspitzen und empfahl sich nach steifer Verbeugung. Der Minister starrte einen Augenblick vor sich hin, dann griff er nach einem Zirkular, das ihm von dem Kammerpräsidenten von Philipp am Vormittag zur alsbaldgefälligen Rückäußerung überreicht worden war.

„Causa Kittelfleck“ stand in bürokratischer Verschönerung als Überschrift, und im Begleittext wurde „submissese nachgesucht, die zusammengetragenen personalia des Tobias Kittelfleck, weyland candidatus unserer Universität, ad notam zu nehmen und eventualiter Ergänzungen und Gutachten vertraulichst attestkundig zu machen.“

Das Gedächtnis des Ministers arbeitete mit der gewohnten Zuverlässigkeit. Beim Lesen des Namens war auch schon die Gestalt seines Trägers in der Erinnerung aufgetaucht: ein asketisch schmaler Jüngling in schlichtem schwarzen Schokbrock, mangelhaft gebundenem und niemals gepudertem Haar — die ganze Erscheinung beherrscht von der verzehrenden Blut fanatischer Augen und der beredten Sprache eines leidenschaftlichen Mundes.

In den Polizeiakten, die Hornlöffel langsam durchblätterte, nannte man Tobias Kittelfleck noch immer mit seinem akademischen Grad, obgleich er wohl sicher seit mehr denn zehn Jahren in keiner Universität mehr gesehen worden war, nachdem er der theologischen Fakultät gelegentlich der Bewerbung um ein Stipendium in fanatischer Verblendung eine tiefgründige Abhandlung über die Sünden der Kirchenväter eingereicht hatte.

Die Professoren — ehrlich entsetzt über die in einer wahrhaft besessenen Sprache gehaltenen Ausführungen — waren damals

versucht gewesen, an eine vorübergehende Geistesstörung zu glauben und hatten dem Petenten die Schrift zurückgereicht, zugleich die Behandlung eines anderen Themas fordernd. Der Kandidat schien auch wirklich seines Fehlgriffes inne geworden und zu keinem Widerspruch geneigt gewesen zu sein. Um so unangenehmer die Überraschung, als man am nächsten Morgen die einzelnen Seiten der Dissertation an das Hauptportal der Universität geklebt hatte finden müssen. Es war zu einem fürchterlichen Skandal gekommen, und Kittelfleck hatte die Stadt noch am gleichen Tage verlassen.

Jahrelang war dann nichts von ihm zu hören gewesen, bis er nun wieder heimlich die Grenze überschritten und irgendwo im Lande ein Unterkommen gefunden haben sollte. „Man würde“, so schloß das Aktenstück, „diesem factum wohl schwerlich höheren Ortes irgendwelche Bedeutung beigemessen haben, wenn man nicht mit einiger Sicherheit in Erfahrung gebracht hätte, daß besagter Kittelfleck zuletzt in Frankreich gewesen ist, wo er mit notorisch suspekten Freiheitsmännern offenkundig in fraternitas verkehrt hat.“

Konrad von Hornlöffel schob das Zirkular zurück und drückte gesenkten Hauptes die Fingerspitzen aneinander, was er immer tat, wenn er sich über eine Angelegenheit schlüssig werden wollte. Heute mittag, als er seinen üblichen Spaziergang die Große Promenade hinunter bis zum Vierlindeneck machte, war ihm ein Bursche über den Weg gelaufen und hatte ihm ein zusammengefaltetes Papier in die Hand gedrückt. Es war schwarz gesiegelt und trug keine Aufschrift.

Da von dem Voten nichts mehr zu sehen war, entschloß er sich, das Schreiben sofort zu öffnen, um eine etwaige Verwechslung seiner Person unverzüglich richtig stellen zu können. Das Blatt enthielt in wenigen Zeilen die Aufforderung, sich um des Staatswohls willen zu einer Unterredung mit einem Manne bereit zu finden, der vor einiger Zeit die Residenz eines unliebsamen Auf-

sehens halber verlassen mußte. Man würde ihn am selben Abend gegen acht Uhr vor der Apotheke gegenüber dem Illingschen Palais erwarten.

Hornlöffel war versucht gewesen, das Ganze für eine Mystifikation zu halten. Die Lektüre des Philippischen Zirkulars gab jetzt aber der Sache ein anderes Gesicht. Dem Aktenstück waren Teile der beanstandeten Dissertation über die Sünden der Kirchenväter beigeheftet. Ein Vergleich mit dem empfangenen Brief gab einwandfrei die Handschrift Kittelflecks.

Was wollte dieser Mensch eigentlich von ihm? Hielt er ihn etwa seinen abstrusen Ideen für so besonders zugänglich, daß er in diesem Falle keinen Verrat seiner Anwesenheit befürchtete? Man sollte sich verrechnet haben!

Hornlöffel klemmte den Brief in das Zirkular und griff zum Federkiel, um seine Marginalie hinzuzufügen. Mitten in der Bewegung hielt er inne. Um des Staatswohls willen, schrieb dieser Narr, der nicht älter werden wollte. Macht man jetzt eine Haupt- und Staatsaktion daraus, wird die Sache nur noch schlimmer — also besser: nichts hören und nichts sehen. In der eigenen Inferiorität ersticken lassen! Er zerfestete das Schreiben und legte es in den verschließbaren Papierkorb. Ein erneuter Griff zur Feder und mit harten Strichen der Vermerk: „Von obengenanntem Kittelfleck nichts zu berichten!“ Darunter das Signum.

Beim Sandstreuen gab es einen bösen Klecks — man hätte meinen können es wäre ein Veil. Hornlöffel stierte einen Augenblick darauf hin. Dann schüttelte er ärgerlich den Kopf.

Torheiten! murmelte er.

Nichts lastet so schwer wie das Unwägbare. Seit seiner Begegnung mit Jutta sah Eitel von Dobernitz sich von seelischen Problemen bedrängt, die er nicht zu meistern wußte. Vor wirklichen Fährlichkeiten niemals zurückweichend und stets unerschrocken allen Dingen begehend, mit denen ein fester Griff und rascher Blick fertig werden konnten, fühlte er sich hilflos der Zwiespalt seiner Gedanken und Empfindungen ausgeliefert.

Die warmherzige Fraulichkeit Juttas und die heroische Gestalt des alten Herzogs wurden ihm zu Sinnbildern zweier Weltanschauungen, die einander unverföhnlich schienen und dennoch beide dabei Lebenswerte trugen, die würdig gewesen wären, zu einer schöpferischen Einheit zu gelangen.

Der Cornet war während dieser Überlegungen durch die mit kümmerlichen Bauwerken besetzten Straßen der Sophienhofer Vorstadt geschlendert und hatte zuletzt in seiner grüblerischen Versunkenheit fast unbewußt einen schmalen Seitenpfad eingeschlagen, der über eine Weide zu einem kleinen Dickicht führte.

Den Weg weiter verfolgend, näherte er sich einer Lichtung und sah sich bei einer Krümmung unversehens einem Manne gegenüber, der mit himmelwärts gerichteten Blicken an einem Baume lehnte und nicht minder in Gedanken verloren schien. Beide erschrafen heftig und musterten sich mit mißtrauischen Blicken.

Dobernitz hielt sich zögernd zurück, denn der Fremde sah mit seinen heißglänzenden Augen und den ruhelosen Händen nicht gerade empfehlenswert aus. Er mußte wohl die zur Abwehr bereite Haltung des Junkers bemerkt haben, denn er schaute so-

gleich mit einem bissigen Zucken seiner ausgeprägten Mundwinkel an seinen etwas ausgefransten Rock hinunter.

„Der Herr mag getrost seines Weges ziehen“, meinte er spöttisch, „ich pflege weder goldene Uhren zu stehlen, noch fette Geldbagen auf ihren Inhalt zu untersuchen!“

Dobernik lächelte verlegen, denn er hatte tatsächlich an derlei gedacht. Doch ehe er noch eine Antwort geben konnte, fuhr der andere auf eine etwas hastige Weise zu reden fort. Er tat dies in einer bemerkenswert gepflegten Sprache, die zu seinem vernachlässigten Äußeren in auffallendem Widerspruch stand.

„Es verirrt sich nur selten jemand an diesen Ort“, sagte er mit fahriger Geste, „sonst würden Sie mich schwerlich hier gefunden haben — ich bin nicht sonderlich darauf aus, mit Menschen zusammenzutreffen, man verliert zuviel dabei!“

Er hielt inne und musterte den Cornet mit einem abschätzenden Blick, als wollte er die Gesinnung des anderen erraten. Dann lachte er kurz auf und zog seine zerknitterten Manschetten in die Rockärmel zurück.

„Sie denken wahrscheinlich, ich würde kaum in die Verlegenheit kommen, noch etwas zu verlieren. Aber ich meine auch nicht das, was man in den Taschen herumträgt, sondern was man in Kopf und Herzen bewahrt — Ideale, Hoffnungen, Wünsche, Sehnsüchte, Erwartungen, Träume . . .“

Er stellte sich dicht vor Dobernik hin, die gespreizten Hände pathetisch an die Brust gedrückt und die Augenbrauen in steiler Wölbung gehoben.

„Wissen Sie, daß man um einen verlorenen Traum mehr trauern kann als um gestohlene Preziosen? Ahnen Sie überhaupt, wie es schmerzen kann, dieses Wort: unwiederbringlich?“

Er senkte den Blick und ließ wie in gelöster Erstarrung die Arme fallen.

„Sie wundern sich zweifellos, wie ich dazu komme, mit einem Fremden über solche Dinge zu reden, die im Grunde ein langes



Vertrauen und Gewöhnen voraussetzen. Aber wer viel einsam gewesen ist, der sucht den Gefährten, wo er ihn findet, denn Worte, die allzu lange ungesagt bleiben, sind wie eine zähe Speise, an der man zu ersticken glaubt.“

Der Cornet sah nachdenklich auf die seltsame Gestalt vor ihm.

„Aber sagten Sie nicht eben selber, daß Sie nicht sonderlich darauf aus wären, mit Menschen zusammenzutreffen?“

Der andere schüttelte den Kopf.

„Das ist kein Widerspruch. Man trachtet oft genug, sich einer Sache zu entziehen, nur weil man ihr zu sehr verbunden ist und die Enttäuschung fürchtet.“

Dobernik fühlte sich — obwohl von seinen eigenen Stimmungen bereits genügend durcheinandergebracht — von der Eigen-

art dieses Mannes in seiner spontanen Empfänglichkeit sonderbar berührt.

„Sie sprachen von einem verlorenen Traum. Ist Ihnen die Wirklichkeit denn so unerträglich gemacht worden, daß Sie im Pflichtenkreis eines bürgerlichen Lebens keine dankbare Aufgabe mehr zu finden meinen?“

Der Unbekannte verzerrte sein Gesicht zu einer Frage, aus der wütender Hohn wie ein ungebärdiges Tier sprang.

„Bürgerliches Leben? Pflichtenkreis? Pah!“

Es schien, als ob er bei jeder Silbe ausspeien wollte. Sobald er jedoch bemerkte, welche peinliche Überraschung sich in den Mienen des Cornets angesichts solcher Zügellosigkeit ausprägte, gewann er rasch wieder Haltung. Er strich sich über die Augen, wie um ein häßliches Bild auszulöschen. Merkllich ruhiger geworden, sagte er dann:

„Wenn ich in der Erfüllung eines bürgerlichen Lebens eine moralische Pflicht sehen soll — eine Pflicht dazu, die mich innerlich befriedigt, erhöht und stark macht, dann müßte ich glauben können, glauben an einen sittlichen Gehalt des Staatsgedankens, an den Sieg der Gerechtigkeit und die Gnade der göttlichen Vorsehung.“

Er sah den Junker mit brennenden Blicken an, als wollte er ihn beschwören, seinen Worten zu vertrauen.

„Ich hatte dereinst daran geglaubt. Stets bereit, mein ganzes Herz an Begriffe zu hängen, in denen ich eine Verklärung des Menschlichen wähnte, wurde ich schließlich zu einem Fanatiker des Heldentums, einem Anbeter der Persönlichkeit, und wenn es eine Selbstlosigkeit gibt, dann ist es diese, die nur noch ein Es in sich fühlt — ein Etwas, das dienen und sich unterwerfen will einer Macht, die sie freiwillig größer sieht als sich selbst. Es war ein sittliches Prinzip der Selbstentäußerung in mir, das nicht mehr übertroffen werden konnte.“

Er schwieg einen Augenblick und sah dem Stoßflug eines Falken zu, der eine Taube jagte. Langsam wandte er dann wieder den Kopf zur Erde.

„Und dann?“ fragte Dobernik leise, als das Schweigen fort-dauerte.

Der Fremde zuckte zusammen wie ein Nachtwandler, den ein Zuruf aus seinem Schlaf schreckt. Wieder trat jenes gefährliche Glimmern in seine Augen, das er bei seinem ersten Gefühlsausbruch gezeigt hatte.

„Und dann? Dann kam mit einem Male etwas Neues, etwas ganz Ungeahntes in meine Entwicklung. Ich lernte sehen. Bisher hatte ich in dem Zusammenwirken der Dinge um mich herum immer nur die irdischen Gleichnisse einer ewigen Fügung gesehen, deren urgründige Weisheit meinem Hirn verschlossen bleiben mußte. Doch nun erkannte ich, wie die anderen alle immer nur nahmen und nahmen, ohne Maß und ohne Ziel. Ich erblickte Raub und Gewalttat und mußte erfahren, daß man es Recht und Gerechtigkeit nannte. Ich schaute in Not und Elend und mußte hören, daß man von sozialen Bindungen redete, für die man nicht aufkommen konnte. Ich sah, wie einige in ihrer Überfülle sich kaum zu regen wußten und dennoch vor der Bedürftigkeit die Augen verschlossen hielten, und mit niederschmetternder Deutlichkeit wurde mir offenbar, daß eine solches Land untergehen muß!“

Der Cornet war mit wachsendem Befremden dem Furioso dieser Anklage gefolgt. Das Leidensmotiv, das darin aufklang, war seinen Ohren eine fremde Melodie. Er fühlte, wie hier in das Gleichmaß seiner Lebensschritte zum ersten Male ein neuer Takt zu dringen suchte, der ihn zu verwirren drohte.

Schroffer als beabsichtigt, entgegnete er:

„Es wird kaum zu befürchten sein, daß unter dem weisen Regiment unseres allergnädigsten Herzogs das Wohl des Volkes in schlechteren Händen liegt als in anderen Ländern. Wenn die

Welt so beschaffen wäre, wie Sie es vermeinen, dann würde die Erde nur ein einziges Kampffeld der widerstrebendsten Kräfte sein.“

Der Fremde warf ungeduldig den Kopf zurück:

„Das ist sie ja aber doch auch!“

Er schrie es hinaus, als habe er eine Versammlung vor sich. Gemäßigter fügte er dann hinzu:

„Nehmen Sie doch nur einmal die Gazetten und Bulletins der letzten Wochen zur Hand! In Lüttich gärt es, in Trient wurden die kaiserlichen Adler zertrümmert, in Venedig ist die Herrschaft der Signoria gefährdet, in Toskana toben Auseinandersetzungen zwischen Hof und Klerus, in Irland schwelt die Glut des Bürgerkrieges und Frankreich steht am Vorabend der Revolution — wie lange noch, dann wird auch hier die Fackel des Aufbruchs leuchten und in den . . .“

Der Cornet unterbrach ihn mit ärgerlicher Handbewegung

„Gottisen!“ rief er. „Alles geht besser denn je. Der Handel blüht, die Manufakturen arbeiten mit Hilfskräften, um den Bedarf zu decken, es ist Geld im Lande — nicht viel, aber ausreichend, und wer genügsam ist, kann leben.“

Der andere zuckte die Achseln.

„Sind Sie schon einmal über ein Moor gegangen? Der Boden ist eben noch stark genug, das Gewicht des Körpers zu tragen, aber er ist keine Stütze mehr. Er gibt nach, er schwankt. Unter den Füßen brodeln es, und bei jedem Tritt springt ein winziger Quell auf. Es rieselt heimlich, es zischt und stöhnt, und die ruhelosen Geister der Tiefe recken die Glieder — jeden Augenblick bereit, den trügerischen Schutz der schwachen Decke zu durchbrechen.“

Er starrte in die untergehende Sonne und schien wie von einer Vision befangen.

„Wir alle schreiten hier über ein solches Moor. Ob der Boden nun aus abgeschauerten Dielen gefügt ist oder aus glänzendem

Parkett, aus blankem Marmor oder aus rauhem Lehm, das bleibt sich gleich. Die Menschen sind immer versucht, nur die prunkende Fassade zu sehen und merken nicht, daß sie eigentlich bloß noch vor einer blendenden Kulisse stehen, hinter der die Akteure eines wesentlich anders gearteten Schauspiels bereits ungeduldig ihres Auftritts harren. Man wird ihnen nicht applaudieren, wenn sie ungeschminkt und ohne Maske in das Licht der Kampe treten, aber ihre Sprache wird den Widerspruch übertönen und ihr Spiel ein neues Evangelium sein, genannt: das Erwachen der Völker!“

Die Miene des Cornets war bei den letzten Worten zu eifriger Abwehr erstarrt. Er preßte die Lippen zusammen, als fürchte er den Atem eines fremden Lebensraumes, in dessen Luft er nicht bestehen konnte.

Der andere, der jetzt mit ekstatisch verzerrtem Mund und fieberheißen Wangen stand, schien ihm fast wie ein Wahnsinniger, den er besser gemieden hätte. Sich zum gehen wendend, sagte er:

„Ihre Lehren sind mir zu gefährlich, und ich denke, anderen auch. Sie können sich glücklich schätzen, wenn niemand davon hört.“

Ein fanatisches Lachen antwortete ihm:

„Dann werde ich sehr unglücklich sein! Heute hat der Minister von Hornlöffel einen Brief empfangen, durch den ich ihn um eine Aussprache gebeten habe. Ich weiß, daß es nicht vergebens gewesen sein wird.“

Dobernitz schüttelte den Kopf.

„Sie sind ein Narr!“

Und in seiner Stimme lag mehr Mitleid, als Verachtung.

*

Die Nacht war bereits hereingebrochen, als der Cornet — nach einem hastigen Imbiß in einem bescheidenen Gasthaus — gemäß seinem Madame Panitz gegebenen Versprechen vor Schloß Sophienhof eintraf. Hatte anfangs noch die beschwörende

Stimme des ihm immer räthelhafter werdenden Unbekannten in seinen Ohren nachgeklungen, war nun wieder Jutta zum magischen Mittelpunkt seines Denkens geworden.

Er wußte, daß sie erheblich älter sein mußte als er selbst — zehn oder zwölf Jahre sicher. Aber dieser Unterschied war nur geeignet, den empfangenen Eindruck zu verstärken. Zur Aesthetik der äußeren Erscheinung gesellte sich dadurch noch die charakteristische Note einer Persönlichkeit, der Lebensklugheit und menschliches Verständniß ihre Würde gaben. Und das war gut so. Je weiter der Abstand, je aussichtsloser die Hoffnung, desto leichter mußte der Verzicht werden.

Doberniß horchte auf und trat unter eine dichte Baumgruppe, die sich in der Nähe des Schloßportals befand. Aus der Stille der Nacht war das Getrappel mehrerer Pferde an sein Ohr gedrungen. Irgendwo, in der herrschenden Finsternis nicht erkennbar, kam es zum Stillstand. Statt dessen näherten sich nun Schritte, und zwei Gestalten wurden sichtbar.

In der einen von ihnen erkannte der Cornet sofort den Erbprinzen, der ihm durch seinen auffallend schlanken und hohen Wuchs noch von früher her in der Erinnerung lebte. Der Begleiter war offenbar sein Adjutant. Beide hatten sich in weite Reitermäntel gehüllt und schritten einer verummumten Erscheinung entgegen, die zu gleicher Zeit aus dem Innern des Schloßhofes trat, um ihnen dann als Führer voranzugehen.

Man entfernte sich auf einem einsamen Feldweg und kam nach wenigen Minuten zu einem abgelegenen Haus, das vollkommen in Dunkel gehalten war. Die Thür öffnete sich auf ein bestimmtes Klopfzeichen und wurde sogleich nach dem Eintritt der Gäste wieder verschlossen.

Doberniß, der in einigem Abstand gefolgt war, blieb zunächst noch eine Weile stehen. Dann schlich er sich behutsam näher und unterzog das Gehöft einer eingehenden Prüfung. Der Hof war

von einer Mauer umgeben, die leicht zu übersteigen war, da schadhafte Stellen dies erleichterten.

Es war nicht das leiseste Geräusch zu hören. Die Leute im Hause fühlten sich offenbar völlig sicher und fürchteten weder eine Ueberrumpelung noch einen Lauscher, denn es waren keine Wächter ausgestellt.

Nachdem Dobernik sich davon überzeugt hatte, daß auch von der Feldseite niemand unbeobachtet nahen konnte, schwang er sich mit einigen sicheren Griffen in wenigen Sekunden über die Mauer. Die herrschende Finsternis gestattete es, daß er sich unbesorgt zur Hinterfront des Hauses tasten konnte. Plötzlich stuzte er, denn aus einem Schuppen drang leises Geflüster.

„Mache deine Sache gut“, hörte er eine Stimme, „du brauchst nichts zu fürchten. Was sich auch ereignen mag — dir wird kein Leid geschehen, wenn du deine Rolle gut durchführst. Aber hüte dich, durch Unruhe oder Argst alles zu verderben!“

Die aus leichten Latten zusammengesetzte Tür wurde geöffnet und zwei in weite Umhänge gehüllte Gestalten strebten mit langen Schritten dem Haus zu. Als bei ihrem Eintreten in das Gebäude die kleine Seitenpforte einen Augenblick aufblieb, gewährte der Cornet einen matt erleuchteten Flur, an dessen Wänden mehrere Mäntel und Degen hingen, wie in einer Garderobe.

Er wartete, bis die beiden Vermummten verschwunden waren, und als er keinen Laut mehr hörte, wagte er sich in den Korridor. Hier sollte ihm eine angenehme Überraschung werden. Es handelte sich offenbar um ein sonst vollkommen unbewohntes Gebäude, das die Rosenkreuzer heute für ihre Zwecke benutzten. Nirgends zeigte sich ein Diener, und man hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, die Türschlösser in Ordnung zu bringen, damit wenigstens die umliegenden Zimmer versperrt werden konnten.

So kam Dobernik schließlich zu einem Gemach, in das ein schmaler Lichtstreifen fiel. Mit größter Vorsicht trat er näher und erkannte einen Vorhang, durch dessen Spalt er in den an-

grenzenden, ziemlich weitläufigen Raum blicken konnte. Aus dem vielstimmigen Gemurmelt folgte er eine regelrechte Versammlung der Ordensbrüder, von denen er jedoch nur wenige zu sehen vermochte, da allein vor einem bis an die Erde reichenden Pfeilerspiegel einige Wachskerzen brannten. Der Spiegel war aus einer Anzahl kleiner, geschliffener Gläser zusammengesetzt, die das Bild der Wirklichkeit in einen verwirrenden Reflex verwandelten.

Dem Pfeiler gegenüber stand ein Sessel, auf den sich der Erbprinz niedergelassen hatte. Johann war in einer ungeheuren Erregung. Er strich sich mit seinen frauenhaft schmalen Händen wiederholt über die Schläfen, die seltsam eingefallen schienen, und sog gierig den anreizenden Duft eines Riechfläschchens ein, dessen bläuliches Kristall zwischen den ruhelosen Fingern wie ein heimliches Signal aufblitzte.

„Werthershausen“, sagte er mit vibrierender Stimme, „wir wollen ohne Umschweife beginnen!“

Der Adjutant nickte und gab nach einer bestimmten Richtung hin das verabredete Zeichen. Das Gemach begann sich alsbald mit einem betäubenden Aroma zu füllen, während die halbverwehten Töne einer Glasharmonika den Raum durchzitterten. Der verborgene Obere, dem Prinz Johann in höchster Spannung den Namen des Großen Herzogs, des Begründers der Herrenheimer Dynastie, nannte, sprach mit dumpfer Stimme die Beschwörungsformel.

Dobernik konnte zu seinem Leidwesen nicht feststellen, was im Hintergrunde des Zimmers vor sich ging. Aber im spiegelnden Gewirr des Pfeilers sah er aus milchigen Nebeln sich eine Gestalt formen, die mehr und mehr in täuschender Ähnlichkeit die wohlbekanntesten Züge des Monarchen annahm.

Und dann geschah etwas, das selbst dem mit manchen Künsten vertrauten Cornet unbegreiflich blieb und ihn in Verwirrung stürzte. Was anfangs nur ein geschickt zurückgeworfenes Spiegel-



bild schien, löste sich jetzt aus dem Rahmen, vermenschlichte sich in packender Natürlichkeit und schritt auf den Erbprinzen zu. Ein Arm reckte sich, griff nach der Halskette, an der Johann ein Miniaturbild seiner Geliebten trug, und ließ das Medaillon zu Boden gleiten.

Der vor Grauen halb ohnmächtige Prinz rief seine Freunde an, beschwor sie, den Zauber zu lösen und den unheimlichen Bann zu brechen. Werthershausen zögerte lange, ehe er den Bitten nachgab. Johann war in Angstschweiß gebadet und forderte, daß man ihn zu Jutta zurückführe.

Man gab vor, diesem Wunsch zu entsprechen, doch draußen hielt eine geschlossene Karosse, die ihn ohne Aufenthalt nach Schasing brachte. Dort führte man ihn in eine Ordensbrüder-Versammlung, die den Prinzen bereits erwartete.

Der Bruder Redner knüpfte an die Begegnung mit dem Geist des Großen Herzogs an und beschwor den Erbprinzen, die symbolische Mahnung des Toten zu beachten. Die Ordensbrüder unterstützten diese Mahnung, und Johann war von den ihn überwältigenden Eindrücken derart mürbe, daß er sich schließlich bereit erklärte, das geforderte Gelübde zu leisten.

Doch da, als der Ordensmeister ihm eben den Schwur abnehmen wollte, durch den er jedes Band mit Jutta von Panitz lösen sollte, ertönte plötzlich von der Stelle her, wo der verhüllte Sessel des Groß-Kophtha stand, der Hammerschlag des geheimen Oberen.

Ein Schrecken durchfuhr alle Ordensbrüder, und selbst die Meister der Loge waren bestürzt. Wie kam ein Fremder in den geschlossenen Saal? Die Brüder der obersten Grade schauten einander fragend an. Gab es wirklich einen Groß-Kophtha, von dem sie selber nichts wußten, oder hatte einer von ihnen den anderen diese eigenartige Überraschung bereitet?

Der Hammerschlag wiederholte sich in der heiligen Zahl Drei. Es entflammte der Buchstabe G, der auf die Worte Geometrie und Golgatha hindeuten sollte, und erstrahlte, umgeben von den Zacken des goldenen Sternes, dem Sinnbilde der Weisen aus dem Morgenlande, die die Wahrheit und das Licht suchen.

Das geweihte Zeichen pflegte immer nur dann im grünen Feuer aufzulobern, wenn der altschottische Großmeister eine Loge eröffnete. Der Unbekannte, der den Hammerschlag ertönen ließ, befaß also jedenfalls den höchsten Grad, den die gegenwärtige Loge vergeben konnte. Dadurch aber, daß er sich nicht zeigte, verriet er offensichtlich, daß er zu den geheimen Oberen gehörte.

„Achtet auf die Stimme Abonhiram vom Altare des Tempels!“ ertönte dumpf und ernst das Wort des Groß-Kophtha von dem verhüllten Sessel. „Ein Eid löst den anderen nicht. Prinz Johann, wahre das Gelübde, dem du deine Ehre verpfändet!

Und Ihr, Söhne Hiram's, hört auf das Wort des Helleuchtendsten vom großen Orient. Friede sei mit Euch!“

Die Flamme erlosch, die Stimme verklang. Man ahnte, daß der Groß-Kophta aus der Loge ebenso geheimnisvoll verschwunden war, wie er sie betreten hatte. Die Genossenschaft der Brüder atmete auf. Noch begriffen die Eingeweihten nicht, ob wirklich ein Erleuchteter in ihrer Mitte gewesen war. Jedenfalls wagte man nicht, dem Gebote zu trotzen, und Prinz Johann entfernte sich, ohne den Eid geleistet zu haben.

Nachdem die Sitzung ein so unvorhergesehenes Ende gefunden hatte, eilten Werthershausen und Willmann zu der in die Vorbereitungsräume führenden Pforte, die nur den Oberen der Loge zugänglich war. Der dort wachende Diener erklärte, ein Verhüllter habe das Erkennungszeichen des Altschottenmeisters und das Pashwort gegeben. Er sei daher seinem Befehl nachgekommen und hätte die Flamme zur Erleuchtung des heiligen Buchstabens angezündet.

Wie die Auguren schauten die beiden sich an. Willmann befeuerte, von keinem in Schasing anwesenden Oberen zu wissen, und Werthershausen beeilte sich, das gleiche zu versichern. Ihm sei das Rätsel unlösbar, da niemand außer den Anwesenden überhaupt etwas von dieser Sitzung gewußt habe.

Willmann, dem die Neigung für das Wunderbare und Übernatürliche schon in Fleisch und Blut übergegangen war, zweifelte jetzt nicht mehr daran, daß er wirklich die Stimme eines leibhaftigen Groß-Kophtas vernommen hatte.

*

Wo die Wege des Wissens nicht hinführen, blüht immer das Wunder. Der Cornet hatte kaum gesehen, welche berechnende Geste dem Schatten des Großen Herzogs beigelegt wurde, als er auch schon dank seiner Kenntnis des kommenden Anschlags sofort

die einsame Schenke aufsuchte, in der sein Diener ihn mit den Pferden erwartete.

Ohne Aufenthalt jagte er nach Schazing, wo er denn auch zu seiner Genugthuung noch früher eintraf als der Wagen mit dem Erbprinzen. Er gab seinen schweißtriefenden Gaul dem Begleiter, damit er ihn kühl reite, und beehrte Einlaß in das kleine Haus am Französischen Garten, wo der Kammerherr von Panitz wohnte.

Panitz war nicht allein. Wie gewöhnlich hatte sich um ihn ein zweifelhafter Freundeskreis versammelt. Man speiste auf Kosten der herzoglichen Schatulle, und Panitz entschädigte sich bei diesen Zusammenkünften für die Demütigungen, die ihm bei seinem Tagesdienst der Verkehr mit den übrigen Hofchargen und nicht zuletzt auch die wechselvolle Laune des Erbprinzen bereitete.

Der Klang der Gläser, das kreischende Lachen einer mehr als fragwürdigen Damengesellschaft verrieten Dobernitz schon beim Betreten des Hauses, in welcher Umgebung Panitz sich befand. Er zögerte um so mehr, sich in der offenbar schon sehr ausgelassenen Gesellschaft blicken zu lassen, als er die kräftige Stimme des Kabinettsrates Mühling hörte und ihm alles daran lag, unerkannt zu bleiben.

Er beauftragte daher die ihm öffnende Zofe, den Kammerherrn herauszurufen. Panitz hatte jedoch seinen hochmütigen Tag und das Mädchen kehrte alsbald mit dem Bescheid zurück: wer etwas von dem Herrn Baron wolle, müsse seine Visage ins Lampenlicht bringen oder er möge sich zum Teufel scheren.

Dobernitz dachte an den Ring, den er von Jutta empfangen hatte. Er zog ihn vom Finger und gab ihn der Zofe mit der Anweisung, ihn heimlich dem Hausherrn zu zeigen.

Das Mittel fruchtete. Mit aufgedunsenem und vom Trunk gerötetem Gesicht erschien der Kammerherr vor der Haustür. Panitz war von stattlichem Wuchs, neigte aber etwas zur Fülle. Den Kopf hielt er stets etwas schief, als ob er soeben irgendein

verdächtiges Geräusch gehörte hätte, über das er sich gern klar werden wollte. Seine Perücke hatte sich etwas verschoben, so daß unter den weißgepuberten Locken eine braune Haarsträhne hervorkam, die wie ein hinter das Ohr geklemmter dunkler Federkiel ausah. Seine Lippen waren feucht, als habe er im Stehen noch schnell ein Glas Wein hinuntergestürzt, und sein Jabot war zerknittert wie von einer leidenschaftlichen Umarmung. Die braunen Samtauffschläge des reich verschürzten Schofrockes zeigten die grauen Spuren von flüchtig abgeriebener Asche. In der Hand hielt er eine lange Pfeife aus gebranntem Ton.

Er mochte wohl irgendeinen Streber erwartet haben, der sich um Juttas Gunst bemühte, denn er machte Anstalten, den herablassenden Gönner zu spielen. Aber Doberniß schnitt ihm sogleich das Wort ab.

„Herr von Paniß, ich muß Sie dringend bitten, mich ohne Verzug zum Logenhaus zu führen“, sagte er mit höflicher Bestimmtheit. „Im übrigen halte ich Sie verpflichtet, unsere Begegnung geheim zu halten.“ Paniß war von dieser Sprache überrascht.

„Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir zunächst einmal Ihren Namen nennen wollten.“

Doberniß machte eine ungeduldige Handbewegung.

„Wollen Sie mich führen — ja oder nein?“

Der andere schwankte noch. Er wußte nicht recht, wie er sich verhalten sollte. Im Grunde hatte er nicht übel Lust, die Tür zuzwerfen, aber das wollte er auch wieder nicht gleich wagen, da Jutta wohl ihre guten Gründe haben mochte, ihm den Fremden zu empfehlen. Verlegen äugte er nach dem Zimmer zurück, in dem seine Gäste lärmten.

„Ich bin erhitzt“, wandte er ein, „ich könnte mir den Tod holen.“ Dabei machte er Miene, in das Haus zurückzutreten, um einen neuen Aufenthalt zu ermöglichen. Aber Doberniß hatte sich bereits seinen eigenen Mantel von den Schultern genommen.

„Hier nehmen Sie!“

Panik legte sich zunächst bereitwillig den Mantel um, aber als er dabei im Schein der Flurlampe bemerkte, daß der Fremde nur einen sehr bescheidenen Rock trug, der in keiner Weise auf den Stand seines Besitzers schließen ließ, wurde er wieder zurückhaltender. „Ich werde Sie zu dem Logenhaus führen“, erklärte er, „aber ehe ich nicht weiß, wer Sie sind, kann ich Ihnen natürlich auch keinen Einlaß verschaffen. Ich muß schließlich Klarheit darüber haben, für wen ich mich verbürge!“

Auf Dobernik machten diese Bedenken wenig Eindruck. Er fühlte, daß Panik sich nur wichtig machen wollte und keineswegs zu den Eingeweihten gehörte.

„Es genügt Ihre Führung, den Eintritt werde ich mir selber verschaffen.“

Der Kammerherr sah den Cornet mit leisem Zweifel an.

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie selber zu dem Zirkel gehören?“

Dobernik unterdrückte ein Lächeln.

„Herr von Panik — wer nichts weiß, kann nichts verraten. Ich erspare Ihnen vielleicht eine unangenehme Situation, wenn ich mein Geheimnis für mich behalte. Was ich beabsichtige, kann mißlingen, also ist es besser, ich spreche erst gar nicht darüber.“

Panik erbleichte.

„So also ist das! Und ich — was wird mit mir, wenn man erfährt, daß durch meine Unterstützung . . .“

Der Cornet schüttelte den Kopf.

„Sie können ganz unbesorgt sein. Die Folgen eines Mißgeschicks trage ich allein. Es wird nichts darüber lautbar werden, daß ich Sie aufgesucht habe. Schweigen Sie Ihrerseits darüber, daß Sie mir begegnet sind.“

Panik seufzte beklommen auf. Die Angelegenheit war ganz und gar nicht nach seinem Geschmack. Aber er sah auch anderer-

seits gar keine Möglichkeit, sich aus der Affäre zu ziehen. So trat er auf den Hof hinaus und schritt dem Cornet voraus.

Der Park lag in völliger Dunkelheit. Die mächtigen alten Bäume und das dichte Buschwerk waren wie zu einer undurchdringlichen Wand zusammengewachsen, auf der sich gleich einem unvollkommen durchgeführten Muster nur ab und zu Teile eines Weges erkennen ließen. Panitz machte das nichts weiter aus. Er kannte die Umgebung des Schlosses schon seit Jahr und Tag, so daß es ihm möglich war, einige abkürzende Seitenpfade zu benutzen.

Man hatte sich auf diese Weise bereits dem Rande der Anlagen genähert, als plötzlich das Rollen eines Wagens erscholl. Der Kammerherr zog Dobernitz rasch hinter einen Baum und wartete, bis die Karosse an ihnen vorübergeglitten war. Das unruhige Licht einer Fackel, mit der ein Vorreiter dem Kutscher den Weg wies, hatte das Innere des Fuhrwerks für einen Augenblick erhellt.

Panitz berührte den Arm des Cornets.

„Das war der Werthershausen mit dem Prinzen“, flüsterte er.

Dobernitz antwortete nicht. Er blickte angespannt dem Wagen nach und sah ihn schließlich in nicht allzu weiter Entfernung vor einem Gebäude halten, das am Rande des in eine weite Wiese übergehenden Parkes stand und sich in gedrungnen Umrissen vom Himmelrand abzeichnete. Als er von den Ankömmlingen nichts mehr erkennen konnte, wandte er sich an seinen Begleiter.

„Ist dort das Logenhaus?“ Und als der Kammerherr nickte, meinte er: „Dann will ich Sie jetzt nicht weiter aufhalten. Sie werden sich wohl auch inzwischen genügend abgekühlt haben. Geben Sie mir also bitte meine Sachen zurück und empfangen Sie meinen Dank für Ihre freundliche Führung.“

Panik schob die Unterlippe vor und machte ein enttäuschtes Gesicht. Er hätte gern noch sehen mögen, wie sich die Dinge weiter entwickelten.

„Sie sind sehr unvorsichtig“, sagte er, indem er den Mantel abstreifte. „Mir ist noch nicht recht klar, wie Sie da hineinzukommen gedenken. Aber wie Sie wollen. Nur werde ich doch wenigstens erfahren, ob Sie glücklich davongekommen sind. Ich will Ihnen gern einen Imbiß bereitstellen lassen, und wenn Sie sich noch nicht anders entschlossen haben, können Sie gleich bei mir übernachten.“

Erst bei diesen Worten fiel es Dobernik ein, daß er noch gar nicht gedacht hatte, ein Unterkommen zu finden. Einen Augenblick zögerte er, dann fand er es doch besser, das Anerbieten abzulehnen. Er warf sich den Mantel über, zog grüßend den Hut und entfernte sich mit raschen Schritten.

Panik blieb noch eine Weile stehen, aber da der Fremde bald seinen Blicken entschwand, kehrte er fröstelnd in seine Behausung zurück. Er war jedoch in seiner Gesellschaft noch gar nicht wieder so recht warm geworden, als ihm zu seiner Überraschung die Nachricht gebracht wurde, daß der Erbprinz bereits im Schloß eingetroffen sei.

„Da stimmt etwas nicht“, sagte Mühling und wackelte mit seinem langen Zeigefinger, der mit einem viel zu schweren Siegelring geschmückt war.

Der Kammerherr erhob sich achselzuckend und begab sich sofort in die fürstlichen Gemächer, um seinem Dienst nachzukommen. Doch der Erbprinz, der sonst gleich nach seiner Heimkehr mehrere Fragen an ihn zu richten pflegte, winkte ihm ab, und bald darauf hörte der Kammerherr ihn in lebhaftem Gespräch mit dem Adjutanten.

Panik, der im Vorzimmer wartete, konnte zu seinem großen Ärger nur einzelne Worte verstehen, aber diese genügten, um ihn

davon zu überzeugen, daß etwas Besonderes vorgefallen sein mußte.

Werthershausen war von dem unbegreiflichen Zwischenfall in der Loge noch ganz betäubt, aber er wußte seine Unsicherheit sehr gut zu verbergen, denn er kannte Prinz Johann lange genug, um zu wissen, daß ein erst einmal ausgekommenes Mißtrauen alles verderben konnte. Wohl werden gerade aus Sinnlichkeit und Mystik so feine Netze gesponnen, daß sie für schwache Gemüter zuletzt unzerreißbar werden. Aber der Erbprinz hatte, bei allem Hang zum Geheimnisvollen, doch niemals einen Zweifel aufkommen lassen, daß er den Mysterien der Rosenkreuzer keineswegs aus innerer Überzeugung und unabwendlichem Drang huldigte, sondern lediglich auf diese Weise die Kunst erlernen zu können glaubte, die Herzen der Menschen auf sichere Art zu erforschen. Diese Illusion hatte Werthershausen nach Kräften genährt und den Geist des Prinzen mit Schilderungen von den Phantasmagorien der Rosenkreuzer völlig umnebelt. Wenn eine verstandesgemäße Überlegung dabei zu Fragen kam, die sich nicht mehr mit guten Gründen beantworten ließen, so pflegte er zu sagen, daß seine Vernunft sich zwar auch dagegen sträube, an ein Wunder zu glauben, aber es dränge ihn eben, der Wahrheit nachzuspüren, mochten die Wege zu ihr mitunter auch ein wenig verworren sein.

Stets versuchte er nur das, was er ohne Gefahr erreichen konnte, und so fand er sich denn auch heute darein, seinen Anschlag mißlungen zu sehen — ja, er verstand es sogar, aus seiner Niederlage noch einen Nutzen zu ziehen.

„Wir alle nahmen an“, sagte er, „daß Hoheit sich nur durch den völligen Bruch mit Madame Paniß vor großem Unheil bewahren könnten. Aber da erhielten wir eben den wunderbarsten Beweis von der Allwissenheit unseres geheimen Oberen. Nur durch übernatürliche Kraft vermochte der Groß-Kophtha zu wissen, was in Sophienhof bei verschlossenen Türen vor sich ging und

war sofort erschienen, um die Ordensbrüder zu verhindern, durch einen Irrtum falsche Rathschläge zu geben. Vor allem ist mir räthselhaft, wie der große Unbekannte es ahnen konnte, daß es ein Gelübde gibt, das Eure Hoheit bindet. Ich frage nicht, aber ich bin überzeugt, dieses Gelübde besteht."

Prinz Johann nickte.

"Es besteht. Aber es weiß keiner darum als Jutta und ich. Die Sache ist höchst sonderbar. Von Juttas Verschwiegenheit bin ich überzeugt — sie wäre ja auch wohl die letzte, die einem Rosenkreuzer ihr Vertrauen schenken würde."

Kurz nachdem Werthershausen entlassen worden war, wurde Panitz zum Erbprinzen befohlen. Johann bezeugte ihm so bemerkenswerte Freundlichkeit, daß der Kammerherr vor lauter Erstaunen fast vergessen hätte, die Fürbitte auszusprechen, die ihm von dem Kabinettsrat im Interesse von Dobernitz so dringend ans Herz gelegt worden war. Erst als der Prinz beiläufig äußerte, daß die Wase, die für das Fräulein von Falk kürzlich erworben wurde, noch nicht abgeschickt werden sollte, erinnerte er sich seines Auftrages und erzählte, wie herausfordernd sich ein Offizier des Leibregiments gegen einen jungen Edelmann benommen hätte, der — ohne die Damen zu kennen — bereit gewesen war, Madame Panitz eine Galanterie zu erweisen.

"Fatal!" rief Johann, "ich möchte nicht, daß man dem Herzog erzählt, Jutta habe Anlaß zu einem Duell gegeben. Hoffentlich wird der Handel vermieden. Im Prinzip haben Sie selbstverständlich recht, Panitz. Diese Herren vom Leibregiment werden wirklich zu anmaßend. Werde morgen mit Zöllner wegen des Cornets sprechen. Erinnern Sie mich daran!"

Panitz verneigte sich stumm und zog sich zurück. Als er an dem Gemach des Adjutanten vorbeikam, stand Werthershausen in der Thür.

"Lieber Panitz", sagte er und kam ihm mit ungewohnter Herzlichkeit entgegen, "ich habe Ursache, zu glauben, daß Madame

mich für ihren Feind hält. Aber ich habe ihr heute einen großen Dienst erwiesen. Sie wird in Unruhe gewesen sein, weil ich ihr den Prinzen für diesen Abend entführt hatte. Geben Sie ihr bitte davon Kenntniss, daß sie mit meiner Hilfe einer großen Gefahr entronnen ist.“

Der Kammerherr kniff die Augen zusammen wie ein Kater in der Sonne, und es fehlte nicht viel, dann hätte er vor Behagen geschnurrt. Siehe da — also auch der große Werthershausen war heute bemüht, ihm sein Wohlwollen zu bekunden! Er glaubte zwar nicht recht an die Aufrichtigkeit dieser Annäherung und noch viel weniger an eine Unterstützung Juttas gerade von dieser Seite, aber er ließ sich davon nichts anmerken.

Kein Zweifel, daß sich in der heutigen Logenstüch große Dinge ereignet haben mußten. Wenn Panik vorhin durch die räthelhafte Begegnung mit dem geheimnisvollen Fremden in eine etwas ängstliche Stimmung gebracht worden war, so daß er sich schon vorgenommen hatte, in einer entsprechenden Champagner-Serie angenehme Betäubung zu finden, kehrte er jetzt in ausgezeichneter Laune zu seinen Gästen zurück. „Habe meine Fürsprache für Ihren Schüßling eingelegt“, sagte er zu Mühsing, als er sich wieder auf seinen Stuhl niedergelassen hatte. „Der Prinz wird sich für ihn interessieren. Es ist heute überhaupt mancherlei geschehen, ich kann noch nichts darüber verlauten lassen — nur soviel sei verraten, daß Hoheit sehr gnädig waren und Werthershausen mich soeben quasi um meine Freundschaft gebeten hat.“

„Teufel nochmal!“ rief Mühsing. „Da steckt doch was dahinter oder ich will mich an meinem eigenen Zopf aufhängen. Ich glaube, mit der Fackel ist es aus!“

Diese Folgerung fand an der Tafel lebhaften Beifall.

„Ich möchte den Prinzen dafür küssen!“ rief Madame Vitelli, eine der Sängerinnen von der italienischen Truppe, die schon seit längerer Zeit im herzoglichen Theater gastierte. „Diese entfesslich

affektierte Person war mir schon immer unausstehlich. Ich begreife nicht, wie ein Mann von Geschmack sich in ein solches Semmelgesticht verlieben kann.“

Der Kabinettsrat erzählte jetzt auch den anderen von dem Streit um die beiden Portehaisen vor dem Laden von Pasemann & Bemme. Er gefiel sich dabei in einer boshaften Kleinmalerei, die seine Zuhörer sichtlich ergöhte. Als er auf Dobernik zu sprechen kam und den Cornet mit vielen rühmlichen Umschreibungen schilderte, horchte Panik plötzlich verwundert auf, wobei die verschiedensten Gedanken wie Licht und Schatten auf seinem Gesichte wechselten.

Madame Vitelli hatte währenddessen mit Erstaunen beobachtet, wie der Kammerherr gegen seine sonstige Gewohnheit das gefüllte Glas vor sich die ganze Zeit unberührt ließ, und strich mit kosender Gebärde über sein Kinn.

„Hat der Bezwinger meines Herzens eine Grille gefangen?“ fragte sie schmeichelnd.

Panik schmunzelte.

„Keine Grille, aber einen höchst seltenen Vogel, der mir sein Gewicht vielleicht einmal in Gold einbringen wird!“

Der schnelle Kampf

Auf dem Fechtboden von Anselmo Nisiori verkehrten nur Kavaliere. Man übte hier die Fechtkunst theils zum Vergnügen, theils zur weiteren Schulung. Oft aber wurden auch Ehrenhändel ausgetragen. Der Umstand, daß Dobernitz als Cornet bestätigt worden war, also bereits als Kamerad betrachtet werden konnte, hatte es Herrn von Quint leicht gemacht, die für den Waffengang erforderlichen Vorbereitungen zu treffen.

Das Fechten mit Floretts, vierkantigen, dünnen und langen Stoßdegen, war eine in Italien viel geübte Kunst, die sich bald nach Spanien und Frankreich verpflanzte, aber in Deutschland erst Ende des 17. Jahrhunderts lehrmäßig gehandhabt wurde. Seit dieser Zeit waren es besonders italienische und französische Fechtmeister, die den deutschen Kavaliern alle erdenklichen Feinheiten in diesem nicht ungefährlichen Waffenspiel beibrachten. Ein guter Fechtlehrer war zu jener Zeit berühmter und angesehenener als mancher verdiente Gelehrte und bekannte Dichter.

Schon an der Auslage des Körpers auf der Mensur erkannte man die Schule des Fechters. Das Stringieren und Battieren der feindlichen Klinge, die einfachen und doppelten Finten, besonders aber die Chiamate, gaben oft der Kunst der einzelnen Fechtmeister erwünschte Gelegenheit, den Gegner durch neu erfundene Stöße zu überraschen — galt es doch gerade bei der Chiamate, eine verstellte Blöße zu geben und dadurch den Gegner zu einem Ausfall zu verlocken, bei dem man ihn dann überumpelte. Es gehörte ein scharfes Auge, ein sicherer Blick und eine gelenkige Faust dazu, um gegen einen fremden Gegner einen Austrag zu wagen.

Rifiori lächelte, als er hörte, daß ein Kavaliere aus der Provinz es unternehmen wolle, mit einem seiner besten Schüler einen ernstern Gang auf Floretts zu tun, ehe er sich auf seinem Fechtboden wenigstens einigermaßen mit den Feinheiten der Kunst vertraut gemacht hatte. Als Dobernik ihm mit großer Ruhe erklärte, er habe auf dem Gute seines Vaters verschiedentlich Gelegenheit gehabt, mit einigen nach Rußland reisenden Franzosen die edle Kunst zu üben, zuckte er nur die Achseln.

Graf Klagenow mochte ebenso denken wie sein Lehrer. Er betrat die Mensur mit einer Miene, als läge es ganz in seiner Hand, den Gegner kurz und schonend abzufertigen oder ihn seine Überlegenheit empfinden und dann hart dafür büßen zu lassen, daß er Ursache zu einem Duell gegeben hatte.

Außer Herrn von Quint war noch ein Kapitän des Leibregiments als Sekundant des Grafen und ein weiterer Offizier als Unparteiischer zugegen. Die feste Zuversicht des jungen Provinziellen machte auf die Anwesenden keinen unangenehmen Eindruck. Aber man gönnte seinem Übermut doch eine Belehrung, und als Dobernik sich nach deutscher Manier derart auslegte, daß der Oberkörper vorgebeugt war und sein ganzes Schwergewicht auf dem rechten Fuße ruhte, zweifelte keiner daran, daß er sich völlig in die Hand seines Gegners begeben hatte, denn in der Residenz galt diese Methode schon längst für veraltet. Man pflegte sich hier nach französischer Manier auszulegen: den Oberkörper nur ganz leicht geneigt, den rechten Arm etwas gekrümmt, die Faust ein wenig höher als die Hüfte und die Klinge um ein wenig gehoben. Die Voraussetzungen der Zeugen schienen sich anfänglich zu bestätigen. Man mußte den Eindruck gewinnen, als ob Dobernik nur durch sein gutes Auge imstande war, die Stöße des Gegners rechtzeitig zu parieren. Rifiori nickte wohlgefällig, und seine Miene verriet, daß er kaum so viel von dem Cornet erwartet hatte.

Nun jedoch begann Klagenow kunstvolle Doppelstöße auszuführen, als beginne er erst jetzt, den Kampf ernst zu nehmen. Zur großen Überraschung aller parierte der junge Landedelmann aber auch diesen Angriff, und urplötzlich schlug er durch Ligieren der feindlichen Klinge seinem Gegner das Florett aus der Hand. Klagenow stand entwaffnet und war nach den Regeln des Duells der Besiegte. Er glühte vor Scham und unterdrückter Wut und nahm das ihm von seinem Sekundanten gereichte neue Florett bereitwillig entgegen — ein Zeichen dafür, daß er den Kampf fortzusetzen gedachte.

Dobernitz war mit gesenkter Waffe stehen geblieben, eine ritterliche Geste, die ihren Eindruck nicht verfehlte, denn es hätte ihm freigestanden, seinen Gegner nach vor dem Haltruf des Unparteiischen zu erledigen.

Das Verlangen des Grafen, den Kampf zu erneuern, war unter diesen Umständen eine verstärkte Herausforderung. Seltsamerweise fand dieses Benehmen von seiten des Unparteiischen nur schwachen Widerspruch, während die Zeugen sich ebenfalls für eine Fortsetzung entschieden. Es war ersichtlich, daß keiner einem Fremden diesen raschen Sieg zönnen wollte.

Der Cornet schien von dieser offensichtlich unfreundlichen Haltung nichts zu bemerken, und als sogar sein eigener Sekundant nicht die Bemerkung unterdrücken konnte, daß ihm doch vielleicht nur ein günstiger Zufall zu Hilfe gekommen sei, stellte er sich bereitwillig von neuem auf die Mensur. Kaum aber waren die Klingen gebunden und das Kommando gefallen, so zeigte er eine völlig veränderte Kampfweise. Anstatt sich wie beim ersten Gang im wesentlichen auf eine Verteidigung seiner Position zu beschränken, griff er jetzt in so ungestüme Weise an, führte mehrere Quartfacéestöße mit Cavatioisfinten so rasch und kräftig durch, daß Klagenow sich alle Mühe gegen mußte, zu parieren. Eine Sekunde später fiel Dobernitz aus der Quart mit einer



Cavation in die Seconde, und der rechte Arm des Grafen war durchbohrt.

„Bravo“, murmelte Nisiori, der — sobald er die ersten Gegenstöße gesehen hatte — auf einen ähnlichen Ausgang vorbereitet und mit fast gierigen Blicken dem Kampf gefolgt war. „Sie haben mich getäuscht, Cornet! Sie haben bei André gelernt und sind nicht vergebens sein Schüler gewesen.“

Dobernik schüttelte den Kopf.

„Ich kenne André nicht. Allerdings bezeichnete mein Fechtmeister die von ihm bevorzugte Methode mit diesem Namen.“

Der Arzt, der im Nebenzimmer auf den Ausgang des Duells gewartet hatte, erklärte die Verletzung für nicht unbedenklich, da möglicherweise der Arm steif bleiben könne. An eine Weiterführung des Kampfes war nicht zu denken, und es verlangte auch

keiner danach. Nachdem man sich überzeugt hatte, daß nicht durch einen Zufall oder durch ein Mißgeschick des Grafen, sondern allein durch die größere Fechtkunst des anderen schon der erste Sieg veranlaßt worden war, wurde Doberniß von den Offizieren zu seiner geschickten Hand beglückwünscht und zu einem gemeinschaftlichen Essen im „Roten Adler“ aufgefördert, während Klagenow in einer Portehaise nach Hause gebracht werden mußte.

Man hoffte allerseits, das Duell geheim halten zu können. Der Arzt war verschwiegen, und der Graf konnte ein Unwohlsein vorschützen, um vom Dienst befreit zu werden.

Nur was Mühsing anbetraf, hatte man einige Bedenken. Der Kabinettsrat befand sich in einem Gastzimmer des Wirtshauses, als die Offiziere eintraten. Quint hatte Doberniß bereits vor dem Duell nicht verhehlt, daß die Geschwägigkeit dieses Herrn, der leider nun einmal um den Ehrenhandel wisse, vielleicht gefährlich werden könnte. Der Cornet bequemte sich daher zu einer Notlüge, indem er sagte, daß die Sache gütlich beigelegt worden sei.

Mühsing lächelte schlau.

„Ich verstehe“, sagte er, während er seinen jungen Bekannten etwas zur Seite führte. „Ich gratuliere. Um so besser, wenn Ihr Gegner nicht schwer verwundet ist. In jedem Fall aber habe ich für Sie vorgesorgt. Der Erbprinz weiß alles. Er hat meinem Freund Paniß versprochen, sich für Sie zu interessiren. Es ist inzwischen viel Neues geschehen. Madame Paniß triumphiert über die Hofpartei — wir haben den alten Einfluß wieder. Besuchen Sie uns doch einmal, da werke ich Ihnen noch mehr erzählen und Sie auch mit dem Kammerherrn bekannt machen.“

Doberniß verbarg nur mit Mühe den Widerwillen, den ihm dieser Mann mehr und mehr einzuflößen begann. Er antwortete höflich, aber der Entschluß stand in ihm fest, diesen Verkehr aufzugeben. Mühsing fühlte sehr wohl, daß der Ton des Cornets ihm gegenüber anders geworden war.

„Um — also stolz“, murmelte er, als Dobernik sich von ihm mit einem sehr oberflächlichen Gruß verabschiedet hatte, um den Offizieren in ein separates Zimmer zu folgen. „Hätte ich das gewußt, würde ich mich weiß Gott nicht bemüht haben . . .!“

*

Es war der Stabsrittmeister von Quint, der während des Essens den Vorschlag gemacht hatte, am Nachmittag einen kleinen Bummel durch die Stadt zu unternehmen. Dobernik spürte im Grunde recht wenig Lust hierzu, aber er mochte sich nicht gleich zu Anfang von dem Verkehr mit seinen Kameraden ausschließen, und so fand er sich denn zu der verabredeten Stunde vor dem Gasthaus zur Krone an der Henriettenallee ein.

Man traf ziemlich pünktlich zusammen und schlenderte zunächst in der Richtung auf das Schloß die Große Promenade entlang. Als sie am Palais Ceresinus vorbeikamen, meinte Leutnant von Maidensprung so nebenher: „Außen Prunk — innen Stunk! Auch einer von denen, die sich selber reich und das Land arm machen.“

Dobernik sah ihn ungewiß von der Seite an.

„Darf ich das nun als ein Wortspiel auffassen oder meinen Sie das wirklich so?“

Quint hatte die Frage gehört.

„Sie können ruhig beides annehmen!“ rief er, und die befremdete Miene des Cornets bemerkend, fügte er mit spöttischem Unterton hinzu:

„Machen Sie doch nicht gleich ein so eisiges Gesicht, als ob wir Hochverrat begehen wollten. Es mag ja sein, daß wir hier in der Residenz mitunter Dinge sagen, von denen man im Lande kaum zu flüstern wagt. Das macht aber, weil wir die Beispiele stets vor Augen haben.“

Dobernik schüttelte den Kopf.

„Es ist durchaus nicht so, daß wir da draußen fürchten, uns offen zu dem zu bekennen, was wir für richtig halten, aber Sie werden mir zugeben, daß die von Ihnen angeedeutete unrechtmäßige Bereicherung eines der angesehensten Bürger einen Mißstand aufzeigt, den ich unter dem gestrengen Regime unseres Herzogs niemals für denkbar gehalten hätte.“

Maidensprung lächelte.

„Mon Dieu, Sie erwarten zu viel von dem alten Herrn. Der Herzog steht bereits außerhalb der Entwicklung der letzten Jahrzehnte, er wurzelt in einer ganz anderen Zeit. Er ist noch unter Verhältnissen aufgewachsen, für die die Staatsraison alles bedeutete. Heute aber bedeutet die Staatsraison durchaus nicht mehr alles, sie bedeutet nur noch etwas, gewissermaßen nur noch einen Teil unserer Willensbestimmungen. Über den anderen Teil — und wahrlich nicht den geringeren — entscheidet die Raison einer möglichst wohlgefüllten Kasse!“

Quint nickte.

„Dagegen kommt auch der Herzog nicht auf. Geld ist das Element unserer Zeit, man kann es nicht mehr hinwegdisputieren. Kaum drei Generationen sind es her, als der vierzehnte Ludwig noch sagen konnte, er sei der Staat. Heute rechnet der Minister Necker aus, wieviel in die königliche Schatzkammer wandern darf, und wenn jetzt ein paar neue Regimenter aufgestellt werden sollen, so kann man sich direkt schon in seiner Fantasie vorstellen, wie erst einige tausend Dukaten die Gestalt wechseln müssen, um zu mehr oder minder strammen Kerlen zu werden, die in buntes Tuch gekleidet sind und das Gewehr präsentieren.“

Der Cornet runzelte die Stirn, und seine Stimme bekam einen schärferen Klang als ihm bewußt wurde.

„Eine schlagfertige Armee“, rief er, „entsteht meines Wissens nicht aus Dukaten, sondern aus der Gesinnung. Geld hält kein Feuer aus, es schmilzt oder verbrennt, der Geist allein entflammt sich, um aus Schutt und Asche stets aufs neue zu

erstehen — jener Geist, der Staaten gründet und Völker groß macht und die Devise trägt: „Ich dien’!“

Rittmeister von Rowitz, der bisher geschwiegen hatte, verneigte sich höflich.

„Ihre Überzeugung, Herr Kamerad, ist vorbildlich. Aber Sie sehen dabei doch immer nur die eine Seite. Es geht in unserer miserablen Welt nun einmal nicht bloß um Ideen, sondern auch um Tatsachen, und Geld ist eben nicht nur ein Tauschmittel, sondern auch ein Beweismittel — es kommt nur auf den kleinen Unterschied an, ob der Geist, die Idee, die Gesinnung sich das Geld zu unterwerfen weiß oder umgekehrt: das Geld die Gesinnung, und es ist mitunter sehr schwer festzustellen, wo das eine anfängt und das andere aufhört.“

Man war inzwischen über die Kurbrücke gegangen und stand nun am Beginn der Hohenstraße, zu deren Linken die Grundmauern des im Bau steckengebliebenen Opernhauses lagen. Einige der begonnenen Pfeiler ragten ruinenhaft empor.

„Sehen Sie“, rief Quint ironisch, „das ist auch so ein Beweis für die Beziehungen zwischen Gesinnung und Geld — die eine will bauen, aber das andere ist nicht da.“

Maidensprung schmunzelte.

„Man kann es auch umgekehrt sehen. Das Geld ist da, aber die Gesinnung will nicht bauen.“

Rowitz rieb sich nachdenklich das Kinn.

„Meiner Schätzung nach wird es bald noch eine dritte Möglichkeit geben — das Geld ist nicht da — und gebaut wird dennoch!“

„Sie denken an den Erbprinzen?“

Der Rittmeister nickte.

„Johann ist weich und hat das, was man eine schöne Seele nennt. Ich glaube nicht, daß er mit sonderlicher Aufmerksamkeit zuhören wird, wenn ihm dereinst von Hornlöffel der Etat vortragen wird.“

„Vielleicht wird er Madame Panik fragen“, witzelte Quint.

„Schwerlich“, widersprach ihm Maidensprung, „ich setze drei zu eins auf die Falk.“

„Sie sind sehr leichtsinnig, mein Lieber“, machte Kowik geltend, „unterschätzen Sie nur nicht diese Panik, sie hat nicht nur einen gesegneten Verstand, sondern auch noch jenen unverfälschten Instinkt des schlichten Volkes, der viel hartnäckiger ist als die pretiöse Manier einer schwachbrüstigen Aesthetik, wie sie von der blonden Kenate beliebt ist.“

„Also dann fünf zu eins für Tutta!“ rief Quint, und die anderen lachten.

Dobernik hatte sich zuletzt jeder Äußerung enthalten. Der leichtfertige Ton, mit dem seine zukünftigen Kameraden über Dinge sprachen, die geeignet waren, das Ansehen und die Sicherheit des Landes zu gefährden, mißfiel ihm. Von Haus aus zu gerader und eindeutiger Rede erzogen, konnte er den gesucht geistreichen und seinem Empfinden oft frivol anmutenden Gedankensprüngen keinen Reiz abgewinnen.

Quint mochte die Verstimmung bemerkt haben, denn er lenkte das Gespräch zu einem weniger verfänglichen Thema über. Auf seine Anregung beschloß man, sich die Karitätensschau anzusehen, von der im „Staatsanzeiger“ bereits berichtet wurde. Man ging also durch die Theatergasse und die Ludwigstraße über die Marschallbrücke wieder zurück zur Großen Promenade. Am Dom und der Universität vorbei, fand man sich alsbald auf dem Ständeplatz, wo die Italiener Balducci und Buzzano ihre mathematischen Figuren vorführten. Es handelte sich hierbei um einen Gewürzkrämer, der die Tür seines Ladens öffnete und je nach Wunsch des Publikums entweder Tee, Kaffee, Zucker oder Muskat abgab, ferner um eine Bauernmagd, die aus dem Schnabel einer ihr auf dem Kopfe sitzenden Taube ganz nach Anfordern roten oder weißen Wein in ein Glas fließen ließ, das sie mit einladender Geste in der Hand hielt. Das Glanzstück

bildete ein Automat, der einen Mohren darstellte und durch Hammerschläge nicht nur die genaue Zeit meldete, sondern auch auf dem gleichen Wege verschiedene Rechenkunststücke zeigte.

Angeregt und um ein paar Kreuzer erleichtert, verließ man die Schaustellung und stand — noch unschlüssig, wohin man sich wenden sollte — vor dem Rathaus, als von einer der gegenüberliegenden Buden ein stimmungswaltiger Ausrufer die Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

Von den remarkabelsten Plätzen der Kultur und des Geschmacks kommend, so hieß es in der Ansprache, die er an eine in Kürze sich zusammenfindende Menge richtete, gebe der gelehrte Besitzer der hier zusammengestellten Sammlung sich die Ehre, „einem weisen und wohlaffectionirtem Publico eine Reihe der absonderlichsten Dinge zur Belehrung und Erbauung darzubieten, als da sein ad eins: eine mola oder Mißgeburt, so ein Händlerweib zwei Jahre im Leibe getragen, ad zwei: eine geflügelte Eidechse, ad drei: einen amerikanischen Crocodill, ad vier: eine ostindianische Schwalbe, ad fünf: eine Herbasta, was ein curieuses Eier aus Virginien ist, welches sich ein Loch beißt, wo die Jungen herauskommen, ad sechs: indische Raben und was sonst noch dergleichen attractiones, welche zu schauen plaisant und vergnüglich sind. Die Person gibt einen Groschen, die Vornehmen nach Belieben!“

Der Sprecher raffte das Zeltleinen am Eingang zur Seite und lud mit sorgfältig einstudierter Verbeugung und Handbewegung zum Näherreten ein. Eine Anzahl der Zuhörer hatte sich überzeugen lassen, daß eine derartige Gelegenheit, sein Wissen zu bereichern, nicht unbenutzt vorübergehen dürfe und folgte der Aufforderung.

Quint sah seine Begleiter fragend an und griff in die Westentasche.

„Wollen wir vornehm sein oder nur Personen?“

Kowik lachte.

„Ich zahle im Dunkeln!“

Man schob sich langsam vor, und Dobernik war gerade im Begriff, hinter seinen Kameraden in das Zelt zu treten, als etwas zu seinen Füßen leise und zerbrechlich klirrte. Er blieb sofort stehen und konnte noch rechtzeitig eine zierliche Silberdose vom Boden nehmen, bevor sie von der weniger achtsamen Umgebung zertreten wurde. Ein flüchtiger Blick auf die ihm zunächst Stehenden lehrte ihn, daß darunter wohl kaum der Verlierer zu suchen wäre. Er ging daher einige Schritte abseits, um seinen Fund näher zu betrachten und vielleicht ein Merkmal zu entdecken, das auf den Besitzer schließen ließ.

Es mochte sich um das Necessaire einer Person von Stand handeln und enthielt einen kunstvoll geschliffenen kleinen Flakon mit wohlriechender Essenz und ein Fach für Puder. Was aber in besonderem Maße die Aufmerksamkeit des Cornets erregte, war das in den Deckel eingelassene Minaturlbildnis einer jungen Dame. Es wäre übertrieben gewesen, von einer strahlenden Schönheit zu sprechen. Das Gesicht zeigte weniger Glanz als Wärme. Doch in der geschlossenen Harmonie des Mundes schwang eine Zärtlichkeit, die jedes Wort zu einer Melodie des Herzens machen mußte, und aus dem klaren Spiel der Augen sprach Zärtlichkeit und Hingabe. Dobernik lächelte über sich selbst und schüttelte ärgerlich den Kopf. Wollte er sich etwa schon wieder verlieren? Aber wie er dabei an Jutta dachte, fühlte er sogleich, daß dies keine Wiederholung war, sondern ganz etwas Neues, denn jedes Erleben, das unsere Sinne bewegt, ist wie ein Mensch mit eigenem Antlitz und Charakter.

Der Cornet fühlte die Lebendigkeit des Augenblicks bis ins Blut, obgleich er sich dagegen wehrte und seit der Verwirrung der letzten Tage nach Ruhe und Selbstbesinnung trachtete. Doch der Wein der Begeisterung lockte und schenkte der Nüchternheit seines abgegrenzten Lebens einen schnellen Rausch.

Doberniß war kein schwacher Mensch. Die graue Uniform der Pflicht und die eindeutigen Parolen des „du sollst“ und „du mußt“ waren die unbestechlichen Attribute seiner Erziehung gewesen. Aber diese Nüchternheit eben, diese allzu große Scheu vor einem seelischen Aufschwung war es, die schon seine frühen Tage so farblos gemacht hatte und seine Gefühle in ihrer drohenden Erstarrung jetzt zu um so verzweifelterer Abwehr herausforderte.

Eine Leben ohne Liebe ist wie eine Ahr ohne Frucht — diese Worte Juttas hatten ihm seine Armut entblößt, und was ihn zuvor wie dunkles Schicksal niederdrückte, wurde zu begreifendem Erwachen. Der hemmungslose Bekenntniseifer seiner jähen Leidenschaften — heute wie damals und scheinbar voller Widerspruch — er war nicht Schwäche, sondern Not, er war der natürliche Aufruhr vergewaltigter Empfindungen.

Noch immer starrte der Cornet auf die Dose. Es schien, als ob das Bild, das so unscheinbar in seiner Hand ruhte und von seinen Fingern ohne sonderliche Anstrengung mit vernichtendem Druck umschlossen werden konnte, zum Kompaß seines Willens geworden wäre und die Richtung seiner Handlungen bestimmte. „Du sollst nicht!“ mahnte das Gesetz in ihm und suchte seine Schritte zu hemmen. „Aber ich sehne mich!“ klagte die Stimme seines Blutes und stieß ihn vorwärts.

Mit wachen Blicken eilte Doberniß über den Platz und ließ das Panorama der Gesichter in raschem Wechsel an sich vorbeiziehen. Er war in dieser Weise bereits mehrmals und ohne Erfolg zwischen der Universität und dem Palais Illing hin und her gewandert, als ihn unversehens die schaulustige Menge in Richtung der alten Apotheke abgedrängt hatte, die allgemein der Pillenkasten hieß und schon in vierter Generation von der Nachkommenschaft des Balthasar Hippe betreut wurde.

Hier, am Ausgang der Medizingasse, die sich mit dem bunten Gemisch ihrer schmalbrüstigen Häuser in malerischem Gegensatz

von den herben Umrissen des benachbarten Rathhauses abhob, war es fast leer von Menschen. Um so mehr mußten dem Cornet zwei Frauen auffallen, von denen die eine bestürzt in ihrem kleinen Beutel wühlte, während die Begleiterin — der Kleidung nach offenbar ihre Zofe — den Boden der nächsten Umgebung absuchte.

Es bedurfte für Doberniß keiner weiteren Überlegung, um die Eigentümerin der Dose zu erkennen. Mit raschen Schritten trat er näher, zog mit ausgezeichnete Galanterie den Hut und präfentirte seinen Fund. Er wollte noch einige höfliche Worte hinzufügen, aber die freudige Überraschung, die in anmuthvoller Grazie das betrübte Gesicht seines Gegenübers aufhellte, verwirrte ihn wie eine fremde Sprache, so daß ihm nur übrig blieb, sich kurz vorzustellen und die ihm zum Dank gereichte Hand wie ein zerbrechliches Geschenk zu empfangen.

Ina von Kosel war durch die unvorhergesehene Bekanntschaft nicht minder verlegen, zumal die ihr bisher vermittelten Anstandsregeln eine solche Situation nicht vorgesehen hatten. Sie nannte nur ihren Namen, und erst als sich die Zofe ihr wieder zugesellte, gewann sie einige Sicherheit.

„Ich bin Ihnen für die mir bekundete Aufmerksamkeit sehr verbunden“, sagte sie mit weicher Stimme. „Sie haben mir wirklich einen wertvollen Dienst erwiesen, da es sich um ein liebes Andenken handelt, das ich nur ungern vermißt hätte.“

Der Cornet verneigte sich.

„Um so angenehmer wird auch für mich die Erinnerung sein!“ Ina von Kosel lächelte.

„Sie sind sehr liebenswürdig, Herr von Doberniß. Ich sage Ihnen nochmals meinen Dank und Adieu!“

Der Cornet grüßte tief und blickte ihr nach.

„Au revoir“, sagte er.

Es war nur ein Flüstern, aber es klang wie ein Versprechen.

Als er die wenigen Schritte zur Schaubude zurückeilte, wurde er bereits von seinen Kameraden erwartet.

„Parole d'honneur“, rief Maidensprung ihm entgegen und salutirte, „Sie zeigen gute Ansätze! Drei Tage in der Residenz und schon Konnex zu allerhöchsten Hofkreisen.“

Dobernik schüttelte den Kopf.

„Ich konnte dem Fräulein eine kleine Gefälligkeit erweisen. Mein Konnex besteht in einem Dank und einem Gruß.“

Maidensprung lächelte.

„Für den Anfang kann man nicht mehr verlangen. Wissen Sie überhaupt, wer das war?“

Der Cornet nickte.

„Ich erfuhr den Namen!“

„Nun, der sagt wenig, wenn man die Zusammenhänge nicht kennt. Das Fräulein von Kosel ist die Nichte des Hofmarschalls.“

„Das will auch noch nicht viel sagen“, trumpfte Quint auf, „Sie ist noch viel mehr, nämlich die Kusine von der Falk!“

Und mit einem erstaunten Blick auf Dobernik fügte er spöttisch hinzu:

„Parbleu, was sind Sie denn darüber so betroffen — ist Ihnen die Verwandtschaft derart unangenehm?“

Der Cornet zuckte zusammen.

„Durchaus nicht“, widersprach er mit rascher Fassung, „aber ich sehe da gerade den Kabinettsrat Mühsing und verspüre herzlich wenig Lust, ihm heute noch einmal zu begegnen.“

Kowik drehte sich ärgerlich um.

„Weiß der Teufel, ich auch nicht! Ich bin der Meinung, wir gehen zu Procopier, da gibt es fabelhafte Pasteten, und auch der Portwein ist recht passabel!“

Quint und Maidensprung stimmten sofort zu, während Dobernik einige dringende Postfächer vorschückte und mit flüchtigem Abschied davoneilte. Er hatte im Hause des Buchhändlers Pfennigschmidt ein Quartier bezogen, das er für wohlfeil und angemessen hielt. Hierhin kehrte er auf dem kürzesten Wege zurück,

denn seine Laune war durch die zuletzt empfangene Aufklärung so herabgestimmt, daß sie ihm nicht nur für den Kabinettsrat Mühling, sondern über die nächsten Stunden auch für jeden anderen Verkehr ungeeignet erschien.

Er gab seinem Reitknecht noch einige Anordnungen und stieg alsdann die schmale Treppe hinauf, die zu seinem unter den Mansarden liegenden Zimmer führte. Nachdem er die Tür verriegelt hatte, warf er den Rock ab und lockerte die Halsbinde. Sein Kopf glühte, und auf der Zunge lag ihm ein Geschmack nach schlechter Medizin. Er kam sich wie ein Trottel vor, der unversehens in eine Schlinge geraten war und in dem Bestreben, daraus loszukommen, sich gleich wieder mit einem anderen Gliede an Stelle des befreiten darin verfing. Was nützte es ihm, daß er noch rechtzeitig die Grenzen erkannt hatte, die ihn von Jutta trennen mußten — irgendwo war doch immer ein Niemandland, auf dem alle Lebenswege zusammentrafen, so daß man Mühe fand, die eigenen Spuren zu erkennen.

Der Cornet drückte die Stirn an die Fensterscheiben und empfand die Kühle des Glases wie einen Kuß von kalten Lippen. Seltsam, dachte er und schloß die Augen, so war auch bisher mein ganzes Leben: ein Kuß von kalten Lippen — ohne Haß, aber auch ohne Liebe!

Er hob den Kopf, und es lag in seinem Gesicht etwas wie ein großes Staunen. Wenn nicht Haß oder Liebe, was aber war dann sein Leben? Ein Irrtum — vielleicht; ein Phantom — möglich! Auf jeden Fall ein Eril!

Wieder sah er Jutta vor sich, sah das Grauen in ihren Augen und hörte wie damals ihren Ausruf: „Aber so kann man doch nicht leben!“ Er umklammerte den Fensterriegel und biß die Zähne zusammen, während der Jammer ihm in den Augen brannte. Nein, so konnte man nicht leben, und wenn es tausendmal hieß: du kannst, weil du mußt — so kam doch einmal der Tag, wo der Mensch stärker wurde als sein Geseß.

Die Seele im Spiegel

Das lang gefürchtete Ereignis, die Auflösung des alten Herzogs, war in der Nacht zum 27. August erfolgt. Es herrschte eine feierliche Stille in der Residenz. Jeder ahnte, daß eine neue und ganz anders geartete Zeit heranzubrechen würde. Die einen sahen dieser Entwicklung besorgt und doch resignierend entgegen, die anderen nahmen eine Haltung ein, als ob es den Anlauf zu einem langersehnten und nunmehr ganz nahe gerückten Ziel gelte. Johann wurde mit entseßlicher Schmeichelei begrüßt. Von der Milde seines Wesens erhoffte man viele Erleichterungen und mancherlei Gunst.

Das Verhalten des jungen Fürsten war schon seit jeher dazu angetan, derartige Erwartungen zu stärken. Er hatte sich immer in liberalen Anschauungen gefallen und erklärt, ein Beschützer von Kunst und Wissenschaft werden zu wollen. Er nannte die Leute nicht mehr „Er“, wie es noch sein Vater getan, sondern Sie. Dabei war sein Wesen von wohlthuender Schlichtheit, obgleich er viel Schönheitsförmigkeit offenbarte. Den ersten Einzug in die Residenz hatte er zu Pferde gehalten. Dabei zeigte er sich fast immer in Uniform. Wenn er ausfuhr, genügten ihm zwei Pferde und ein Diener. Nur zu besonderen Anlässen benutzte er die schwere Staatskarosse mit sechs Pferden.

Die Landesträger wurden streng beachtet. Jede Luftbarkeit ruhte. Alle Wagen waren schwarz ausgeschlagen. Die Damen von Stand trugen ein Levitenkleid: die doppelte Kappe vorn vom Kopf herabhängend, darüber die Fortäne, einen sieben Ellen langen und eine Elle breiten Streifen von schwarzem Krepp, der vom Hinterkopf herabhing und an der Hüfte befestigt war, schwarze Handschuhe mit Fransen, Fächer von schwarzer Seide.

Die Herren zeigten sich in Röcken ohne Pleureusen und mit breit gesäumten Manschetten, schwarzen Strümpfen und groben dunklen Schuhen.

Der Hofmarschall sah in der bevorstehenden Erbhuldigung nach langer Zeit wieder einmal ein willkommenes Spielfeld für seine zeremonielle Geschmeidigkeit, die zu seinem Mißvergnügen infolge der anspruchslosen Lebenshaltung des alten Herzogs in den letzten Jahren vor keine würdige Aufgabe mehr gestellt worden war.

Wie ein halb Verdursteter, der nach entbehrungsreicher Pilgerfahrt eine Quelle entdeckt, so stürzte sich Graf Winterburg in die verwirrenden Strudel eines umfangreichen Festprogramms und bedrängte den Thronfolger, der ihn höflich lächelnd zuhörte, mit einer Unzahl spißfindiger Einzelheiten.

Seine Mühe war Verschwendung, denn Johann eilte mit seinen Gedanken den kommenden Ereignissen weit voraus. Er sehnte sich nach Renate und hatte Julia gegenüber ein schlechtes Gewissen. Seltsam: oft und immer wieder vergeblich war er den Irrgängen seiner Gefühle nachgefolgt und bemüht gewesen, den Schlüssel zur Zwiespalt seines Herzens zu finden. Es gab hier etwas, dem er nicht beikommen konnte und das doch da war — jener Zwang zur Untreue, jenes haltlose Entgleiten ins Wesenlose und ruhelose Verlangen nach dem Unbekannten.

Was ist das bloß mit mir? hatte er sich mitunter wie in einem plötzlichen Erwachen gefragt und spürte dann heiße Angst in sich aufsteigen. Nichts konnte er festhalten und in persönlicher Gestalt sich verbinden. Dinge und Menschen verлагten sich ihm, als stünde er über den Wirklichkeiten. Er war stets wie ein Wanderer, der sich an fremden Kaminen wärmt.

„Haben Durchlaucht noch irgendwelche besonderen Wünsche?“

Johann zuckte zusammen und strich über die Augen.

„Nichts, lieber Winterburg, gar nichts. Alles ist vorzüglich — ich bin zufrieden!“

Er entließ den Hofmarschall mit gnädigen Komplimenten und rührte den Klingelzug. Mit kurzen, raschen Schritten ging er dann in dem weitläufigen Raum auf und nieder. Vor einem kleinen italienischen Spiegel mit bunten Facetten blieb er stehen und prüfte sein Gesicht. Noch war es jung und glatt. Seine Augen blickten hell, und die Stirn war ungetrübt. Aber das Alter zeigte sich ja auch nicht immer in Falten und Runzeln — manchmal lag es in Geist und Blut und machte die Straffheit des Körpers zur Prunkfassade eines ausgebrannten Hauses.

Johann faßte die Ränder des Spiegels, als wollte er einen Menschen an den Schultern packen, und starrte in das Glas, das ihm sein Bild gab. Vierunddreißig Jahre lagen hinter ihm, aber nie hatten sie ihm allein gehört. Immer waren sie durch Mahnung und Vorbild einer vielhundertjährigen Tradition belastet gewesen. Kampf und Hoffen von mehr als zehn Generationen hatten vor seiner Wiege gestanden, sich in sein Hirn gedrängt, an sein Leben geklammert und nicht einmal den Körper ihm selbst überlassen.

Hier, dieser Haaransatz, diese Rundung der Ohrmuschel oder jene Nasenbildung und der Schnitt des Mundes — er brauchte nur die Bilder im Bankettsaal zu betrachten, um zu wissen, wer in ihm weiterlebte, wer einen Teil seines Leibes für sich beanspruchte und ihn zu abgemessener Geste zwang — ihn, Johann den Fünften von Herrenheim, den man Herzog nannte, und der dennoch kein Mensch war mit eigenem Wunsch und Wollen, sondern nur noch der Reflex der ihm vorangegangenen Geschlechter!

Gewiß, es gehört zum erdgebundenen Dasein eines jeden Menschen, Mittler zu sein zwischen dem, was einst gewesen und jenem, was kommen soll. Aber nur wenige fühlen das und noch weniger wissen darum. Es ist ein Wissen, das nicht immer frei und stark macht, es kann auch bedrücken und arm werden lassen, weil man darüber der eigenen Vergänglichkeit allzu bewußt wird.

Mit schmerzlich gespannter Miene bohrte Johann den Blick in sein Spiegelbild, als suche er nach einem Zeichen, das nur ihm zu eigen war, ihm Griff und Haltung geben und Schein zu Sein wandeln konnte, ähnlich wie in alten Zeiten ein Tropfen Honig genügte, dem Kinde das Leben zu sichern. Ach, wie er sie kannte, diese Bedrücktheit und diese Armut — Gefäß sein für andere, Werkzeug in toten Händen, Spiel des Zufalls, Laune der Natur!

Von der Thür her klang diskretes Räuspern und schreckte ihn auf. Er senkte für einen Augenblick die Lider, um sich von dem Abglanz seines Gesichtes zu befreien, das ihn mit magnetischer Kraft gefangen hielt. Langsam löste er die Hände und wandte schwerfällig den Kopf. Er sah den Kammerdiener in der Thür und erinnerte sich daran, daß er auereiten wollte.

„Den Belami satteln lassen“, rief er hastig, „Leipolt begleiten mich!“

Und als der Diener im Begriff war, sich zu entfernen, winkte er ihn noch einmal zu sich heran.

„Sage mal, Seifert“, sagte er leise und stockend, während unterdrückte Unruhe in seinen Augen lauerte, „was tat ich eigentlich, als Du zu mir ins Zimmer tratest.“

Der Angeredete blickte ob dieser ungewöhnlichen Frage verlegen zur Seite.

„Durchlaucht standen dort vor dem Spiegel und redeten vor sich hin.“

Der Herzog steckte die Hände in die Taschen seiner langen Brokatweste um das nervöse Spiel seiner Finger zu unterdrücken, und hob erwartungsvoll die Brauen.

„Hast Du verstehen können, was ich sagte?“

Der Diener verneinte, und eine Weile blieb es still zwischen beiden. Johann war mit seinen kurzen, raschen Schritten an das Fenster getreten und hatte versunken zum Dom hinübergeblickt, als ob er hoffte, daß ihm von dort Erlösung käme. Nun kehrte er sich auf dem Absatz wieder in das Zimmer zurück und starrte

fast feindselig auf den Diener, der unbeweglich auf seinem Platz verblieben war.

„Konntest Du das schon öfter beobachten?“

Seifert nickte behutsam, als wollte er schonend auf die Antwort vorbereiten.

„Hin und wieder hatte ich dergleichen feststellen können.“

Johann reckte den Oberkörper vor, wie man es tut, wenn man einem Angriff begegnen will.

„Und es ist Dir dabei niemals ein Wort verständlich gewesen?“

Der Gefragte schwieg.

„Ich befehle Dir, mir Antwort zu geben!“

Der Diener hob hilflos die Arme und stammelte:

„Durchlaucht wollen gnädigst verzeihen, wenn ich irren sollte, aber eines Abends, als ich noch hier im Vorzimmer etwas zu tun hatte, hörte ich aus diesem Raum mehrmals und immer lauter die Worte: ich will nicht mehr — nein, nein — ich will nicht mehr! Und zuletzt war da etwas wie ein Schluchzen.“

Johann verharrte ohne Regung. Seine Augen waren ausdruckslos, und die wie im Krampf verzerrten Lippen ließen die Zähne sehen. Wieder fühlte er dieses heiße Angstgefühl in sich aufsteigen, das ihn stets wie eine Krankheit befiel. Mit verzweifelttem Anlauf riß er sich aus der drohenden Erstarrung und strich mit seinen frauenhaft schlanken Händen über die Schläfen, die seltsam eingefallen schienen.

„Es ist gut, Seifert“, sagte er dann und zwang sich zu einem halben Lächeln. „Vergessen wir am besten das Ganze — es hat nichts weiter auf sich!“

Allmählich gewann er wieder Haltung, aber erst auf dem Wege nach Sophienhof hatte er sich vollends in der Gewalt. Jutta wollte gerade einen Spazierritt machen. Sie trug ein Reitkleid aus Rosa und Silber, dazu einen kleinen Hut aus

schwarzem Sammet. Als ihr der Herzog gemeldet wurde, wollte sie sich zum Umkleiden zurückziehen, aber Johann, der kurz hinter dem Hausmeister folgte, winkte der Jofe ab.

„Keine Inkommoditäten!“ rief er und küßte Jutta die Hand. „Ich komme heute nur ganz en passant, aber ich wollte den Tag nicht dahingehen lassen, ohne Dich zu sehen.“

Jutta strich ihm mit zarten Fingerspitzen über die Wangen.

„Schmeichler Du! Und zu dieser Erkenntnis ist eine Woche nötig gewesen?“

Johann lachte ärgerlich.

„Ja, Du hast gutes Recht, Dich zu beklagen, aber dieser Winterburg macht mich bald toll mit seinen präziösen Projekten, bringt mir noch die ganzen Staatsaffären durcheinander, daß der arme Hornlöffel zuletzt womöglich noch die Selbstucht kriegen wird. Mein seliger Papa hat seine zeremonielle Fantasie reichlich ausgehungert. Nun schnappt er nach der ersten Gelegenheit, die seine Unentbehrlichkeit ad oculos demonstriert, wie ein mager gewordener Bullenbeißer nach dem von ungefähr zugeworfenen fetten Knochen und knurrt jeden an, der ihm das Vergnügen verkürzen will.“

Jutta legte ihm die Hand über die Augen.

„Du, so mag ich Dich nicht, wenn Du so bissig bist! Das paßt gar nicht zu Dir, hast nicht die Galle dazu. Außerdem ist es doch Dein größter Ehrentag . . .“

Johann hob abwehrend die Hände, und in seinem Gesicht stand wieder jene Traurigkeit, die wenige Stunden zuvor sein Spiegelbild gezeigt hatte.

„Diese Melodie habe ich zu oft gehört, als daß sie mich noch begeistern könnte — es gibt schwerlich noch eine unbekannte Variation dafür, die mein Herz frohlocken ließe, es führt alles doch immer nur auf das alte Thema zurück, das mir den Anfaß zu einer eigenen Harmonie meines Lebens raubt. Ich sage Dir, Judita, das ist mitunter, als ob Du einen Mühlstein als Hals-

trause hättest, und man verlangte von Dir, Du solltest schwimmen.“

Jutta schüttelte den Kopf.

„Was sind das für Ideen! Das hört sich ganz nach Werthershausen an.“

„Laß doch den Werthershausen aus dem Spiel!“

„Nein, er gehört durchaus zu solchen aberwitzigen Hintergründen!“

Johann zuckte die Achseln.

„Willst Du mehr wissen als ich?“

„Nicht mehr wissen, aber mehr fühlen“, rief Jutta, und war nun ganz wie eine Flamme, die sich dagegen wehrt, daß man sie auslöscht. „Und mein Gefühl sagt mir, daß die Welt kein Mysterium für Rosenkreuzer ist, sondern ein Acker, der dem gehört, der am sichersten die Pflugschar seines Willens zu führen weiß.“

„Du sprichst sehr klug, Jutta, und ich schätze diese Klugheit nicht minder wie Deine Liebe. Aber der Wille ist immer etwas Ursprüngliches, etwas Spontanes und Unverbrauchtes. Bei mir ist nichts dergleichen zu finden — wie sollte es denn auch! Wenn ich meine Stammtafeln ansehe und die Generationen überfliege, dann muß ich immer an eine Brücke denken, die mit mir das andere Ufer erreicht hat. Ich bin der letzte Pfeiler, über den man schneller und leichter hinwegschreiten wird als über alle, die vor mir gewesen waren.“

„Das ist eine schwache Philosophie, mon cher, kein Wunder, daß Du dir damit das Konzept verdirbst und Deine Laune nicht minder. Man darf sich nicht klein fühlen, wenn man so hoch steht wie Du!“

Johann seufzte.

„Ach, Judita, diese Rüstung ist mir zu schwer! Ich habe nichts von jener menschlichen Größe, vor der sich die Völker

neigen und der die Geschichte ein Denkmal errichtet — ja, ich glaube, ich habe nicht einmal etwas von menschlicher Güte.“

Jutta umfing ihn lachend und küßte seine Augen.

„Aber Johann! Jano! Janito! Welche Torheiten!“

„Keine Torheiten, carissima, Du machst mich immer besser als ich bin, und zuletzt glaube ich das womöglich auch noch. Nein, Jutta, ich bin wirklich ein schlechter Mensch.“

Jutta drückte die Stirn an seine Schulter als wollte sie vermeiden, ihn anzusehen.

„Glaubst Du so gering von Dir — wegen Renate?“ fragte sie leise.

Johann schaute überrascht zu ihr nieder.

„Was weißt Du davon?“

„Alles!“

„Auch davon, daß ich bereit bin, ihre Bedingungen zu erfüllen?“

Sie nickte. Sanft hob er ihren Kopf und blickte lange in ihr Gesicht.

„Und was sagst Du dazu?“

Sie schloß die Augen und schien ganz ruhig, nur ihre Lippen zitterten unmerklich. Johann fühlte sich elend. Das Schweigen bedrückte ihn.

„Jutta, was denkst Du jetzt von mir?“

Sie hing den Arm um seinen Nacken und legte den Mund an sein Ohr.

„Daß Du Dich nicht quälen darfst!“

Johann atmete auf.

„Wie vernünftig Du bist!“

Sie lächelte.

„Nicht wahr? Ganz so, wie es sich für eine alte Freundschaft geziemt!“

Seine Verlegenheit bemerkend, zog sie sich sacht aus seinen Armen.



„Nun mußt Du aber gehen“, sagte sie mit freundlicher Bestimmtheit, und Johann schien sichtlich erleichtert, für dieses Mal mit raschem Abschied davonzukommen.

Als Johann davonsprengte, stand Jutta noch eine Weile abwartend und sinnend in ihrem Salon und hörte den ungedul digen Hufschlag der Pferde sich rasch in der Stille verlieren. Es war, als ob sie mit einem Male eine große Müdigkeit ergriffen hätte. Mit schleppenden Schritten ging sie zu der kleinen Stuhuh, deren Amor aus patinierter Bronze beinahe wie ein Negerknabe mit Flügeln aussah. Sie legte die Hände auf den Ramin und blickte in das unentwegt lächelnde Gesicht des göttlichen Botens.

„Kleiner Amor“, flüsterte sie, „hast du gehört? Er hat es — Vernunft genannt!“

Sie senkte den Kopf und ihre Schultern zitterten.

*

Zwölf Tage nach der Beisetzung des alten Herzogs sollte die Erbhuldigung für seinen Nachfolger stattfinden.

Da füllte sich die Stadt mit Gästen. Von allen Toren drängten sie herein. Am größten war der Zustrom durch das Ludwigstor. Hier kamen die Abgesandten aus den durch Handel und Gewerbe am meisten belebten südwestlichen Teilen des Landes, vornehmlich aus Spreizenheim, Kanzenberg und Zellstadt. Manche wurden von Bekannten oder Geschäftsfreunden erwartet, aber viele waren noch um ein Obdach verlegen.

Zu diesem Zwecke hatten die Torschreiber etliche Tafeln mit den Namen der Gastwirte und sonstigen Quartiergeber ausgehängt. Das Hotel zur Stadt Paris, das als recht komfortabel galt und aus seinen Zimmern einen abwechslungsreichen Blick auf den Großen Markt bot, war bald bis in die Dachkammern hinauf besetzt. So kam es, daß manche Kavaliere mit Herbergen zweiten und dritten Ranges vorlieb nehmen mußten, wenn sie sich

nicht zu einem der meist recht teuer veranschlagten Privatlogements entschließen mochten.

Alles war in Bewegung. Freunde trafen sich wieder. In Karossen und Chaisen fuhr man durch die Stadt. Die Große Promenade, die mit vier Reihen mächtiger alter Kastanienbäume bepflanzt war und bis nach Sophienhof führte, war von den verschiedensten Livreen belebt, denn fast der ganze Landadel war mit eigenen Reifewagen gekommen. Da zeigten sich die Herren von Kowis, Klieberg, Ambis und Wieckföhnde, die von Dubrow, Maidensprung und Großlinden. Manche unter ihnen, wie die alten Herrschaften von Sedlis und Mödlin, hatten die Residenz seit einem Menschenalter nicht wiedergesehen, aber da unter dem sparsamen Regime des alten Herzogs keine wesentlichen Veränderungen des Stadtbildes erfolgt waren, fühlten sie sich rasch wieder heimisch.

Der Kern der Altstadt ging noch auf die letzten Ausläufer des Mittelalters zurück. Das zeigte sich vor allem im Mitteltrakt des Schlosses, obgleich ein reich gegliederter Renaissance-Vorbau und einige barocke Neuerungen die strengen festungsartigen Grundlinien etwas aufgelockert hatten. Der zur linken Seite angefügte Kapitelbau sowie das Hofmarschallamt waren jüngerer Herkunft. Sie gaben dem ganzen Komplex etwas Unvollendetes, weil die rechte Seite ohne jeden Übergang sogleich mit der Hohenstraße abschloß, die eine unentbehrliche Verbindung zur Neustadt bildete.

Von dieser Unzulänglichkeit abgesehen, bot sich ein reizvolles Bild. Auf der linken Seite der Großen Promenade lagen Ministerium, Kanzlei und Kavalierhaus in der prunkvollen Selbstsicherheit ausgereifter Barockkunst. Daran anschließend, an der Ecke zur Henriettenallee, stand das in dieser abgeklärten Umgebung noch etwas zu neu und unruhig anmutende Kokoko-Palais von Sievert Ceresinus, dem erfolgreichen Generalpächter der herzoglichen Forsten. Gegenüber lag der Ständeplatz mit dem

alten Rathhaus als Hintergrund, flankiert und halb erdrückt von der majestätischen Renaissance des Palais Mülling und der Universitäts. Zwischen dieser und dem etwas zurückgesetzten Kapitelbau des Schlosses befand sich der Dom, der mit seinen beiden Barocktürmen, dem Glöckner und dem Stürmer, weit ins Land hinaus zu sehen war.

Hinter dem Schloß lag das breite Flußbett der Sarnow, die innerhalb der Stadt von vier Brücken überquert wurde. Im Anschluß an die Kurbrücke begann die Hohestraße, die in ihrem ersten Teil fast ausschließlich von öffentlichen Gebäuden besetzt war. Hier befanden sich Münze, Marstall, Zeugmeisterei, Gewandhaus und Hofkammergericht. Eine Querverbindung zu der in gleicher Richtung laufenden Ludwigstraße, die dem Geschäftsverkehr vorbehalten war, bildete die Theatergasse mit dem weitläufigen Barnimschen Palais, der Redaktion des „Staats-Anzeigers“, der altrenommierten Buchhandlung von Pfennigschmidt und dem Etablissement des Hofchocoladiers Procopier.

Noch war manches unfertig. Der ausgedehnte Platz am Ufer der Sarnow gegenüber dem Schloß war schon seit Jahrzehnten für den Bau einer Oper vorgesehen. Der Grundstein war längst gelegt, und die Fundamente deuteten bereits den Umriss der beabsichtigten Schaubühne an. Aber jedesmal war das Geld für andere, meist sehr nüchterne Zwecke verwendet worden. Der alte Herzog hatte immer den Standpunkt vertreten, daß eine saubere Stadt wichtiger sei als eine schöne Stadt, und der Minister von Hornlöffel, obgleich den Mäzen durchaus nicht abhold, erkannte die Notwendigkeit einer solchen Entscheidung.

Er regte den Wegemeister dazu an, wenigstens in der Innenstadt an Stelle der bisherigen großen Kopfsteine eine Quaderpflasterung durchzuführen, und er veranlaßte den Herzog, zur Verbesserung der Straßenbeleuchtung auf jede von den Bürgern ausgehängte Laterne für das Jahr drei Reichstaler an Abgaben zu erlassen.

Die Residenz war auf diese und andere Weise in der That allmählich zu einer sauberen Stadt geworden. Von Johann erwartete nun jedermann, daß er sie zu einer schönen Stadt mache. Bürgerstolz und Erwerbssinn brachten daher dem Fest der Erbhuldigung eine ganz besondere Anteilnahme entgegen. Bereits um sechs Uhr in der Frühe versammelten sich die Repräsentanten der Städte, in schwarzem Habit und den Degen an der Seite, auf dem Ständeplatz. Es waren ihrer mehr denn dreihundert, die unter Führung des Stadtpräsidenten und des Magistrats in feierlicher Ordnung vor das Schloß zogen und am Denkmal Herzog Heinrichs VII. Aufstellung nahmen.

Kurz darauf näherten sich vom Haus der Zünfte die Gewerke mit ihren bunten Trachten und den Innungsfahnen. Sie gruppierten sich zur Seite der breiten Freitreppe, die zum Mittelportal des Schlosses führte, und füllten mit der großen Schar ihrer Anverwandten, von denen sie in strahlender Genugtuung umdrängt wurden, den Platz nach der Hohenstraße aus. Vom Dom herüber brausten die Klänge der Orgel, und aus der Universität strömten in bunter Mannigfaltigkeit die studentischen Korporationen. Ein wenig später war der ganze Platz gedrängt voller Menschen. Unter dem Dröhnen der mächtigen Domglocken und dem Donnern der Salutschüsse öffneten sich die Tore des Schlosses.

In leuchtender Galakleidung traten die Adelsstände heraus und besetzten die Stufen der Freitreppe. Einen Augenblick herrschte erwartungsvolle Stille. Dann erschien Winterburg, ganz pomphafte Würde, die ihn neben der strahlenden Uniform wie ein unsichtbares Prunkgewand umflatterte. Am Rande der ersten Stufe blieb er stehen, machte eine halbe Wendung zurück zum Portal und klopfte mit dem Stab.

Von den Ministern und seinen General- und Flügeladjutanten gefolgt, trat der Herzog vor die Menge, die ihm in spontaner Begeisterung zujubelte. Johann war in schwarzem

Sammet gekleidet. Eine gelbe Schärpe, eine goldene Halskette und ein blinkender Ordensstern bildeten den ganzen Schmuck. Sein Erscheinen war bei aller Schlichtheit von hoheitsvollem Eindruck und willensstarker Entschlußkraft. Nichts ließ den Abgrund seiner Seele ahnen, den er vergebens zu überbrücken suchte.

Der Domprobst Justus Meerscheidt las den Untertaneneid, der von der versammelten Bürgerschaft Wort für Wort nachgerufen wurde. Dieses Rufen war von so ungeheurer Stärke und so einziger Wirkung, daß eine allgemeine Feierlichkeit über die Gemüther kam und manch einer vor Rührung nicht mehr seine Stimme beherrschte. Als man darin geendet hatte, erscholl ein andauerndes Vivarufen, das erst seine Unterbrechung fand, als aus verschiedenen Fenstern die Hulbigungsmedaillen ausgeworfen wurden. Darauf fand im Schlosse große Tafel statt. Johann speiste mit den Ministern, den Offizieren und dem Adel im gelben Saal, wo für 186 Personen gedeckt war. In den Nebenräumen wurden die Abgesandten der Städte und der verschiedenen Stände bewirtet. Danach begab sich der Herzog zur Parade.

Hier ereignete sich nun jener Zwischenfall, der von ängstlichen Gemüthern sogleich als schlimme Vorbedeutung angesehen und auch von weniger abergläubischen Naturen als peinliches Mißgeschick empfunden wurde.

Johann hatte sich gerade angeschickt, die Front seines Leibregiments abzuschreiten, als hinter ihm der herzogliche Standardenträger über ein unvorhergesehenes Hindernis strauchelte und so schwer zu Fall kam, daß der Fahnenstock unter der Wucht des Sturzes zerbrach und das Wappentuch in den Staub sank.

Johann war bleich, aber ohne Bestürzung. Es mochte beinahe scheinen, als ob er etwas derartiges erwartet hätte. Noch wußte man zum Glück im weiteren Umkreis nicht, was geschehen war, so daß durch eine gute Eingebung die Situation wohl gerettet

werden konnte. Aber die Offiziere seines Gefolges standen ratlos und betreten.

In diesem Augenblicke hoffnungsloser Verwirrung sprengte Oberst Hoferichter vom Leib-Kürassierregiment heran und saß ab, den Grund des nun doch allmählich bereits bemerkbar werdenden Aufenthalts zu erfahren. In rascher Erkenntnis der Lage ging er auf den todbleichen Standartenjunker zu und befahl ihm, die Standarte vom Stock zu lösen. Hierauf zog er seinen mächtigen langen Pallasch aus der Scheide und hatte mit Unterstützung von Werthershausen alsbald das Tuch unter geschickter Verwendung einer abgerissenen Tresse und der vorhandenen Fahnenringe an die Klinge geknüpft. Den Pallasch an den Standartenträger weiterreichend, trat er hierauf salutierend vor den Herzog.

„Mögen Durchlaucht aus diesem Zeichen erkennen“, sagte er mit starker Stimme, „daß Sicherheit und Würde des Thrones dem Schwert am besten verbunden sind!“

Die Offiziere murmelten beifällig, und Johann drückte dem Mann der erlösenden That mit dankbarer Wärme die Hand. Sein Mund fand Worte wohlwollender Anerkennung, aber in seinen Augen lag nichts von Überzeugung.

I n t e r m e z z o

Der Erbprinz hatte als Johann V. den Thron bestiegen. Unter der großen Zahl der bei dieser Gelegenheit ausgezeichneten Würdenträger befand sich auch der Kammerherr von Panitz, der zum Geheimen Staatsrat ernannt wurde. Jutta erhielt den Titel einer Freifrau von Barnim, nachdem ihre Scheinehe mit Panitz in aller Form getrennt worden war. Ihr Haus in Sophienhof wurde palastartig ausgebaut, und eine der Hofequipagen stand zu ihrer ständigen Verfügung.

Alle diese Gunstbezeugungen waren weniger als man erwartet hatte — Jutta war in ihren Ansprüchen jedenfalls sehr bescheiden, sonst würde sie ihren Einfluß um so mehr zu eigenem Nutzen geltend gemacht haben, als Verhältnisse eingetreten waren, die es ihr eigentlich sehr nahe legten, noch rechtzeitig für ihre Zukunft zu sorgen.

Es war allgemein aufgefallen, daß Jutta die Neigung des Herzogs zu Menate von Falk offenbar mit großer Gelassenheit hinnahm. Sie mußte sich sehr sicher fühlen, da sie nicht die geringsten Anstalten machte, irgendwie in der Gesellschaft hervorzutreten und die Rolle zu spielen, die ihr die Gunst des Fürsten zweifellos eingeräumt hätte. Sie beschränkte sich vielmehr auf einen kleinen, ihr im Laufe der Jahre lieb gewordenen Kreis, zu dem nicht einmal der Cornet gehörte. Jutta hatte den Junker seit jener entscheidenden Aussprache nicht wiedergesehen, aber sie wußte, welchen Dienst er ihr erwiesen und was er für sie gewagt hatte.

Panitz war verschiedentlich bemüht gewesen, von ihr Gewißheit darüber zu erlangen, ob Dobernitz jener Fremde war, den

er zum Logenhaus begleitete, aber Jutta wußte zu vermeiden, eine klare Antwort hierauf zu geben. Der Kammerherr vermochte damals in der Dunkelheit nicht so genau festzustellen, wen er eigentlich vor sich hatte und war in seiner anfänglichen Überzeugung, ein wertvolles Geheimnis entdeckt zu haben, doch wieder etwas schwankend geworden, zumal ihm die Zusammenhänge doch etwas zu abenteuerlich erschienen. Als ihm dann später einmal der Cornet in der Residenz begegnet war, trug dieser bereits die Uniform der herzoglichen Leib-Carabinieri. Sein Gruß fand eine erstaunte Erwiderung, als ob man sich noch niemals begegnet wäre.

Da ältere und hochgestellte Persönlichkeiten in den Logen nur um ein geringes rascher zu den höheren Graden aufstiegen als die unbedeutenden Mitglieder, so konnte Panik natürlich auch nicht annehmen, daß ein so junger Offizier in der geheimen Sitzung eine maßgebende Rolle hätte spielen können. Soviel aber stand für ihn fest, daß Juttas Bote zumindest ein enger Vertrauter des geheimen Oberen gewesen sein mußte, und er hätte manches darum gegeben, wenn ihm eine Verbindung zu ihm möglich gewesen wäre.

Sowohl Werthershausen wie Christopher Willmann waren ebenfalls noch immer bestrebt, das Geheimnis jenes Abends zu erforschen. Ihre Bemühungen hatten jedoch bis jetzt jeden Erfolg vermissen lassen, zudem sie nicht einmal wußten, daß auch Panik seine Hand im Spiele gehabt hatte. Es wäre den beiden von dieser Seite beinahe eine wichtige Aufklärung zuteil geworden, denn der Kammerherr hatte sich eine Zeitlang ernstlich mit dem Gedanken getragen, mit seinen Kenntnissen hervorzutreten. Dann aber schien es ihm doch vorteilhafter zu sein, nur hin und wieder etwas ahnen zu lassen und sich damit wichtig zu machen.

Es konnte den Vorgesetzten des Grafen Klagenow natürlich nicht unbekannt bleiben, daß er in einem Duell verwundet worden war. Aber die Krankheit des alten Herzogs und der

ausdrückliche Wunsch des Erbprinzen hatten es ermöglicht, die Sache zu unterdrücken.

Jutta verstand es sehr geschickt, auch weiteres Interesse für Doberniß zu erwecken, ohne selber dabei in den Vordergrund zu treten. Vor allen Dingen verschaffte sie ihm die Gunst Werthershausens. Durch ihre Freunde erfuhr sie, daß Doberniß auf dem Fechtboden mit seiner guten Klinge Furore gemacht und sich anderwärts als ein vorzüglicher Reiter erwiesen hatte. Werthershausen war für derartige soldatische Tugenden sehr empfänglich.

Aber Jutta bemühte sich auch noch darüber hinaus und war mit den Verhältnissen des jungen Edelmannes bald so vertraut, daß sie wußte, wie sehr er sich einschränken mußte, um mit der geringen Unterstützung auszukommen, die ihm sein Vater gewähren konnte. Sie half ihm, sich angenehme Nebeneinkünfte zu verschaffen, indem sie ihn durch vertraute Persönlichkeiten verschiedentlich Pferde zu hohen Preisen abkaufen und wertvolle junge Tiere, die er dann zuritt, vorteilhaft erstehen ließ. Es gewährte ihr ein unbeschreibliches Vergnügen und große Befriedigung, in dieser Weise ein wenig die gütige Vorsehung spielen zu können, und dieses Gefühl wurde auch dann nicht beeinträchtigt, als ihre Ehrendame, Madame Cavagnier, ihr mitteilte, daß der Cornet sich um eine nahe Verwandte des Fräulein von Falk bemühte.

Jutta wußte nur zu genau, mit welchen Hoffnungen die Familie Kenates sich trug und bemitleidete den jungen Offizier, der ihrer Meinung nach einen dornenreichen Weg gewählt hatte, wenn er danach strebte, in diese Kreise einzudringen.

Der Zufall wollte es, daß sie gerade in diesen Tagen während eines Spazierganges im Französischen Garten mit Doberniß zusammentraf. Mit der ihr eigenen Herzlichkeit bot sie ihm sogleich die Hand.

„Ich will Ihnen Dankesworte nicht aufdrängen“, sagte sie dabei, „aber ich hätte wohl Ursache, Ihnen gram zu sein. Sie haben mich geflohen wie den bösen Geist. Doch Sie mögen schon von Ihrem Standpunkt aus recht haben, denn Sie konnten auf diese Weise gut vermeiden, sich neue Feinde zu machen.“

Der Cornet schüttelte den Kopf.

„Madame, diese Sorge lag mir fern. Aber ich mochte nicht zudringlich erscheinen oder gar den Argwohn erwecken, als hielte ich eine kleine Gefälligkeit des Dankes wert.“

„Schlagen Sie mir den geleisteten Dienst nur nicht zu gering an! Ich werde nicht vergessen, was Sie für mich getan haben. Aber vor allem: seien Sie nicht allzu sorglos. Ich warne Sie vor dem Fräulein von Falk. Sie weiß sich zu rächen, und wo sie haßt, da wird sie nie verzeihen.“

Doberniß unterdrückte ein Lächeln.

„Pardon Madame, dürfte das nicht etwas — übertrieben sein? Ich sollte mich doch nicht vor dem Zorn einer Dame fürchten?!“

Jutta sah ihn bedeutsam an.

„Sie wissen noch nicht, Herr von Doberniß, wie die Dinge stehen. Fräulein von Falk hat ihr Ziel erreicht! Im Vertrauen kann ich Ihnen sagen, daß der Herzog alle Bedingungen erfüllt hat und ihr in der Hofordnung eine Stellung einräumen wird, die der einer Herzogin nahezu gleich kommt. Dann soll man ihren Charakter erst kennenlernen! Sie starren mich an, als redete ich Unerhörtes, aber das Unerhörte wird geschehen — der Herzog hat es mir schon selber mitgeteilt. Ich sage Ihnen das bereits jetzt, damit Sie die Gefahr richtig einzuschätzen wissen. Es ist möglich, daß ich zu hart urteile — ich will es wünschen. Auf alle Fälle aber ist es besser, sich vor Menschen in acht zu nehmen, die Ursache zu haben glauben, uns zürnen zu müssen und die ihre Intrigen mit so viel Ausdauer durchführen wie — die ungekrönte Herzogin . . .!“

Doberniß war von diesen Enthüllungen äußerst betroffen. Er konnte jetzt nicht mehr zweifeln. Die Nachricht mußte ihn um so mehr treffen, als sie das Verhalten von Inas Angehörigen in ein ganz anderes Licht setzte. Er hatte bisher vergebliche Versuche unternommen, sich dem Fräulein von Kosel zu nähern, die infolge der Hoftrauer noch nicht dem Herzog vorgestellt werden konnte. Sie besuchte daher auch noch keine größeren Réunions, und der Cornet hatte entweder in den Familien, in denen sie verkehrte, keinen Zutritt gefunden, oder man vermied es doch, ihn zu den Gesellschaften zu laden, zu denen auch Ina gebeten war.

Jutta las in seinem Mienenspiel, welchen Eindruck ihre Worte auf ihn gemacht hatten. Sie ließ ihm Muße, sich zu sammeln, aber die Fortsetzung des Gespräches sollte gestört werden. Zwei Offiziere, die einen Fußweg durch das Wäldchen benutzt hatten, traten plötzlich aus dem Gebüsch. Doberniß salutirte überrascht, denn er hatte den Herzog erkannt. Johann dankte leutselig und fragte Madame Panik, ob er störe — es schien ihm, sie habe wohl eine Eroberung gemacht.

Der Herzog scherzte oft in dieser Weise. So war der Universitätsprofessor Hennigroth einmal Zeuge eines gelungenen Streiches gewesen, den der Monarch sich mit dem dicken Geheimrat Ceresinus geleistet hatte, der allgemein als ein glühender Verehrer Juttas galt. Er veranlaßte seine Freundin, sobald Ceresinus sie wieder einmal um einen Kuß bäte, diesen unter der Bedingung zuzugestehen, daß der Bittsteller zu diesem Zwecke das Knie vor ihr beugen müsse. Der ahnungslose Falstaff willigte sofort darin ein und ließ sich vor Madame Panik nieder. Zu gleicher Zeit trat aber Johann aus dem Nebenzimmer und spielte mit nur mühsam verbissenem Lachen den Erzürrten, während Ceresinus vergebliche Anstrengungen machte, sich zu erheben. Der Herzog half ihm schließlich selber wieder in die Höhe und schenkte dem schreckensbleichen Liebhaber einen Stoß, dessen Krücke mit

einem Bergkristall und Türkisen besetzt war, damit ihm dieses Werkzeug künftig bei verliebten Abenteuern aus der Not helfe.

Werthershausen, der sich zunächst etwas abseits gehalten hatte, musterte Jutta und Dobernik in weniger harmloser Weise. Die Verwirrung des Cornets war ihm verdächtig. Er wußte sehr gut, wer bei Madame Panitz ein und aus ging, und er zweifelte kaum, daß er hier im Begriff war, ein wichtiges Geheimnis aufzudecken, zumal sich auch Jutta auffällig befangen zeigte.

„Durchlaucht sind davon unterrichtet“, sagte sie, „wie die Galanterie des Herrn von Dobernik mich mit ihm bekannt machte. Aber ich habe nicht die mindeste Ursache, eitel auf eine Eroberung zu sein. Wäre ich dem Cornet nicht hier zufällig begegnet, so würde ich vielleicht nie in die Lage gekommen sein, ihm meinen Dank zu sagen.“

Der Herzog sah den jungen Offizier wohlwollend an.

„Habe viel Gutes von Ihnen gehört. Sie werden Fortüne machen.“ Er nickte freundlich und ging eine Strecke mit Jutta, sich leise mit ihr unterhaltend, während Madame Cavagnier zurückblieb. Dobernik glaubte sich entlassen und wollte sich schon entfernen, als Werthershausen ihn anredete.

„Habe Sie neulich auf einer braunen Stute gesehen“, sagte er. „Sie wechseln oft und finden immer rasch etwas Gutes. Was kostet der Gaul?“

Der Cornet nannte den Preis, den er sich dafür gesetzt hatte. Werthershausen zog eine sauersüße Miene und äußerte, daß ihm der Satz denn doch reichlich hoch erscheine.

„Ich würde ihn auch nicht fordern, Herr General“, verteidigte sich Dobernik, „aber das Geld ist mir schon geboten worden. Ich soll das Pferd nur noch zureiten.“

„Nun, da gratuliere ich. Aber darf man wenigstens fragen, wer die Preise so hoch treibt?“

„Der Geheimrat Ceresinus wünscht das Pferd für einen seiner Verwandten“, antwortete der Cornet, ohne zu beachten,

daß Madame Cavagnier ihm heimlich ein Zeichen gab, den Namen zu verschweigen, er begriff nicht, was man von ihm wollte.

Werthershausen lächelte malitiös und nahm umständlich eine Priße. „Also Ceresinus begeistert sich neuerdings für Pferde, so — so! Er machte mir immer den Eindruck, als ob er knapp einen Schimmel von einem Nappen zu unterscheiden wußte, aber man kann sich ja täuschen. A propos: war das nicht auch Ceresinus, der Ihren herrlichen Fuchswallach erstand?“

„Verzeihung, den kaufte Herr von Elch auf Wiedköhrde!“

Der General antwortete nicht. Sowohl Ceresinus wie Elch gehörten zum Freundeskreis der Madame Panik. Das Glück, das Doberniß bei seinem Pferdehandel hatte, war nicht unbenutzt geblieben, und am wenigsten hatte es einem solchen Kenner wie Werthershausen entgehen können, daß ein sonst unbemittelter Cornet des Leibregiments bald dieses, bald jenes schöne Kassepferd ritt. Als er jetzt den Preis erfuhr, den man Doberniß für eine Stute geboten hatte, die noch nicht einmal zugeritten war, und die Namen hörte, die solche bemerkenswert hohen Summen anwendeten, schienen ihm die Zusammenhänge offenbar zu sein.

Doberniß stieg das Blut ins Gesicht. Die Winke von Madame Cavagnier verwirrten ihn nicht weniger als das befremdende Verhalten des Generals. Er war ratlos und konnte sich nicht darüber schlüssig werden, was das Gebot der Klugheit jetzt am besten erforderte.

Man hatte sich inzwischen der breiten Querallee genähert, die sich am Ufer der Sarnow hinzog. Hier traf man wieder auf den Herzog, der sich gerade von Jutta verabschiedete und Werthershausen an seine Seite rief. Im gleichen Augenblick trat Madame Cavagnier an den Cornet heran und rief aufgeregt:

„Sie hätten dem General das nicht sagen sollen!“

Doberniß starrte sie an.

„Was hätte ich nicht sagen sollen?“

„Nun das mit den Pferden und dem Geheimrat Ceresinus!“

Sie wandte sich mit einer Gebärde, als wäre ein großes Unglück geschehen an Jutta, die sich ihr eben wieder näherte, und erzählte von dem Vorgefallenen. Jutta erbleichte.

„Meine Freundin übertreibt“, sagte sie verlegen zu Dobernik, „sie ist in allen Dingen zu ängstlich. Aber da nun einmal schon so viel verraten ist, muß ich Ihnen gestehen, daß ich den Geheimrat Ceresinus und die anderen Herren veranlaßt hatte, auf Ihre Pferde zu bieten. Ich wollte es geheim halten, daß ich ein gewisses und wohl im Grunde recht begreifliches Interesse an Ihrem Wohlergehen nehme.“

Der Cornet verfärbte sich.

„Ich bedaure, Ihnen für Ihre freundlichen Absichten nicht dankbar sein zu können. Herr Geheimrat Ceresinus wird auf meine Stute verzichten müssen!“

Jutta war schmerzlich überrascht.

„Sie fühlen sich verletzt, aber Sie tun mir wirklich Unrecht, bitte bleiben Sie, ich will Ihnen jede gewünschte Erklärung geben . . .“

Aber Dobernik wollte nichts mehr hören, sondern machte eine knappe Verbeugung und entfernte sich mit raschen Schritten. Er trachtete danach, möglichst sofort eine Gelegenheit zu finden, um Werthershausen über den wahren Sachverhalt aufzuklären. Seine Erregung war so ungeheuer, daß er sogar die Möglichkeit in Erwägung zog, den General zu fordern, falls dieser sich mit seiner Erklärung nicht zufrieden geben sollte.

Als der Cornet sich dem Kleinen Lusthaus näherte, in dem der Hofchocoladier Procopier aus der Hohenstraße während der Sommermonate einen Restaurationsbetrieb unterhielt, sah er den Herzog im Gespräch mit drei schwarz gekleideten Damen, die im Begriff waren, wieder in eine auf sie wartende Hofequipage zu steigen. Besonders verbindlich sprach der Monarch zu einer der Damen, deren blondes Haar aus dem Kreppschleier hervor-

schimmerte. Als sie einen Augenblick zur Seite schaute, erkannte der Cornet das Fräulein von Falk und zugleich die links von ihr stehende Gräfin Winterburg, die sich mit Werthershausen unterhielt. Die dritte der Damen wandte in diesem Augenblick den Kopf und Dobernik erzitterte in freudiger Überraschung, als er Ina von Kosel erblickte. Zu seinem Leidwesen sah er keine Möglichkeit, sich ihr bemerkbar zu machen.

Mehrere Passanten waren ebenfalls in seiner Nähe stehen geblieben.

„Sie wird doch noch die Panik verdrängen“, murmelte neben ihm eine weißhaarige Dame in altmodischem Küschenkleid. Ihre junge Begleiterin lachte spöttisch.

„Wie er sie anschaut“, flüsterte sie, „Charlotte sagte mir schon neulich, es sei alles abgekartet. Sie setzt ihren Willen durch und wird des Herzogs Frau!“

„Dann macht er sie gewiß zur Fürstin, und die Winterburgs mit ihrem Anhang regieren das Land. Der Werthershausen schwänzelt schon wie ein Eichhörnchen, das sich rechtzeitig ein paar Nüsse sichern will, ehe der Baum geplündert ist.“

Kenate war inzwischen mit ihrer Begleitung wieder in den Wagen gestiegen, der sich jetzt in langsamer Fahrt näherte. Als Dobernik in Sichtweite zu sein glaubte, grüßte er mit ausgefuchter Galanterie, doch zu seinem peinlichen Befremden fand seine Höflichkeit nicht die geringste Beachtung.

Er war in einer Stimmung, in der ihm nichts willkommener hätte sein können als ein heftiger Streit, bei dem er seinem Herzen Luft machen durfte. Da bemerkte er, daß der etwas abseits stehende Werthershausen ihn fixierte. Ihn reizte diese Beobachtung seiner Person maßlos. Es war ihm, als läge in den Zügen des Adjutanten ein spöttisches Lächeln, und da der Herzog sich mit dem zufällig in Procopiers Garten anwesenden Minister von Hornlöffel gleich nach der Abfahrt des Wagens in ein angelegentliches Gespräch eingelassen hatte, war Dobernik

drauf und dran, sich in entschiedener Weise mit dem General auseinanderzusetzen. Mochte dieser bemerkt haben, in welcher leidenschaftlichen Erregung der junge Offizier seinen Blicken begegnete oder ihm vielleicht die Gelegenheit lieb sein, das vorhin unterbrochene Gespräch fortzusetzen — jedenfalls gab er dem Cornet ein Zeichen, ihm auf einem der abzweigenden Wege zu folgen.

„Ist Ihnen etwas begegnet?“ fragte er, als Doberniß sich zu ihm gesellt hatte. „Sie haben in mir einen Gönner. Reden Sie unbesorgt.“

Doberniß war auf eine solche Anrede nicht gefaßt. Er hatte erwartet, der General würde von ihm Rechenschaft fordern, weil er ihn so dreist gemustert hatte, und er wäre kaum um eine Antwort verlegen gewesen. Vor den freundlichen Worten aber brach seine finstere Entschlossenheit hilflos zusammen.

„Herr General“, sagte er stoßend, „Ihre Worte vorhin hatten mich erregt. Ich habe Madame Panik inzwischen zur Rede gestellt und etwas erfahren, was mich beschämen muß. Ich versichere bei meiner Ehre, daß ich — so wenig vermögend ich auch bin — meiner Stute lieber eine Kugel durch den Kopf jagen würde, als daß ich sie dem Geheimrat Ceresinus verkaufen werde, seit ich gehört habe, daß er Madame Panik einen Gefallen damit erweist, wenn er mir hohe Preise bezahlt. Ich nehme von keinem Menschen ein Geschenk, am wenigsten . . .“

Werthershausen hob mahnend die Hand.

„Gehen wir noch einige Schritte weiter, es braucht uns niemand zu hören. Ihre Denkart gefällt mir sehr. Aber tun Sie nicht einer Dame unrecht, die es jedenfalls gut gemeint hat. Es freut mich, daß Sie mich über einen Irrtum aufklärten, der übrigens nichts Verlegendes für Sie haben sollte. Mein Gott, jeder nimmt für seine Pferde eben, was er bekommen kann! Aber es schien mir, als ob etwas ganz anderes Sie erregt hat. Die Damen, die von Seiner Durchlaucht vorhin zum Wagen begleitet wurden, nahmen von Ihrem Gruß keine Notiz . . .“

Dobernitz sah trozig zu Boden.

„Um so besser!“ stieß er mit gepreßter Stimme hervor. „Ich fühle mich dadurch von der Pflicht entbunden, jemals wieder mit meiner Aufmerksamkeit lästig zu fallen!“

„Nicht so stürmisch, Cornet! Vielleicht wäre es Ihnen doch angenehmer, daß die Damen, die wahrscheinlich nur falsch unterrichtet sind, eines Besseren belehrt werden . . .“

Er brach ab, denn der Herzog kam ihnen von einem Seitenpfad entgegen und wandte sich mit einer Frage an Werthershausen. Als Dobernitz sich ehrerbietig zurückziehen wollte, winkte er ihn zu sich heran.

„Hörte da eben schon wieder Ihr Lob, Dobernitz. Haben vor Ihrem Eintritt bei meinen Carabiniers Ihr Pferd mit Gefahr des Überschlagens pariert, um ein Kind vor Unfall zu bewahren — gefällt mir sehr!“

Johann nickte dem jungen Offizier in überaus gnädiger Weise zu und sagte seinem Adjutanten, daß er ihn von einer weiteren Begleitung dispensiere, da er mit dem Minister noch etwas zu besprechen habe.

„Sie brauchen keine Hilfe, um Ihr Glück zu machen“, meinte Werthershausen, als der Herzog sich entfernt hatte. „Leisten Sie mir noch ein wenig Gesellschaft, da können wir gleich besprechen, was ich Ihnen vorhin noch hatte sagen wollen.“

Der General schlug einen einsamen Weg durch den französischen Garten ein.

„Herr von Dobernitz“, begann er nach einer Pause, „ich habe heute bemerken müssen — und ich war es wohl nicht allein — daß von zwei sehr einflussreichen Damen die eine Sie mit besonderem Wohlwollen, die andere Sie mit auffälliger Mißachtung behandelte. Ich gehe sicher nicht fehl, wenn ich dieses Wohlwollen und diese Mißachtung mit der Szene in Verbindung bringe, die Ihrem Duell voranging.“

Dobernitz fühlte sich durch diese Worte zur Vorsicht gemahnt.

„Herr General“, beteuerte er, „ich bin damals allein der Eingebung meiner Gefühle gefolgt, ohne eine Kenntnis der näheren Verhältnisse. Sollte es richtig sein, daß sich die Damen seither mit mir beschäftigen, so ist mir die Mißachtung der einen fast angenehmer, als das unerbetene Wohlwollen der anderen.“

Werthershausen lächelte.

„Sollte sich dieses Wohlwollen, das Sie mit Unrecht gering zu schätzen scheinen, allein auf jenen Vorfall beschränken? Waren Sie nicht auch am gleichen Tage noch bei Madame Panik in Sophienhof?“

Dobernik wußte keine Antwort.

„Es ist an jenem Tage eine Intrige mit großem Geschick und unerhörter Kühnheit durchgeführt worden“, fuhr der General fort. „Ich argwöhne, daß Sie dabei geholfen haben.“

Dobernik mochte nicht lügen, sich aber auch nicht zwingen lassen, etwas zu offenbaren, das er verbergen wollte. Werthershausen musterte ihn triumphierend.

„Sie geben also zu, daß ich auf der richtigen Spur bin?“

„Herr General, ich habe nichts zugegeben. Geseßt, ich wäre Mitwissler eines Geheimnisses geworden, das einem Dritten gehört, so wäre es unehrenhaft, darüber zu sprechen.“

„Es handelt sich hier nicht um ein Geheimnis der Madame Panik. Was ich zu wissen wünsche, berührt die höchsten Interessen. Es dürfte Ihnen wohl bekannt geworden sein, daß ich Rosenkreuzer bin. Es handelt sich nun für mich um die Frage, ob damals eine unnatürliche, geheimnisvolle Macht sich zu erkennen gegeben hatte oder ob ein gewandter Betrüger, der von anderer Seite her über gewisse Dinge unterrichtet war, den Wunderglauben der Ordensbrüder auszubeuten wußte. Sie würden nicht nur mir, Sie würden Seiner Durchlaucht und dem ganzen Lande einen vielleicht unberechenbaren Dienst erweisen, wenn Sie

die Sache aufklären könnten. Wir Rosenkreuzer suchen die Rätsel zu lösen, die uns von der Natur aufgegeben wurden. Es ist daher äußerst wichtig zu wissen, ob es in unserer Umgebung jemanden gibt, der über ein transzendentes Wissen verfügt.“

„Herr General, ich bitte meine Verwunderung darüber zu verzeihen, daß Sie noch an eine derartige Möglichkeit glauben. Was man davon zu wissen meint, konnte keiner ernsthaften Prüfung standhalten, sondern wurde bisher noch immer als Charlatanerie entlarvt.“

„Nicht alles“, unterbrach Werthershausen erregt, „ich selbst besitze die Geheimnisse der Diabolini und die Tinktur des Grafen von St. Germain. Ich frage nicht nach Ihrem Urteil, ich forsche lediglich nach den Tatsachen. Haben Sie an jenem Tage einen Auftrag von Madame Panitz vollzogen oder von anderer Seite eine geheime Botschaft überbracht?“

„Ich habe keinen bestimmten Auftrag erhalten, auch irgendeine von anderer Seite veranlaßte Botschaft ist von mir nicht übermittelt worden. Mehr kann und darf ich nicht sagen, zumal Ihnen mein Urteil ganz unwesentlich erscheint. Die Rosenkreuzer fordern von ihren Anhängern das Gelübde der Verschwiegenheit und würden denjenigen brandmarken, der einen solchen Schwur bricht. Sie werden es mir daher nicht verargen, wenn auch ich Verschwiegenheit übe, wo ich mich dazu verpflichtet fühle. Ich bin zwar niemals in einen Orden als Mitglied aufgenommen worden, aber ich kenne die Geheimnisse der höheren Grade, ich bin in die Mysterien der drei Zirkel eingeweiht und habe den Grafen Cagliostro vor sieben Jahren gesehen, als er von Mitau kam und die schöne Lorenza seine Orakel sprach. Hat Ihre Tinktur sich übrigens schon an jemand bewährt?“

Werthershausen starrte den jungen Offizier fassungslos an.

„Wenn das wahr ist, was Sie sagen, so hat man sich Ihrer als Medium bedient, und Sie brechen einen heiligen Eid in dem

Wahn, einen Betrug zu enthüllen. Sie halten eine Wissenschaft für Irreführung, die Sie nicht verstehen. Vielleicht hat Sie nur ein Zufall dieses gefährliche Geheimnis entdecken lassen. Sie tun gut, darüber zu schweigen. Es scheint uns vieles unbegreiflich, deshalb ist es doch noch kein Betrug! Und wenn der Eingeweihte dem Laien gegenüber mit gewissen Geheimnissen spielt um bestimmte Zwecke zu erreichen, so mag dieser Mißbrauch bei der akademischen Wissenschaft wohl als Irreführung angesehen werden — die okkulte Wissenschaft bleibt deswegen doch was sie ist, sie bleibt die von Moses, Zoroaster und der ägyptischen Priesterschaft durch die Tempelherren bis auf die heutigen Tage vererbte Weisheit — jenes Wissen, nach dem die Gelehrten aller Zeiten strebten. Das alles ist viel zu erhaben, um von dem ersten besten, der einige Formalitäten erlauscht hat, begriffen zu werden. Die Macht der Wissenden besteht, sie ist nicht zu leugnen, und wenn oberflächlich Eingeweihte die Mysterien zu Gaukelspielen mißbrauchen, so ist das tadelnswert. Ich würde Ihnen den Rat geben, anstatt der geheimen Macht zu spotten, ein Jünger unserer Wissenschaft zu werden, ihr zu dienen, anstatt gegen etwas zu kämpfen, was Sie vernichten kann.“

„Ich glaube fürchten zu müssen, Herr General, daß ich kein brauchbares Mitglied des Ordens werden könnte. Die gegen meinen Willen gemachten Erfahrungen haben mich mißtrauisch gemacht, und ich bin in dem Grundsatz erzogen worden, nichts zu tun, was meiner Überzeugung widerspricht.“

„Das meine ich auch nicht. Aber ich würde es für töricht halten, mir durch den Mißbrauch von Geheimnissen, die mir nicht gehören, mächtige Feinde zu schaffen. Es ist ein verfängliches Wagnis, die Wege von Mächtigeren zu kreuzen und sich übermütig in Intrigen zu drängen, deren Zweck und Ziel man nicht kennt. Wer in das wirre Getriebe der Räder, von denen die Politik eines Staates gelenkt wird, eingreifen will, muß es beherrschen können oder er wird zermalmt.“

„Ich denke ja auch gar nicht daran“, rief Dobernik, „mein Ehrgeiz ist viel geringer.“

„Aber Sie haben es getan! Ich errate jetzt, was geschehen ist. Lassen Sie mich den Einzigen bleiben, der das Geheimnis jenes Abends durchschaut hat. Verpflichten Sie sich, nie etwas Ähnliches zu wagen.“

Der Cornet antwortete nicht sogleich. Die Forderung, die Werthershausen stellte, schien ihm etwas Demütigendes zu enthalten — es war, als habe er ein Unrecht begangen und es eingestanden.

„Herr General“, entgegnete er schließlich, „ich kann nur meine Versicherung wiederholen, daß Staatsaktionen und überhaupt politische Dinge mir fern liegen. Ich will mich auch gewiß nicht in Angelegenheiten mischen, die ich nicht verstehe und die mich nichts angehen. Wo ich aber ein Unrecht verhindern kann, bewahre ich mir die Freiheit, nach meinem Gefühl zu handeln, ob ich mir nun damit Feinde mache oder nicht.“

„Mit anderen Worten also: Sie haben zur Fahne der Madame Panik geschworen, Sie stehen in ihrem Sold . . .?“

Dobernik blieb stehen.

„Herr General, das ist . . .“

Werthershausen trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Ruhig Blut! Ich wollte Sie nicht beleidigen. So habe ich das nicht gemeint. Der Sold, den schöne Frauen zahlen, braucht ja nicht bare Münze zu sein. Wenn Sie Jutta von Panik huldigen, stehen wir übrigens im gleichen Lager. Ich hatte mich früher über den Charakter dieser Dame getäuscht und wünsche jetzt nichts dringender, als daß sie sich stärker erweist, als die gegen sie gerichteten Kabalen. Das Fräulein von Falk ist Ihre Freundin nicht, das habe ich heute zur Genüge bemerkt. Seien Sie also ehrlich: hat Madame Panik Sie aufgefordert,

den Absichten der Hofpartei einen Streich zu spielen, so brauchen Sie nicht zu fürchten, daß ich Sie verrate.“

„Eine solche Aufforderung würde ich zurückgewiesen haben. Aber Madame Panik denkt auch gar nicht daran, dem Fräulein von Falk in den Weg zu treten, wenigstens sprach sie sehr gefaßt darüber, daß Seine Durchlaucht bereit sind, auf alle Bedingungen einzugehen . . .“

Dobernitz brach ab. Zu spät erinnerte er sich, daß Jutta ihn um Stillschweigen gebeten hatte. Werthershausen verhehlte nicht, wie begierig er diese Nachricht aufnahm.

„Also ist die Sache schon so weit, daß die Panik davon weiß! Und sie hat nicht die Absicht, dagegen etwas zu unternehmen, sie will das dulden?“

„Herr General, ich habe wider Willen ein mir anvertrautes Geheimnis verraten. Ich bitte um Diskretion.“

„Ja — ja, schon gut: Sie haben mein Wort. Aber reden Sie doch — Madame Panik will das ruhig geschehen lassen? Unmöglich! Sie wollen mich irreführen, und ich möchte nur hoffen, daß Sie nicht wieder den Groß-Kophta in die Loge schicken. Vertrauen Sie mir, diesmal helfe ich mit! Ich beschwöre Sie, vertrauen Sie mir — das Wagnis könnte misslingen und uns allen zum Unheil werden!“

„Ich versichere Ihnen, Herr General, daß ich von keiner Intrige weiß. Madame Panik hat auch nicht im Entferntesten angedeutet, daß sie etwas Derartiges beabsichtigt.“

„Wäre das möglich?“ murmelte Werthershausen. „Aber in der That, Sie können recht haben. Vielleicht ist gerade das das einzig Richtige. Es gibt Dinge, die an unserem Widerstand nur erstarken, aber am ehesten sich selber erledigen, wenn wir sie scheinbar unbeachtet lassen.“

Er sann eine Weile vor sich hin, dann sah er den Junker mit einem Wohlgefallen an, das er selten zeigte.

„Ich freue mich, daß ich Gelegenheit genommen habe, Sie näher kennenzulernen. Ihr Charakter ist mir eine Bürgschaft dafür, daß Sie die Geheimnisse, die durch eine räthelhafte Fügung in Ihren Besitz gekommen sind, nicht leichtfertig gebrauchen werden.“

Er machte eine Pause und lächelte.

„Corner“, sagte er leise, „ich will Ihnen dazu verhelfen, daß die junge Dame, die heute nichts von Ihnen wissen mochte, künftig freundlichere Notiz von Ihnen nimmt.“

Doberniß antwortete nicht, aber er fühlte sein Herz, und seine Augen leuchteten.

Das verborgene Antlitz

Am 22. Dezember 1789 fand die Einsegnung der Ehe des Herzogs mit Renate von Falk statt, die zu einer Gräfin Illing erhoben wurde. Sie erhielt das alte Palais Illing am Ständeplatz zum Wohnsitz angewiesen und den Titel einer Ehrendame bei der Herzogin-Witwe Henriette.

Dennoch wollte es ihr nicht gelingen, den sonst anderen Einflüssen so leicht zugänglichen Herzog von Jutta zu trennen. Werthershausen und die Kreise der Rosenkreuzer um ihn sahen mehr und mehr ein, daß es auf jeden Fall besser wäre, sich ganz offenkundig auf Juttas Seite zu stellen, da hier allein irgendwelche unvorhergesehenen Wandlungen Johanns nicht zu befürchten waren.

Dem Drängen des Generals war es zuzuschreiben, daß Madame Panik, wie man sie nach wie vor nannte, sich entschloß, in stärkerem Maße als bisher auch gesellschaftlich eine Rolle zu spielen.

Zu gleicher Zeit, als Renate in ihrem neuen Wohnsitz den ersten Empfang gab, zog auch Jutta in die Residenz ein. Johann hatte ihr den Westflügel des ehemaligen Barmimschen Palais eingeräumt, der in unmittelbarer Nähe des Schlosses direkt am Opernplatz lag. Jutta richtete hier ein kleines Theater ein, umgab sich mit einer Art Hofhaltung und zeigte in ihrem ganzen Auftreten, daß es nur an ihr läge, wenn sie Johann ganz für sich zurückgewinnen wollte. Aber es war gar nicht einmal so, daß Renate nun die ungeteilte Aufmerksamkeit des Herzogs im Register ihrer Eitelkeiten buchen durfte. Man konnte beinahe den Eindruck gewinnen, als ob die ihr zuteil gewordene Erfüllung aller Forderungen schon nicht mehr zum Text gehörte, sondern gleichsam das

fürstliche Siegel war, das den heiß umstrittenen Inhalt eines Schriftstückes abschloß. Sie war für Johann keine Verheißung mehr, deren kaum geahnter Reiz seine müden Sinne zu beleben vermochte, und weil ihr Körper ohne Seelensprache war, sank sie bald in die Schatten der Erinnerungen.

Immerhin durfte sie den Trost haben, nicht so bald eine Nachfolgerin zu sehen, denn der ruhelose Geist des Fürsten war diesmal einer ganz anders gearteten Leidenschaft verfallen, und es traf das ein, was der Rittmeister von Kowis damals mit den Worten ausgedrückt hatte: „Das Geld ist nicht da — und gebaut wird dennoch!“

Johann baute. Er ließ sich aus Amsterdam den durch verschiedene kühne Turm- und Gewölbekonstruktionen bekanntgewordenen Baumeister Jaan van Doyssen kommen und empfing den verwöhnten und kritischen Mann mit großer Auszeichnung.

„Ich habe viele Pläne“, sagte er zu ihm, „Sie müssen mir dabei helfen.“

Der Holländer nickte und sah sich die Residenz an. Er fuhr in einer offenen Kalesche, die ihm der Herzog zur Verfügung gegeben hatte. Klein und häßlich lehnte er in einer Ecke des breiten Rückfahes und schlenkerte mit den dürrn Beinen, weil seine Füße nicht ganz den Boden erreichten. Er saß wie eine Maus in der Falle. Das spitznäsige Profil mit den etwas hervorstehenden Zähnen und der ziemlich hochgeschlossene graue Rock machten den Vergleich mit einem Nagetier nur noch augenscheinlicher.

Ab und zu ließ Jaan van Doyssen den Kutscher halten und betrachtete die Front der Häuser. Er tat dies mit schnüffelnder Miene und seltsamen Kaubewegungen — wie ein Koch, der eine Speise prüft, von deren Güte er nicht ganz überzeugt ist. Die Verhältnisse in der Altstadt mochten ihm darin nicht so ganz unrecht geben. Hier war alles wahllos zusammengedrängt. Es gab Gassen mit Häusern von nur zwei bis drei Fenstern Front.

Die schlecht geschnittenen Baustellen gestatteten mitunter nicht mehr Spielraum. Der Grundriß erstreckte sich in solchen Fällen dann um so mehr in die Tiefe. Dazwischen fanden sich unversehens wieder Bauten, deren Umfang in einer anderen Umgebung nicht weiter aufgefallen wäre, die aber hier wie verlorenes Riesenpielzeug erschienen.

Auch die Verwendung der Materialien war ganz unterschiedlich. Hier stand ein massives Haus, daneben ein hölzernes, das unterhalb des Erdbodens wohl auch Fundamente aus Stein hatte, aber im übrigen in Fachwerk ausgeführt war. Breit forderte das eine feinen Platz, schmal stieg das andere turmartig in die Höhe. Ein drittes war so klein und niedrig, daß die ausgestreckte Hand an den letzten Dachziegel reichte. Das eine war neu — das andere vor Alter schon krumm und schief.

Fiel das Sonnenlicht auf diese aufgewühlten Linien, so warfen die Dächer zackige Schatten, die auf dem holprigen Pflaster wie schmutzige Kinder spielten und im Wechsel der Stunden an den mit brüchigem Putz bekleideten Mauern in stummer Beharrlichkeit emporkletterten.

Der Amsterdamer schnüffelte und kaute und ließ sich wieder zur Kurbrücke fahren. Hier stieg er aus und umschlich die ruinenhaften Ansätze des geplanten Opernhauses mit einem Ausdruck fast feindlicher Ablehnung. Nachdem er den Platz, der sich des schönen Namens „An der Kur“ erfreute, aber vom Volksmund im stolzen Vorgefühl des Kommenden bereits Theaterplatz genannt wurde, nach allen Richtungen hin durchmessen und die anliegenden Häuser einer kritischen Musterung unterworfen hatte, zog er ein abgegriffenes Notizbuch aus der Tasche und machte sich mit einem Kohlestift eine Reihe von Bemerkungen. Sodann kehrte er in das Schloß zurück.

Von Johann zur Abendtafel herangezogen, widmete der Holländer sich mit liebevoller Sorgfalt den aufgetragenen Gerichten und hatte auf alle an ihn gestellten Fragen, von welcher

Seite sie auch kommen mochten, nur kurze und knurrige Antworten.

Der Herzog war ein schlechter Esser und liebte es, ein lebhaftes Tischgespräch zu führen. Ohne die gänzliche Abgeneigtheit seines Gastes zu bemerken, fing er ihn immer wieder in eine Unterhaltung ein, bis Jaan van Doyfen sanft entschlossen das Besteck hinlegte und mit einer langatmigen Auseinandersetzung aufwartete, mit der er Johann nun seinerseits das Wort vom Munde hielt wie dieser ihm vorher die Bissen einer besonders geschätzten Pastete. Der Herzog mußte sich den unvermuteten Wortschwall eine Weile mit anhören, ehe es ihm gelang, eine Atempause zu benutzen, in der er dem Redseligen die Genüsse seines Tellers wieder in Erinnerung bringen konnte. Der Holländer verneigte sich mit betonter Höflichkeit.

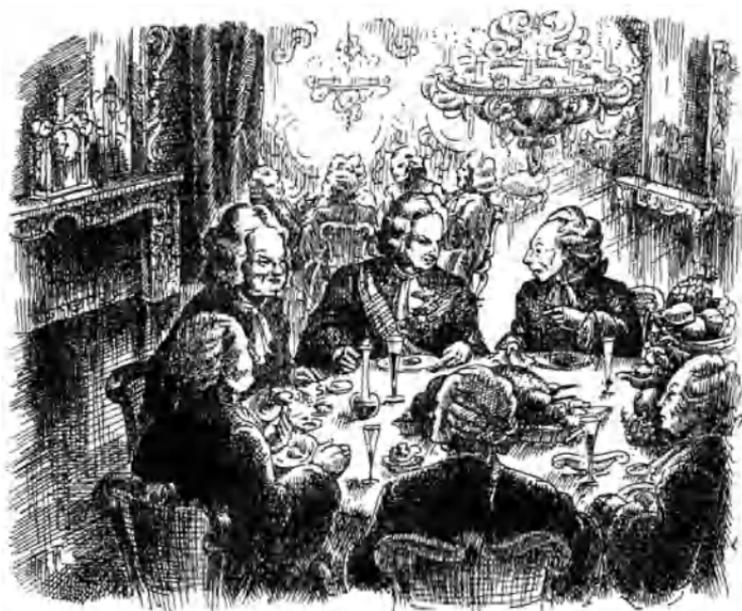
„Durchlaucht mögen verzeihen, aber wenn ich sprechen soll, dann kann ich nicht essen, und wenn ich esse, dann bin ich ruhig.“

Die Wirkung dieser Entgegnung war sehr unterschiedlich. Winterburg hob in gemessener Abwehr die Brauen, während Panitz einen Schluckauf bekam und Hornlöffel sich mit den Augen freute. Werthershausen tat, als habe er nichts gehört, aber Johann lachte frei heraus und versprach dem Gourmand, ihn bei Tisch mit keiner weiteren Frage mehr zu stören. Er hielt Wort, und Doyfen blieb unbehelligt.

Erst im Rauchkabinett, als echt holländischer Kanaster und ein starker Kaffee aus frisch gerösteten Bohnen den Geistern wieder den nötigen Gedankenflug gegeben hatten, fanden sich Fragen und Antworten erneut zu einer gliederreichen Kette zusammen.

Der Herzog wandte sich an den Baumeister, dessen inzwischen wieder zugänglich gewordenes Mienenspiel auf eine befriedigende Verdauung schließen lassen durfte..

„Habe gehört, daß Sie bereits Gelegenheit zu einer kleinen Orientierungsfahrt nahmen. Wie gefällt Ihnen unsere Residenz?“



Jaan van Dohsen stieß den Pfeifenrauch durch die weiten Nasenlöcher.

„Dooh“, meinte er gedehnt und schob die Lippen vor.

Johann lächelte nervös.

„Das kann Ja oder Nein bedeuten, und wenn man nicht Farbe bekennt, so meint man sicher das Ungünstigere. Sie können Ihr Mißfallen ruhig äußern. Sie sollen mir kein Höfling, sondern ein Berater sein!“

Der Holländer neigte den Kopf.

„Ich bin Euer Durchlaucht für diese Freiheit sehr dankbar und werde sie zu schätzen wissen. Es lag mir auch durchaus nicht im Sinn, mit meiner Meinung zurückzuhalten. Aber gerade ein gewissenhaftes Urteil läßt sich nicht immer auf eine glatte Formel

bringen. Wer zu sehen weiß, für den ist eine Stadt weit mehr als bloß ein wirtschaftlicher Organismus, sie ist ihm Ausdruck und Bekenntnis eines Volkes und Antlitz eines Staates!“

Hornlöffel nickte beifällig, und es war offensichtlich, daß er in Anbetracht der mißlaunigen Gefräßigkeit des knurrigen Fischgastes solches Denkvermögen erstaunlich fand.

Jaan van Doyfen hatte die Überraschung des Ministers mit sicherem Blick aufgefangen, und eine flüchtige Grimasse zuckte um seinen Mund. Doch er ließ sich weiter nichts anmerken, sondern schlürfte bedächtig den Kaffeereist aus seiner Tasse.

„Ich habe viele Städte gesehen“, sagte er dann und schaute träumerisch auf eine Rauchwolke, die schwerfällig über dem Licht der Kerzen hing. „Ich war in den italienischen Ländern, ich kenne Frankreich und habe Deutschland bereist. Ich fand Städte, deren Züge erstarrt sind wie von einer großen Müdigkeit. Der Atem der Zeit berührt sie nicht mehr. Ihre Gassen sind verworren wie die Runzeln zerfurchter Wangen, die Risse ihrer verwitterten Häuserfronten sind hart wie die Kummerfalten einer schmerzlichen Entfugung, und ihre Plätze sind still wie das Herz eines Toten. Andere Städte wieder sind wie Frauen, die täglich ihre Kleider wechseln und der Zeit ihre Launen vorschreiben. Sie sind wie mächtige Ufer, denen sich der ewige Fluß der Geschichte einfügen muß, und alles Land ist ihnen untertan.“

Johann musterte ihn nachdenklich.

„Es ist bewunderungswürdig, wie Sie die Dinge mit dem Herzen erleben!“

Jaan van Doyfen schüttelte den Kopf.

„Umgekehrt — unser Herz lebt in den Dingen, sie sind stets auf eine Art zugleich der sachliche Ausdruck einer seelischen Stimmung und eines ethischen Gesetzes. Nicht wo die Menschen schweigen, sondern wo sie etwas zu sagen wissen, beginnen die Steine zu reden!“

Der Herzog beugte sich vor, wobei in seine Augen ein seltsames Licht trat.

„Und was haben die Steine hier zu Ihnen geredet?“

Der Holländer schien nichts von der erwartungsvollen Spannung zu bemerken. Er machte einige seiner seltsamen Kaubewegungen und hielt die erloschene Tonpfeife wie eine Klarinette in den Fingerspitzen.

„Die Steine hier“, sagte er dann bedächtig, „sind nicht sonderlich gesprächig. Es stimmt da irgend etwas nicht. Dieser Mangel ist schwer zu erklären, denn er liegt nicht in dem Bestehenden, sondern in dem, was fehlt.“

Er legte die Pfeife auf den Tisch und betrachtete seine Hände, als sollten sie ihm helfen, seine Gedanken zu formen.

„Was fehlt, das ist der Elan des Esprits, die unbekümmerte Leidenschaft und selige Entspannung der Gefühle. Wenn ich statt dieser vielen Begriffe ihre tiefinnerliche Gemeinsamkeit nennen darf, so möchte ich sagen: es fehlt die Wärme des Blutes!“ Jaan van Doyfen spannte die Finger übereinander, daß die Knöchel weiß hervortraten, und sagte leise, als halte er heimliche Zwiesprache:

„Diese Stadt ist alt ohne Jugend, sie ist reif ohne Blüte, sie ist durch und durch künstlich.“

Der Hofmarschall schürzte mißbilligend die Lippen.

„Das sind Orakel!“

Der Herzog machte eine beschwichtigende Handbewegung.

„Mein — nein, lassen Sie nur, Winterburg, es ist schon was daran. Ich habe oft genug das Gleiche empfunden, mir fehlen bloß die richtigen Worte. Erst neulich, als ich gelegentlich in unseren Chroniken blätterte, kam es mir wieder so recht zu Bewußtsein, aus welchen Zufällen die Geschichte unseres Landes erwachsen ist, wie wenig dabei die naturgegebenen Anlagen und Bindungen einbezogen wurden.“

Werthershausen schüttelte den Kopf.

„Ich glaube nicht an Zufälle. Wir halten so manches für Willkür, nur weil wir nicht die innerliche Gesetzmäßigkeit zu erkennen vermögen, der es unterworfen ist.“

Hornlöffel lächelte skeptisch.

„Für die Harmonie des Unendlichen mag das gelten, doch im Kreislauf unserer Tage sind die Grenzen des Möglichen weit genug gezogen, um auch Zufall und Willkür . . .“

Der Baumeister hob beschwörend die Hände.

„Aber, Messieurs, wo geraten wir denn hin! Wir wollen hier doch keine Metaphysik betreiben. Wenn Sie glauben, ich will mit meinen Worten eine neue Philosophie offenbaren, so befinden Sie sich in einem gröblichen Irrtum. Ich baue Häuser — keine Hypothesen. Was ich Ihnen hier gesagt habe, das ist kein müßiges Spiel mit Bildern und Begriffen, sondern das Ergebnis einer jahrzehntelangen Erfahrung, und die hat mich gelehrt, daß man aus den Bauwerken der Menschen vieles lesen kann, das nicht in ihren Büchern steht. Ich kenne die Geschichte dieser Stadt nicht, aber ich kenne — was mehr ist — ihren Charakter!“

Er wandte sich dem Herzog zu.

„Durchlaucht gaben mir die Freiheit der Gedanken. Ich habe davon bereits einen bescheidenen Gebrauch gemacht, indem ich das städtische Gebilde der Residenz als künstlich bezeichnete. Das wurde offenbar im absprechenden Sinne gedeutet.“

Er warf einen flüchtigen Blick zu Winterburg hinüber, der einen Fidißbus in das Kohlenbecken hielt und die eingefangene Flamme über den gefüllten Pfeifenkopf gleiten ließ. Der Hofmarschall hatte die Augen des andern gespürt und hob das Gesicht, nachdem er noch rasch mit ein paar kurzen Zügen den Tabak angeraucht hatte.

„Lassen Sie sich dadurch nicht beirren, Mijnher“, sagte er und lehnte sich behaglich zurück, „ich ruhe zu sehr in den Angeln

der Tradition, als daß ich jemals die Dinge von einem anderen Punkt aus betrachten könnte.“

Doyfen neigte den Kopf.

„Auch das ist eine Möglichkeit, mit der Welt fertig zu werden. Ich habe es darin schwerer, weil ich meine Ideen immer erst legitimieren muß. Sei es also drum! Künstlich war für mich hier als Gegensatz zum Organischen gedacht, auf unseren Fall übertragen, wollte ich damit sagen: diese Stadt ist nicht von innen gewachsen, sondern von außen entstanden, sie kam nicht aus dem Schoß ihrer Bürger, sondern aus der Willenskundgebung landesherrlicher Edikte, ihre Existenz wurde beschlossen, nicht geboren!“

Johann nickte eifrig.

„Das stimmt! Anno 1453 verließ Heinrich III. das widerspenstige Ranzenberg, wo er bis dato residierte, baute ob der Sarnow eine feste Burg und befahl die Anlage einer neuen Stadt.“

Der Baumeister kaute und hob die mit den Innenflächen nach oben gekehrten Hände wie zwei Waagschalen:

„Quod erat demonstrandum! Ich habe von Anbeginn den Eindruck gewonnen, daß man sich wohl mit der Zeit daran gewöhnt hat, in dieser neuen Stadt zu wohnen, aber nicht in ihr zu leben, will sagen: die innerliche Beziehung zu ihr zu finden. Man soll Außerlichkeiten gewiß nicht überschätzen, aber es ist doch immerhin kennzeichnend, daß die Bevölkerung im Spielraum der Jahrhunderte noch immer nicht den Bannkreis der Mauern gefüllt hat. Ich konnte während meiner Orientierungsfahrt viele leere Flächen bemerken, die wie Wunden an einem Körper wirken, und die verschiedenen in den Anfangsstadien verbliebenen Gebäude — ich denke da besonders an das Opernhaus — möchte man leicht für ein Schwinden der schöpferischen Kräfte halten. Hier also mußte vor allen Dingen an einen Ausgleich gedacht werden, der zugleich geeignet wäre, zu einer Verinnerlichung zu führen. Eine Residenz neigt ja immer etwas dazu, sich dem

Land zu entfremden und nicht mehr ein Gesicht des Staates zu sein. Diese Gefahr liegt hier ganz offenkundig. Ihr zu begegnen sehe ich zunächst folgende Möglichkeiten.“

Jaan van Doyfen wandte sich jetzt mit unterstrichener Geste ausschließlich an den Herzog, so daß die andern sich von der allgemeinen Aufmerksamkeit entbunden fühlten. Panitz, dem das vorangegangene Gespräch offenkundig sehr mißfällig gewesen war, beugte sich zu Hornlöffel vor und sagte leise:

„Der Bursche macht sich wichtig! Oder glauben Sie an das, was er redet?“

Der Minister spielte mit seiner Tabatiere und sah verliebt in das Spiel der Reflexe, so daß man meinen mochte, er hätte die Frage überhört. Ohne aufzublicken, erwiderte er schließlich:

„Darauf kann man nicht so leicht mit ja oder nein antworten. Ihm ist schwer beizukommen, denn wenn sich auch manches fraglos mit einfacheren Worten ausdrücken ließe, so steckt im Kern doch immer etwas Wahres.“

Panitz zuckte die Achseln.

„Mag sein, daß ich nicht den Sinn dafür habe, um das herauszufinden, doch ich werde das Gefühl nicht los, als ob er das alles nur erzählt, um die Schwierigkeiten möglichst groß zu machen und sich dann um so teurer zu verkaufen. Wer betrügen will, versteht zu pfeifen.“

Hornlöffel wiegte den Kopf. Er sagte nichts, aber er sah die Dinge doch wesentlich anders, er wußte von den Klüften und Unebenheiten, die nach wie vor bestanden, obgleich man sie überwunden glaubte, und es mochte ihm gar nicht gefallen, daß dem Herzog — sehr im Gegensatz zu der bedingungslosen Selbstsicherheit seines Vaters — die gleiche Erkenntnis gegeben war, die ihn selber immer wieder in Unsicherheit stürzte. Noch weniger lieb war es ihm, daß Johann dies unbekümmert vor Fremden zum Ausdruck brachte. Wenn er auch keineswegs übertrieben hatte, als er von den Zufällen und Widersprüchen in der Ge-

sichte des Landes sprach, zumal diese Willkür in der verschlungenen Fadenführung politischer Kleinarbeit auch anderswo der staatlichen Entwicklung nicht fremd war, so fand der Minister es dennoch nicht notwendig, dies so offenherzig zu bekennen. Ein Objekt konnte seiner Meinung nach an Größe nur gewinnen, wenn man nicht wußte, aus welchen oft winzigen Teilen es zusammengesetzt war — das mußte ganz besonders für eine Monarchie gelten, die Anspruch darauf zu erheben pflegt, ihre Gerechtfame aus der Ewigkeit einer göttlichen Ordnung herzuleiten und nicht aus den Paragraphen eines menschlichen Übereinkommens.

Winterburg empfand in dieser Hinsicht zweifellos viel natürlicher und gesünder. Er leugnete einfach die Unzulänglichkeiten der Entwicklung und hielt sich an die gegebenen Tatsachen. Dieses Nichtwissenwollen ersparte ihm den Ballast der Gedanken und schenkte ihm einen Lebensweg ohne Irrgänge.

Es gab Stunden, wo ihn Hornlöffel aus der bedenkschweren Mühsal seines Amtes heraus darum beneidete, denn nur allzu tief mußte er selber immer wieder in den Schwächen und Fehlern einer überalterten Struktur graben, ehe der Boden für die neuen Pfeiler einer zeitgemäßerer Ordnung der Dinge bereitet war. Was er bei Beginn seiner Tätigkeit vorgefunden hatte, war ein Gebilde, das durch die Gunst des Augenblickes und die Not der Umstände eben gerade noch zusammenhielt, denn es gab keine Gemeinsamkeit des Stammes und des Glaubens, sondern nur eine Gemeinsamkeit der Interessen und des Zwanges.

Der erste aus dem Hause Herrenheim, der in die Geschichte eintrat, war lediglich Treuhänder einer um das Stammschloß gelagerten Grafschaft, die in der Hauptsache aus den Orten Böbling und Spreizenheim, sowie ausgedehnten Wäldern — dem Großen und dem Kleinen Jagen — gebildet wurde. Durch Schußbriefe und eine geschickte Bündnispolitik hatte dieser Heinrich II. das schon damals bedeutende Kanzenberg derart in Abhängigkeit gebracht, daß sein Nachfolger, Johann III. es

durch einen geringfügigen Zwischenfall zur völligen Unterwerfung zwingen und zum gefürchteten Standquartier einer ansehnlichen Söldnertruppe machen konnte. Erbverträge mit den Fürsten zu Söllner-Sarning verschafften einen weiteren Gebietszuwachs. Ankäufe, Einheiraten und kaiserliche Gunst brachten hierzu in den folgenden Jahrzehnten die erforderlichen Abrundungen und schließlich im Jahre 1667 den ersehnten Herzogstitel.

So war in knapp 300 Jahren ein Land entstanden, von dem zuvor kein Mythos gekündet und kein Dichter gesungen hatte — ein Land, dessen Wurzeln nicht im eigenen Heimatboden und Bekenntnis eines Volkes lagen, sondern im verwinkelten Gebiet der Kabinettspolitik und dem Bekenntnis einer Generationenfolge starker Persönlichkeiten.

Solange die Dynastie dem Lande in dieser Weise noch einen Willen und ein Rückgrat geben konnte, durfte sein Bestand im Kern gesichert sein, weil sein Wesen darin am besten zum Ausdruck kam. Die Lösung mochte für einfach gelten, weil es bisher nie an Männern mit fester Hand und klarem Blick gemangelt hatte. Aber die Schwäche mußte offenbar werden, sobald nur eine Generation versagte.

Dieses Nachlassen der bindenden Kraft schien sich nun dem unbestechlichen Auge des Ministers in der Sensibilität des jungen Fürsten tragisch offenbaren zu wollen. Immer wieder hatte er während seiner Vorträge durch eine unvermittelte Zwischenfrage feststellen können, wie sprunghaft die Themen in der Gedankenflucht des Herzogs wechselten, wie schwer es ihm wurde, einen weiter tragenden Entschluß zu fassen.

„Wir wollen das noch etwas im Kopf behalten“, lautete sein ständiger Einwand, wenn Hornlöffel zur Unterschrift drängte, und manchmal konnte es dabei geschehen, daß er ganz zu schroffer Abwehr erhärtete und mit einem feindlichen Licht in der seltsamen Starrheit seiner Pupillen den Federkiel zerbrach, während er in beharrlicher Wiederkehr die Frage zwischen den Zähnen

herauspreßte, was man denn eigentlich von ihm wolle und warum man ihn nicht sein eigenes Leben atmen ließe.

Aber wenn sich dann der Betreffende entmutigt zurückzuziehen gedachte, ging es wie ein Erwachen durch den versunkenen Körper. Die Verbitterung fiel von seinem Gesicht wie eine lästig gewordene Maske, er streckte die Hand aus und rief den anderen wieder heran, gnädig und gewinnend, mit einem rührenden Zug von Traurigkeit um den Lippen, und das Ringen um eine Entscheidung durfte von neuem beginnen.

Hornlöffel kannte dies alles bis zum Überdruß, und er konnte sich nicht eines spöttischen Lächelns erwehren, als er sah, wie der Holländer an der lebenswürdigen Laune des Herzogs entflammte. Abwarten, mein Lieber, wo das Feuer am schönsten wärmt, sind die Holzscheite nicht weit vom Verfall, und wenn nicht kräftig nachgelegt wird, bleibt zuletzt doch nur ein Haufen Asche, und Johann kümmert sich nicht gern um das Nachlegen — es genügt ihm, wenn es gezündet hat und ein wenig knistert.

Doch ewig unergründlich bleibt das Spiel, das die Menschen Schicksal nennen. Jaan van Dohsen wußte seine Ideen über alles Erwarten hinaus mit solcher Hartnäckigkeit zu vertreten, daß Johann in glühender Begeisterung verblieb und — was bisher noch keinem geglückt war — sich sogar zu einem festen Programm bereifinden ließ.

Die wüsten Stellen innerhalb der Stadtmauern sollten zuerst verschwinden. Aufforderungen, die zum Bau trieben, waren bereits mehrfach unter dem alten Herzog erlassen worden. Jetzt wurde Ernst gemacht. Wer bauen wollte, brauchte dies nur der Kommission zu melden, der Dohsen als General-Commissarius vorstand, und er bekam sogleich ein ausgedehntes Grundstück kostenfrei angewiesen. Taxen sowie Servicegelder wurden erlassen und vielfach Bauholz aus den herzoglichen Forsten zur Verfügung gegeben.

Da hier überdies ein sicherer Weg aufgezeigt war, sich dem Fürsten angenehm zu machen, fehlte es nicht an Bewerbern. Der Geheime Kommissionsrat Ceresinus errichtete alsbald eine ganze Straßenzeile in der Neustadt mit Reihenhäusern, die den Arbeitern der neugegründeten Herzoglichen Tuchmanufaktur wohlfeile Wohnungen boten und wurde dafür baronisiert. Andere folgten im bescheideneren Maßstabe, und jeder von ihnen durfte sich in gerechter Abstufung der gemachten Anstrengungen eines sichtlich Zeichen allerhöchster Gunst erfreuen.

Johann wollte in der allgemeinen Bereitwilligkeit nicht mit eigener Initiative zurückstehen. Eines Tages zog eine ansehnliche Schar von Handwerkern verschiedenster Innung auf den Platz an der Kur, schlug Gerüste, fuhr Steine, rührte Mörtel, hob Erde aus und zauberte eine solche Lebenskraft in die seit Jahrzehnten verödeten Ansätze zu dem schon beinahe als hoffnungslos aufgegebenen Bau der Oper, daß es den benachbarten Einwohnern spukhaft in den Ohren klang.

Doyfen war überall und nirgends. Wie ein behendes Nagetier zwängte er sich durch Bretter, Balken und Leitern, kante und schnüffelte, und war im nächsten Augenblick wieder verschwunden, als hätten Lärm und Blicke ihn verschreckt.

„Die Ratte“ nannte man ihn allenthalben und schüttelte lachend die Köpfe.

Die Geschäftigkeit des Holländers sollte wenige Monate später einen neuen, noch mächtigeren Antrieb erhalten.

Es war am 10. März 1791, als einem Postwagen der noch ziemlich schlecht versorgten Verbindungslinie Zubach—Böbling—Residenz gerade bei seiner Einfahrt in Sophienhof einer der breiten Tragriemen riß. Es ergab sich die Notwendigkeit, den Schaden dürftig auszubessern, um wenigstens noch den nicht mehr allzu fernen Bestimmungsort erreichen zu können. Ein Aufenthalt von etwa zwei Stunden schien unvermeidlich.

Da solche und ähnliche Zwischenfälle nicht zu den Seltenheiten zu gehören pflegten, fügten sich die Reisenden ohne sonderliche Aufregung in ihr Mißgeschick und suchten dem unvorhergesehenen Zwischenfall, jeder in seiner Art, die beste Seite abzugewinnen. Die einen, die sich schon zur Genüge in der Gegend auskannten, ließen sich in der Meierei ein Glas Milch und etliche der vielgerühmten Butterbrezeln reichen oder wanderten um den Kleinen Dom, der mit seinem bescheidenen Glockenspiel zarte Erinnerungen wachrief und die rührende Feststellung erlaubte, daß sich der eine Klöppel noch immer so schlecht bewegte wie ehedem, weshalb der Ton nicht ganz ausschwingen konnte und nur ein Geräusch gab, als hätte er sich erkältet.

Die anderen, die fremd und unentschlossen nur kurze Schritte machten, musterten die etwas steife Barockfront des kleinen Sommerschlosses und des mit ihm durch einen hölzernen Übergang verbundenen Prinzessinnen-Palais, oder sie ließen sich den etwas verwilderten Garten des Herrn von Krake zeigen, der seine besten Jahre in Paris zugebracht hatte und nun, in seinem mit Rissen ausgelegten Fauteuil sitzend, die Zinsen für ein Vermögen zahlte, das trotz ärztlicher Bemühungen nicht mehr wieder herzustellen war. Sein letzter Genieblitz hatte sich in einer Venus aus Sandstein offenbart, die in der Sorglosigkeit ihrer züchtigen Gebärde unter geeignetem Gesichtswinkel mehr verriet, als sich mit Worten beschreiben läßt.

Abseits von den solcherart bald nach verschiedenen Richtungen verstreuten Gruppen und Paaren zeigte sich ein Mann in den dreißiger Jahren, von mittelgroßem, etwas fülligem Körperbau und bescheidener Kleidung.

Er war der einzige unter den Reisenden, der sichtliche Verärgerung trug und augenscheinlich aus der Situation keinen Vorteil zu ziehen vermochte. Nachdem er zunächst eine Weile in mißmutiger Versunkenheit vor einem am Ausgang der Prome-

nade befindlichen kleinen Lusthaus gestanden hatte, wandte er sich zu der nach Schasing führenden Querallee ab.

Der Fremde mochte aber kaum einige zehn Schritte mit mürrisch hängendem Kopf gegangen sein, als er plötzlich stehen blieb und nachdenklich die gelbliche Erde betrachtete, die sich feucht und lehmartig am Rande seiner derben Schuhe abgesetzt hatte. Er bückte sich und hob einige Bröckchen auf, die er langsam zwischen den Fingern zerrieb. Als hierbei seine Blicke einen nahegelegenen Brunnen trafen, der als Schmuck eine moosbewachsene Nymphe in grober Steinmetzarbeit aufwies, schritt er sogleich mit seltsam aufgehelltem Gesicht darauf zu, steckte den Zeigefinger in das Wasser und schmeckte ihn mit der Zungenspitze ab. Wie zur Bestätigung nickte er dann bedeutsam vor sich hin und hielt mit den Mundwinkeln den Ursprung eines Lächelns fest. Nachdem er noch flüchtig, aber mit offener Sachkenntnis auch die weitere Umgebung geprüft hatte, kehrte er um und trank in der behaglichen Schenke des einzigen Gasthofs einen Schoppen, wobei es ihm nicht schwer wurde, alsbald ein Gespräch in Gang zu bringen, das ihm wesentliche Aufklärungen bot.

Schon mehrfach — so wurde ihm bekannt — war man bei Grundsteinlegungen im näheren Umkreis des Brunnens auf reichliches Quellwasser gedrungen, das man wegen der Färbung und des schlechten Bittergeschmacks aber nicht weiter auszuwerten gedachte, sondern durch geeignete Maßnahmen möglichst geschickt wieder abzudämmen verstand.

Der Fremde verfiel nach Empfang dieser Auskünfte wieder in seine ursprüngliche Zurückhaltung und bestieg ohne weitere Entgegnung den kurz darauf zur Abfahrt bereiten Postwagen.

Es mochten nach diesem kaum beachteten Zwischenfall wenig mehr als zwei Wochen verstrichen sein, als der Reisende von neuem in Sophienhof auftauchte und dem Magistrat ein herzogliches Patent vorwies, demzufolge „dem Hieronymus Schük, der medizinischen Fakultät zu Würzburg approbiertem Doktor und

ehemaligem Kreisphysikus aus dem Magdeburgischen, auf hinreichend begründetes Ansuchen verstattet sein möge, innerhalb der Sophienhofer Distrikte mineralischen Wässern nachzuspüren und gemäß eigenem Vermögen sich nütze zu machen.“

Dieses Schriftstück sollte der Anlaß zu jenen Ereignissen werden, die in der Folgezeit so viel Unruhe, Erwartung und Hoffnung in die Träume der kleinen Stadt trugen und dem stillen Gleichklang ihrer Lage etwas von dem raschen Pulsschlag eines heißeren Lebens schenkten.

Man schien in der Bürgerschaft diese Fremdheit eines anderen Taktes bereits ahnend im Blute zu spüren und zeigte zunächst mißtrauische Ablehnung in Blick und Geste. Es ist ja schon immer so gewesen, daß man wohl für Neuerungen an sich im Grunde gar nicht so undankbar zu sein pflegt — nur die Unbequemlichkeit, sich umstellen zu müssen, verargt man dem Urheber wie ein schlechtes Geschenk.

Hieronimus Schütz hatte es in dieser Beziehung nicht leichter als andere, die sich vor und nach ihm in ähnlicher Lage fanden. Ohne seinen Plänen, von denen man überdies nur Andeutungen kannte, irgendwie feindlich zu sein, empfand man ihn selber als Störenfried. Man ärgerte sich, daß er mit seinen durch Bergknappen aus Horst vorgenommenen Schürfungen die Brunnenanlagen zerstörte, und freute sich zugleich, daß es ihm nicht gelingen wollte, die Quelle ohne Beimengungen einzufangen.

Aber der Doktor hatte in seinem Leben bereits härtere Widerstände überwinden müssen als ungünstig gelagerte Erdformationen. Nach vielen vergeblichen Versuchen, die minderwertigen Grundwässer abzuleiten, drang er kurz entschlossen in den Berg vor, an dessen Hang die Stadt sich hinzog, und hier gelang es ihm alsbald, die Quelle im Ursprung anzuzapfen und durch eine etwa 80 Fuß lange Röhre nach Sophienhof zu leiten, wo sie als Springbrunnen in eine notdürftige Bretterbude mündete.

Dies war der Augenblick, der Jaan van Doyfen auf den Plan rief. Er zog, in seinem ewig grauen Schoßrock auf den ersten Blick erkennbar, kauend und schnüffelnd durch die Gegend. Es war dabei immer irgend etwas Animalisches an ihm, etwas Witterndes, Tastendes, Lauschendes. Zweifellos arbeitete er mit seinem Instinkt nicht minder als mit seinem Verstand, und oft handelte er sicher mehr nach seinen Gefühlen als nach seinen Gedanken. Auf seinen mannigfaltigen Gängen stand er mitunter an einen Baum gelehnt und träumte vor sich hin. Aber was er träumte, das waren Wirklichkeiten, um die andere schlaflose Nächte vergrübelten.

Lange hatte er am ersten Tage in dem Holzverschlag geweilt, wo die Quelle in kaum gebändigter Urkraft nach oben schoß, zu glitzerndem Fächer zerfiel und mit feuchten Schleiern die Erde benetzte. Man konnte wohl glauben, daß da ein Mensch stünde, den das Spiel der Natur wie mit magnetischen Schläfenstrichen in starre Bewegungslosigkeit hatte verfallen lassen, aber Doyfen war nur in sich selbst verloren und mischte die Elemente seines Willens mit sicherer Hand.

Während sein Auge sich noch dem bewegten Bild hingab, sein Ohr das Zischen und Brausen empfing, die Haut das Wasser fühlte, die Lippen seine Bitternis schmeckten und die Nase den starken Erdgeruch aufnahm, offenbarten sich seinem Geist schon ahnungsvoll die Möglichkeiten, die seinem Schaffen ein neues Feld bereiten sollten. Was anderen leicht zum Verhängnis wurde — starkes Fassungsvermögen der Sinne und häufiger Wechsel der Umwelt — wandelte sich ihm in dieser Weise stets zum Ausgleich von Kräften, die seinem Gedankenfluß immer wieder neue Strömungen zuführten.

Bei alledem war der Holländer gewiß genug, um nicht zu verkennen, daß auch andere Wege weiterhelfen, und daß es manchmal recht nützlich erschien, sich mit denen zu beschäftigen, die ihnen folgten.

So war sein Blick auf Sievert Ceresinus gefallen, den reichsten Mann der Residenz, wenn nicht des ganzen Landes. Aus kleinen Verhältnissen stammend, hatte Ceresinus von Anbeginn den Wunsch gehabt, dies zu vergessen, und da er mit seinem Gewissen ebenso rücksichtslos umzugehen verstand wie mit seinen Ellenbogen, war es ihm gelungen, zwischen Einst und Heut einen Abstand zu gewinnen, über den sich keine Brücken mehr nach dem einmal verlassenen Ufer schlagen ließen.

„Strupeln spare ich für den Sonntag!“ hatte er einmal auf freundschaftliche Vorhaltungen erwidert, und er wußte sich stark genug, einen derartigen Ausspruch wagen zu dürfen. Es lag darin weder Ironie noch Übertreibung: es war bekannt, daß er mit beiden Händen zurücknahm, wo er einmal mit zwei Fingern gegeben hatte.

Ein zu dieser Übung seltsam anmutender Bürgerstolz schlang hierzu einen etwas ungewöhnlichen Schnörkel und gab seiner Person eine Art von Volkstümlichkeit, die in den düsteren Farben seines Charakters wie ein mit flüchtiger Hand aufgetragenes Glanzlicht wirkte. Daneben schmunzelte man über seine ungeschliffene Sprache und nahm dankbar die Plumpheit seines Körpers zur Zielscheibe billigen Spottes. Aber gerade dieser Mißgriff der Natur, der anderen gute Laune machte und manche Härte seines Wesens milder erscheinen ließ, war das heimliche Kreuz, das er trug und der tiefere Grund dafür, daß er den Geheimrat hinnahm, aber in Wut geriet, wenn man ihn Baron nannte. Ceresinus und Dohsen waren einander verschiedentlich begegnet und hatten trotz der Unterschiede in Herkunft und Gewohnheit mit dem kritischen Auge der Menschengewöhnung sich in ihrer innerlichen Gemeinsamkeit erkannt, jenem eigenwilligen Trachten, sich selbst zum Mittelpunkt für alle Entschlüsse zu setzen, weil man sonst nichts anderem verbunden war — weder Menschen noch Idealen — denen zuliebe ein Opfer gelohnt hätte, und obgleich kaum mehr als Gruß und Handschlag zwischen ihnen



lagen, fühlten sie sich dennoch in Wort und Geste schon vollends vertraut.

Es konnte den Baumeister daher nicht überraschen, als sich eines Morgens der Generalpächter in Sophienhof zeigte. Doyfen schwenkte zuvorkommend den Hut und Ceresinus winkte verbindlich zurück, während um beide ein unsichtbares Lächeln schwebte. Wie in stillschweigender Verabredung schlenderten sie ein Stück stumm nebeneinander her, bis Doyfen schließlich fragend den Kopf wandte.

„Sie schauen sich den Tag zu früher Stunde an!“

Ceresinus grunzte.

„Das gibt ein klares Gehirn.“

Der Baumeister senkte den Blick.

„Und schmutzige Hände nicht minder.“

Der andere musterte ihn aus den Augenwinkeln, als spüre er eine versteckte Bosheit.

„Ja, ich bin etwas vom Wege abgekommen“, meinte er dann beiläufig. Gleich darauf errötete er ärgerlich, weil er auf den leise zuckenden Lippen seines Begleiters einen Doppelsinn zu lesen glaubte. Doch er verbarg seinen Unmut hinter starrer Höflichkeit und erkundigte sich obenhin nach einigen Nichtigkeiten, während er seine staubigen Finger mit einem seidenen Schnupftuch von beträchtlichen Ausmaßen säuberte. Darüber war eine Weile hingegangen, als er unvermutet stehen blieb.

„Ich nehme an“, sagte er halblaut und blickte dabei wie abwesend die Promenade entlang, „daß Sie in den nächsten Wochen dem Herzog verschiedene Pläne zur baulichen Ausgestaltung des zukünftigen Bades Sophienhof vorlegen werden . . .“

Er hielt inne und betrachtete angelegentlich seine kantigen Fingernägel. Der Holländer machte einige seiner merkwürdigen Raubebewegungen.

„Es wurde noch nie von einem Bad gesprochen.“

„Um so besser, dann soll es vorläufig unter uns bleiben!“

„Ich habe auch keine Pläne.“

„Aber Verehrtester, Sie wollen mir doch nicht etwa erzählen, daß Sie die ganze Zeit über hier nur spazierengegangen sind und sich mit Dr. Schük stundenlang über das Wetter unterhalten haben?!“

„Sie scheinen ja ausgezeichnet unterrichtet zu sein.“

„O nein, ausgezeichnet ist übertrieben, sonst wäre mir schon längst bekannt, welcher Art die Abmachungen sind, die Sie mit dem Mediziner getroffen haben, denn daß gewisse Vereinbarungen bestehen, weiß ich — Sie können viele Worte sparen, wenn Sie von vornherein aufgeben, dies zu leugnen.“

„Was man nicht beabsichtigt, braucht man nicht aufzugeben. Aber auch Sie können zweifellos viele Worte sparen, wenn Sie von vornherein sagen möchten, was Sie wollen.“

„Zeit gewinnen, lieber Meister!“

Ceresinus schmunzelte breit, als er zu bemerken meinte, daß Doyfen ihn offenbar doch nicht so ganz durchschaute. Er ließ seine klobige Chatelaine durch die Finger gleiten und trat noch einen Schritt näher.

„Sehen Sie, die Geschichte ist doch ganz einfach: Schütz hat die Idee, Sie haben die Erfahrung und ich — das Geld. Geben Sie mir nur sechs Wochen Frist, dann gehört mir halb Sophienhof.“

Der Holländer schnüffelte.

„Soviel ich schätze, würde der Herzog sich selber dafür erwärmen, wenn er darum wüßte.“

Ceresinus fingerte gleichgültig in seiner Tabatiere.

„Ich will ihm ja auch keine kalten Füße machen, aber ich brauche ein Tauschobjekt, das unbedingt seine Schwäche findet.“

Er schwieg und bekundete gewichtige Verschlossenheit. Doyfen strich über das Kinn.

„Sie wollen Staatsbankier werden?“

Es war weniger eine Frage als eine Feststellung. Ceresinus verriet blaßes Erstaunen.

„Ja, aber woher . . .“

Der andere machte eine beschwichtigende Handbewegung.

„Ich habe von keiner Seite darüber erfahren, ich dachte es mir nur. Faule Früchte sitzen an losen Stengeln!“

Der Generalpächter schnaufte erleichtert auf und fand sein breites Schmunzeln wieder.

„Ob faul oder nicht — es bleibt ein glattes Geschäft.“

„Für Sie bestimmt, aber nicht für das Land!“

Ceresinus zuckte die Achseln.

„Jeder für sich, Gott für uns alle!“

Doyfen verschränkte die Hände auf dem Rücken und sah blinzeln in den fast wolkenlosen Himmel.

„Sechs Wochen sagten Sie? Das ist eine lange Zeit!“

Ceresinus plusterte die Backen auf und warf den Kopf in den Nacken.

„Lange? Vielleicht! Aber dafür werden Sie ja auch nicht — zu kurz kommen.“

Wieder schwebte jenes unsichtbare Lächeln um beide, mit dem sie schon zu Anbeginn ihre gemeinsame Fährte erspäht hatten, und in die bisher noch mißtrauisch verschleiert gebliebenen Blicke fiel nun ein Glanz wie Sonnenlicht in schmutzige Lümpel.

Als damals dem durch Sophienhof fahrenden Postwagen ein Tragriemen riß, konnte man dies für einen lästigen Zwischenfall ansehen. Aber es wurde der Wendepunkt für eine ganze Stadt. Und als Doylen und Ceresinus einander auf der Promenade begrüßten, durfte man an eine flüchtige Begegnung glauben. Aber es wurde der Anstoß zum Untergang eines ganzen Landes. Von den Geschenken des Augenblicks leben unsere Gedanken, und aus Zufällen entwickeln sich die Gesetze unseres Daseins.

M i e n e n u n d M a s k e n

Johann hatte nicht widerstehen können. Die Schilderungen, die Doyfen und Schütz von der Auswertungsmöglichkeit der neuen Quelle gaben, klangen ihm so verlockend, daß er Kritik nicht gelten lassen mochte. Entgegen den Einwendungen des Ministers von Hornlöffel wurde Geheimrat Ceresinus als Staatsbankier bestätigt und erhielt wesentliche Privilegien der herzoglichen Münzgerechtfame, wohingegen sich der Generalpächter zu einer jährlichen Rente verpflichten und dem Herzog seine Sophienhofer Liegenschaften übertragen mußte.

Mehrere Stunden am Tage verbrachte Johann nun vor dem nach Doyfens Entwürfen gefertigten Modell der zukünftigen Brunnenanlagen, zeigte es unermüdlich allen, die sich aus Höflichkeit oder Neugier danach erkundigten, und entzündete seine Fantasie während der Betrachtung zu immer neuen Einfällen, so daß die Wirklichkeit allmählich dabei zu kurz kam: als eines Abends bei dem Versuch, die geplanten Straßenzüge und Gebäude durch aufgesteckte kleine Wachskerzen in nächtlicher Beleuchtung zu würdigen, eine Ecke des leicht brennbaren Materials ein glücklicherweise sofort wieder gelöschtes Feuer fing, biß er sich vor Wut in die Finger und drohte in Tränen auszubrechen.

Es wurde solcherart für seine Umgebung immer schwerer, ihn überhaupt noch für die laufenden Staatsgeschäfte zu Gehör und Entschluß zu gewinnen. Mehr und mehr drangen fremde und unberufene Willenskundgebungen in die Machtbereiche seiner ihm unerträglichen Würde und entlehnten seinen Namen für Dinge und Handlungen, von denen er weder wußte noch ahnte.

Es konnte daher nicht ausbleiben, daß seine Worte sich bald ohne jedes sonderliche Echo zu verlieren begannen und seine

Gunst an Glanz einbüßte. Der Zauber seiner Persönlichkeit, der einst sein Bild in alle Herzen getragen hatte, zeigte in der Mißlaune selbstquälerischer Stimmungen seine irdische Schwäche, und diese Auflösung in Menschlichkeiten ließ ihn das Schlimmste widerfahren, was einem Herrscher begegnen kann: sie machte ihn unpopulär!

Die kleinen Erfolge des Alltags wurden von der wendigen Strebsamkeit gewitzter Emporkömmlinge zu eigenen Verdiensten ausgewertet, während die gelegentlichen Mißgeschicke obrigkeitlicher Maßnahmen der Dynastie zur Last fielen. Die besonnene Redlichkeit Winterburgs und die unbestechlichen Energien Hornlöffels waren allein nicht stark genug, diesen Zerfall der Gesinnungen aufzuhalten.

Hinzu kamen die unheilvollen Auswirkungen der von Ceresinus beliebten Münzverschlechterung. Konnte das Land bisher unter Verzicht auf ethische Wertungen wenigstens noch als reiner Zweckverband ein gewisses Maß von historischer Substanz für seine Daseinsberechtigung aufweisen, so mußte eben dieser Zweck im gleichen Augenblick seine Zweifel finden, wo die Waage des Vertrauens zu schwanken begann. Mochte es zunächst auch nur ein leichtes Zittern sein, das einen Aus Schlag nach der Verlustseite noch nicht erkennen ließ, so war doch das Gleichgewicht gestört und der für den wirtschaftlichen Gedeih unerläßliche Ruhepunkt der widerstrebenden Kräfte verloren.

Das Ausland zögerte bereits mit Krediten, und selbst die anliegenden deutschen Staaten wollten nur noch in Reichswährung verrechnen.

Johann sah und hörte nichts von alledem. Er ging durch die Welt wie durch einen Traum. Fast täglich weilte er in Sophienhof und hatte lange Besprechungen mit Jaan van Doyfen. Hierbei bekundete er stets einen Eifer, um den Hornlöffel sich vergeblich bemühte.

Schütz erwuchs alsbald zu einem vielumwobenen Mittler, weil ihm jederzeit des Herzogs Ohr geneigt war. Aus dem schlichten Landarzt hatte sich ein Kavaliere mit anspruchsvollen Gewohnheiten entwickelt. Ehedem ein Mann mit Bürgerfinn und Gelehrtentugend, war ihm in den aufdringlichen Erfolgen von Sievert Ceresinus ein neues Ideal aufgegangen. Dem durch Doyfen gegebenen Beispiel folgend, hatte er aus dem bedenkenlosen Geschäft des Generalpächters erhebliche Vorteile gezogen, die ihm den Auftakt zu einer reicheren Melodie seines Lebens ermöglichten. Er gefiel sich in prunkvoller Kleidung, führte ein großes Haus und war der Überzeugung, den Schlüssel zur Erschließung seines sehnlichsten Wunsches gefunden zu haben, des Wunsches nämlich: bewundert zu werden, Mittelpunkt zu sein.

Die Tatsachen schienen ihm recht zu geben. Die Stadt wuchs. Sie erwachte aus regungslosem Dämmern zu buntem Getriebe und schenkte den Augen fast täglich ein neues Bild. Häuser, die mitunter seit Jahren von ihren Besitzern nicht mehr regelmäßig bewohnt worden waren, weil das größere Schazing — obgleich etwas weiter von der Residenz entfernt — doch mehr Anregung bot, öffneten ihre Läden und zeigten die wieder blank gewordenen Blicke ihrer Fenster. Die Stummheit abgesehiedener Straßen wandelte sich zu beredter Sprache, die Schritte der Bewohner wurden seltsam beflügelt, und in der Luft lag ein erwartungsvolles Atemholen.

Mit kindhaftem Spieltrieb verfolgte Johann die Wiedergeburt von Grundriß und Modell in den Linien der gelegten Fundamente, verlor sich in hundert Einzelheiten und erlebte den Aufbau der Mauern wie eigenes Wachstum. Hier, inmitten von Gerüst und Mörtel, von Staub und Lärm, mußte fast jeder ihn auffuchen, der ein Anliegen vorzubringen hatte, da die Residenz ihn nur selten und ungewiß sah.

Stehenden Fußes und mit fliegender Hand gab er die notwendigsten Unterschriften und hörte mit ungeduldiger Zerstreut-

heit an, was sich nicht umgehen ließ. Vielfach aber kam es nicht einmal dazu. „Fragen Sie Winterburg!“ hieß es dann einfach. Höchstens gab es eine flüchtige Randbemerkung mit dem tröstlichen Hinweis: „Das weiß Hornlöffel besser!“ Und aufatmend folgte dann eine abschließende Wendung zurück zu den Zeichnungen, von denen er sich nur mit Widerstreben getrennt hatte.

Es muß hier nun allerdings zugestanden werden, daß es Doyfen tatsächlich gelungen war, durch vollendete Einfühlung in die traditionellen Gebundenheiten, die neuen Einrichtungen dem alten Stadtbild in einer Weise einzufügen, die geeignet schien, selbst einen Überschwang an Begeisterung wohl zu rechtfertigen. Das am Abschluß der Promenade stehende kleine Lusthaus, das unter dem alten Herzog jahrelang als Magazin gedient hatte, wurde wieder hergerichtet und sollte in seiner Halle die Quelle aufnehmen. Zu beiden Seiten plante Doyfen reich gegliederte Kolonnaden, die aber unter der ornamentalen Verspieltheit des späten Rokoko bereits die herben Formen des Klassizismus ahnen ließen. Der behagliche alte Gasthof wurde in bescheidener, die engen Verhältnisse nicht sprengender Weise zu einem Hotel ausgebaut und die häßliche Lücke gegenüber dem Prinzen-Palais durch einen nur mit spärlichem Schmuck belebten Zweckbau ausgefüllt.

So rundete sich die nächste Umgebung des herzoglichen Sommer Schlosses zu einem Rahmen, der die selbstsichere Schlichtheit der geruhsam ausgeschwungenen Barockfront nur noch stärker hervorhob.

Als ein glücklicher Gedanke mußte es gelten, daß Sievert Ceresinus bei seinem damaligen Zwischenkauf auch den Landsitz des Herrn von Kraake erworben hatte. Sein botanischer Garten war nun gleich als Kurpark zu verwerten. Das Besitztum bildete ein Rechteck und wies vier in edler Schmiedekunst gehaltene Tore auf. In der Mitte der Anlagen konnte man, sich auf dem

Abfaß drehend, sofort alle Tore übersehen, denn durch Hauptwege und kreisförmige Verbindungspfade war der ganze Garten in mathematische Figuren zerlegt. Das entsprach dem Bedürfnis nach Ordnung und Klarheit, das sich im Nationalismus der letzten Jahrzehnte unter französischem Einfluß geltend gemacht hatte.

Zugleich mit dem Dad begann auch Sophienhof selbst sich zu einer neuen Wirklichkeit zu gestalten. Doyen wußte sich vor Aufträgen kaum zu retten. Wohnhäuser und Landsitze verlangten nach der schöpferischen Fantasie seines Zirkels. Daneben beanspruchten die Anforderungen einer repräsentativen Architektur seine Aufmerksamkeit: das Rathhaus sollte erweitert und der Kleine Dom in einigen künstlerischen Unzulänglichkeiten ausgeglichen werden. Die hierfür empfangenen Anregungen waren kaum zu Papier gebracht, als die Herren Pasemann und Bemme ihn um Vorschläge für den Ausbau eines Modensalons angingen, den sie nunmehr für Sophienhof als unumgänglich erachteten. Auch Procopier, der immer unternehmungslustige Hofchocoladier, stellte sich ein und bat um Entwürfe für einen Kaffeepavillon, den er im zukünftigen Kurgarten mit allerhöchster Approbation zu errichten gedachte.

So trieb ein jeder mit Hoffnungen und Wünschen auf der Oberfläche seiner Tage, und kaum der Zehnte ahnte die Strudel der Zeit, die aus den Untiefen von Schuld und Versäumnis ihre drohenden Wirbel empfangen. Es schien fast, als ob der erbitterte Kampf, den Hornlöffel und Winterburg insgeheim um die Wahrung der Staatsräson führen mußten, für die Öffentlichkeit keine Geltung habe. Man konnte sich nicht mehr für wichtige Dinge sammeln, weil man vorzog, sich mit nichtigen zu zerstreuen. Insbesondere wurde es bald zur angenehmeren Bereicherung müßiger Stunden, von der Residenz nach Sophienhof herüberzukommen und sich am Fortschritt der Arbeiten durch Vergleiche von Einst und Jetzt kritisch oder begeistert zu ergötzen.

Die Erledigung einer dienstlichen Angelegenheit brachte eines Morgens auch Eitel von Doberniß hierher. Nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet hatte, stellte er fest, daß ihm genügend Zeit blieb, sich ein wenig in der Stadt umzutun, die ihm noch gänzlich unbekannt war, obgleich sie von einem guten Reiter in einer knappen Stunde erreicht werden konnte.

Die aufdringliche Geschäftigkeit in der Nähe der Quelle vermochte ihn nicht lange anzulocken. Er suchte daher bald den alten Stadtkern auf, dessen ausgeglichener Wandel ihm eher vergönnte, seinen Gedanken nachzuhängen.

Der Junker war freudig bewegt. Werthershausen hatte nicht zuviel versprochen, als er ihm damals anbot, die offenbaren Mißverständnisse zwischen ihm und Inas Angehörigen aufzuklären. Seltsame Geheimnisse konventioneller Verbindlichkeiten, die der General wie einen Feldzugsplan beherrschen mußte, mochten erforderlich gewesen sein, um ihm gestern überraschend eine Einladung zu dem kommenden Hausball bei dem Grafen Winterburg zu vermitteln.

Doberniß war durch die ihm in letzter Zeit aufgedrängten Erkenntnisse und Erfahrungen allerdings vorsichtig genug geworden, das an sich erfreuliche Ergebnis zunächst als einen Erfolg der diplomatischen Bemühungen von Werthershausen anzusehen, der ihm übrigens auch im dienstlichen Verkehr ein auffallendes Wohlwollen entgegenbrachte. Ob er hoffen durfte, die ihm gegebene Chance in dem gewünschten Sinne auszunutzen, sollte sich erst noch zeigen.

Immerhin, die Freude blieb und schob die Bedenken zur Seite. Revolutionen des Herzens brauchen keine Barrikaden, weil sie sich ihre Privilegien selber geben. Er dachte an Sybille, die verständnisvolle Vertraute seiner frühen Kummernisse. Den schroffen Widerspruch des Vaters wie eine verhasste Fessel sprengend, war die Schwester dem geliebten Mann gefolgt und hatte in der Fremde eine neue Heimat gefunden. Es war nicht

abzusehen, warum Ina sich für schwächer erweisen sollte, wenn der äußerste Fall es verlangte.

Doberniß hob die Stirn aus dem ruhelosen Bett seiner Gedanken und trug seine Hoffnung in zärtlicher Wiege. Eine verschlafene Treppe, die vom Markt hinunter zum Fluß führte, zog seine Schritte an. Klirrend tanzten seine Sporen über die zermürbten Stufen, die sich unter der Wallfahrt der Füße wie demütige Rücken gesenkt hatten. Die schwache Krücke eines wankenden Geländers tastete schwerfällig am schmutzigen Leib der Häuser, die hier die maskenlose Häßlichkeit ihrer Wände zeigten — ein zweites Gesicht, das sich schamhaft vor dem Spott der Gasse verborgen hielt.

Am Ufer der Nober entlangschlendernd, die mit tragem Wasser zu Füßen der Stadt schlich, sah sich der Junker unversehens dem Kabinettsrat Mühsing gegenüber. Im wohligen Aufschwung seiner Gefühle, die ihn mit körperlichem Behagen erfüllten, brachte er es nicht über sich, dem gewinnenden Gruf in kalter Ablehnung zu begegnen. Er blieb stehen und ließ sich in ein Gespräch ein, dessen Kosten er nur in geringem Maße zu tragen hatte.

Der sonderbare Mann steckte wieder einmal bis über die sorgfältig geknüpften Halsbinde in Geheimnissen, die er unter verkrüppelten Hinweisen auf seine Schweigepflicht so geschickt zu lüften verstand, daß der andere sich den Rest denken konnte. Zuletzt folgte die dringliche Aufforderung, ihn in seiner neuen Wohnung gegenüber dem Gewandhaus zu besuchen.

„Bleiben wir bei Donnerstagabend! Nicht wahr, Sie sagen nicht nein?“

Doberniß schüttelte bedauernd den Kopf, und eine stolze Genugtuung lag in seiner Stimme, als er sagte:

„Es tut mir wirklich leid, Sie enttäuschen zu müssen. Aber gerade an diesem Tage bin ich für den Hausball beim Grafen Winterburg geladen.“

Die Wirkung dieser Worte war erstaunlich. Mühsing bekam förmlich Glogaugen und mußte krampfhaft schlucken.

„Aber das ist ja wunderschön“, stieß er endlich hervor und drückte dem Junker die Hand, „da kann man nur Glück wünschen. Also dann auf ein anderes Mal. Sie werden hoffentlich an mich denken!“

An einer Fortsetzung der Unterhaltung schien ihm plötzlich nicht mehr gelegen. Er schwenkte den mit reichem Federschmuck versehenen Hut und schickte sich zum Gehen an. Aber in halber Wendung blieb er noch einmal stehen.

„Apropos, soll ich Madame Panitz einen Gruß ausrichten?“
Dobernitz drehte den Kopf.

„Danke für die Bemühung, aber meine Grüße bestelle ich lieber selbst.“

Er nickte flüchtig zurück und kehrte sich ab. Mühsing blickte ihm nach und lächelte in sich hinein.

„Also Winterburg — so so, wer hätte das gedacht! Nun, ich weiß verschiedene Ohren, die das sehr interessant finden werden.“

*

Der Schnee hatte bereits sein kaltes Herz gezeigt, als der Bau des Opernhauses nach 30 jähriger Unterbrechung nun endlich von Jaan van Dohsen abgeschlossen worden war. Für die bevorstehende Redoute wurden große Vorbereitungen getroffen und alle einschränkenden Verordnungen aufgehoben, nicht zuletzt auch die Vorschrift, nach der nur der Hof in roten Dominos erscheinen durfte. Johann wollte volle Maskenfreiheit. Pasemann & Bemme verliehen bunte Kostüme, Larven mit Tiergesichtern und Charaktermasken.

Am Abend des Opernballes erschien der Rittmeister von Quint als Papagei, Rittmeister von Maidensprung als Windmühle mit der Devise: „Sagt, wo kommt der Wind her, damit

man danach den Mantel hängen kann.“ Einer der Söhne des dänischen Konsuls kam als Hamlet und seine Schwester als Ophelia.

Graf Winterburg belebte als Zauberer mit seinem Stabe eine Reihe von Statuen, worauf diese in verschiedenen Masken zu tanzen begannen. Dann folgten Quadrillen, von denen eine besonders gefiel. Herr von Lobeck führte darin als Janus mit der Sichel an, Madame Hessel folgte als Luft mit Flügeln, geleitet von Zephir, dem Geheimrat Schallbos. Domänenrat Schwarz begleitete als Neptun die Kabinettsrätin Mühfing, die durch Schilf und Korallen das Wasser darzustellen bemüht war und durch das ungestüme Wogen ihres freigebigen Busens auch einige Illusionen aufkommen ließ. Die Geheimrätin Ceresinus tanzte als Feuer in einem Ponceau-Atlaskleid mit dem Oberst Hofereiter, der den Prometheus darstellte. Madame Schallbos als Göttin Cybele wurde von Pan, dem Archivrat Hessel, geführt.

Die vier Tageszeiten erschienen in den Gestalten von Madame Kiegler als Aurora, von Cephalus, dem Geheimrat Schick, geführt, Madame Buisson als Mittag mit Herrn von Kotte als Mohnen, Madame Dorant als Abend in grauem Atlaskleid mit Momus, Herrn von Roth, die Geheimrätin Honig als Nacht in schwarzem Schleier mit dem Kapitän von Mehring als Morpheus.

Die vier Jahreszeiten waren Fräulein von Kosel als Frühling in Blumen, geführt von Herrn von Komleben als Gärtner, Fräulein von Hagen als Sommer in Kornähren, geführt von Graf Klagenow als Schnitter, Demoiselle Ceresinus als Herbst in Früchten, geführt von Herrn von Stede als Bacchus, Demoiselle Ludwig als Winter in Silber und dürrer Weis, geführt von Herrn van Hoogstraaten als Lappländer.

Der Kupferstecher Meiling hatte die Masken erfunden, der Ballettmeister Chery den Tanz arrangiert und der Musikmeister Kille die Noten zusammengestellt.

In einer polnischen Quadrille tanzte die Gräfin Illingen mit dem Fürsten Bogislaw von Lobowitz, der trotz seiner Jugend — er war erst vor kurzem großjährig geworden — dank seinem Geist und Temperament in der Gesellschaft schon eine gewisse Rolle spielte. Paniß war als Mars erschienen, und Jutta machte als cyprißche Venus großes Aufsehen.

Der Kapitän von Nowiß hatte die Wache am Opernhaus, und mehrere Offiziere anderer Leibregimenter, so auch Doberniß, waren kommandiert, die Ordnung aufrechtzuerhalten.

Es war für den Junker keine Entbehrung, dem Feste nur dienstlich als Zuschauer beiwohnen zu können, anstatt an den Tänzen teilzunehmen. Im Gegensatz zu der Mehrzahl der jüngeren Offiziere lebte er in letzter Zeit sehr zurückgezogen, und selbst seine Verbindung zu Ina von Kosel mußte sich auf zufällige Begegnungen beschränken, da er nicht die Mittel besaß, den kostspieligen Festlichkeiten beizuwohnen, durch die ihm ein regerer Verkehr möglich gewesen wäre.

Verschiedene wirtschaftliche Mißerfolge hatten seinen Vater hart getroffen, so daß die schon sowieso knapp bemessene Unterstützung ganz fortfallen mußte, und der Handel mit den Pferden war durch Juttas unberufenes Eingreifen leider unmöglich gemacht. Um so eifriger hatte er sich militärischen Studien gewidmet, die auch bereits durch seine erst kürzlich erfolgte Ernennung zum Stabsrittmeister ihre Früchte reifen ließen. Hinzu kam noch etwas anderes.

Doberniß hatte im Laufe der Zeit von Sybille mehrere Briefe aus Italien empfangen, in denen die Schwester weniger von ihrem Glück als von ihrem Heimweh schrieb. Er mußte annehmen, daß es ihr sonst gut ginge. Da war vor drei Monaten die Nachricht gekommen, ihr Mann sei während einer Studienreise durch die Sumpfbiete der römischen Campagna einem Fieber erlegen. Vermögen stünde nicht zu erwarten und Briefe an den Vater fänden keine Antwort. So mußte sie sich verloren-

geben, wenn Dobernik sich nicht ihrer annehmen wollte. Sie erinnerte ihn an den von berufener Seite oft gerühmten Wohlklang ihrer Stimme und meinte, daß ihr hierdurch vielleicht eine Möglichkeit geboten wäre, die Mittel für ihren Lebensunterhalt zu bestreiten.

Dobernik zögerte keinen Augenblick, jedes Opfer zu bringen. Er besorgte ein Unterkommen bei dem Musikdirektor Nille, der sich von der Begabung seiner jüngsten Schülerin ganz begeistert zeigte und über ihre glänzende Zukunft offenbar gar keine Zweifel hegte.

Sebastian Nille war ein Mensch, bei dem die Natur ihre gemeinhin geltenden Maßstäbe etwas durcheinandergebracht zu haben schien. Man gewann den Eindruck, als ob das, was in der Breite vergessen, einfach auf die Länge verrechnet worden war. Man durfte wohl sagen, daß Nille fast schon etwas unheimlich in seiner Größe wirkte. Selbst wenn er saß, konnte man leicht glauben, er hätte noch keinen Stuhl gefunden. Der ganze Körperbau war mißlungen wie der Anzug eines schlechten Schneiders. Meister Sebastian ging daher stets etwas gebückt, als fürchte er, mit seinem Kopf gegen eine zu niedrige Decke zu stoßen, und seine Arme schlenkerten wie Taae an einem Schiffsmast.

Dabei sah er immer etwas reduziert aus, obgleich er sich sorgfältig kleidete, aber seine künstlerische Befessenheit verdarb alles. Es kam vor, daß er während der Chorproben sich bei einem unreinen Einfaß der Stimmen vor Verzweiflung in die Perücke fuhr, bis der Puder ihm wie geplantes Rockfutter auf den Schultern lag, und wenn er eine schwierige Stelle in der Partitur erklärte, drehte er sich nach und nach zwei bis drei Knöpfe ab, die er dann mit unbewegter Miene sorgfältig in eine seiner vielen Westentaschen steckte und dann später seiner jedesmal laut jammernden Haushälterin in die Waschküßel legte.

Bei alledem war Nille eine künstlerische Persönlichkeit von nicht unerheblicher Bedeutung, und seine komisch anmutenden

Eigenarten, die einen anderen vielleicht zu hoffnungsloser Lächerlichkeit verurteilt hätten, taten seinem Ansehen keinen Abbruch. Dies verdient besondere Erwähnung, weil damals den Mitgliedern eines Theaters im allgemeinen die bürgerliche Anerkennung versagt blieb. Sie standen gewissermaßen außerhalb eines jeden von Rechten und Pflichten abgegrenzten Lebenskreises, man nahm ihr Vorhandensein nur eben hin, ohne es zu billigen.

Es ging daher auch nicht an, daß Dobernitz als Offizier des Herzogs in der Residenz sich mit einer Schwester zeigte, die ihren Unterhalt auf den Brettern bestritt, die einer mißtrauischen Öffentlichkeit durchaus nicht die Welt, sondern nur die Halbwelt bedeuteten. Sybille trat deshalb in die Gesangsschule von Sebastian Nille unter dem Namen einer Madame Lima — ein Ausweg, der unauffällig genug war, weil damals sehr viele Künstler, vornehmlich aus Italien, in Deutschland weilten und Sybille während ihrer Ehe mehrere Jahre in Mailand verbracht hatte, also die Sprache durchaus beherrschte. Dobernitz besuchte die Schwester so oft er konnte und freute sich mit ihr über den kleinsten Erfolg. Zunächst allerdings mußte sein kärglicher Sold nun für sie beide reichen.

Ganz von diesen Sorgen eingesponnen, starrte der Junker auf das Gewimmel um sich, als eine polnische Maske dicht an ihm vorbeistreifte und dann mit ihrem Begleiter in seiner Nähe stehen blieb.

„Es ist skandalös“, hörte er eine Stimme, „man sollte diese cyprische Venus aus dem Saal entfernen, wenn man noch auf Sitten hält.“

„Still!“ gebot der Begleiter. „Gefällige Ohren sind gute Boten. Man ist hier nicht so sicher, daß ein freies Wort nicht seinen Ankläger fände, zumal man schon davon gehört hat, daß es Leute geben soll, die von Geburt zwar Kavaliere sind, aber sich dennoch zu Lakaiendiensten hergeben.“

Es war Dobernik, als ob dies Gespräch nicht ohne Absicht in seiner unmittelbaren Nähe geführt worden wäre. Er hatte die Gräfin Illingen erkannt und ahnte in der jünglinghaften Zierlichkeit ihres Begleiters den Fürsten Lobowik. Da er im Dienst war, sah er keine Möglichkeit, sich ohne weiteres um die Wahrnehmung seiner privaten Angelegenheiten zu kümmern. Er tat daher, als hätte er nichts gehört und war schon im Begriff, sich abzuwenden.

In eben diesem Augenblick ließ Kenate, offenbar mit Absicht, ein seidenes Tuch fallen, ohne daß ihr Begleiter darauf achtete. Sie sah sich herausfordernd um, aber da sie bemerkte, daß Dobernik keine Miene machte, ihr gefällig zu sein, mußte sie den Fürsten bemühen.

„Der Offizier scheint angenagelt zu sein“, sagte sie in gereiztem Ton, „oder er weiß nicht, was sich schickt.“

„Ich will niemand vorgreifen, der bei Ihnen Kavalleriedienste verrichtet“, erklärte Dobernik.

„Sagen Sie dem Junker, daß es unverschämt ist, mich anzureden!“ wandte Kenate sich an ihren Begleiter und entfernte sich rasch.

„Sie haben die Worte meiner Dame gehört?“ meinte Lobowik mit einer infamen Hochmutsfalte, die Dobernik erst recht aufstachelte.

„Gewiß“, rief er, „und ich hoffe, Durchlaucht werden dafür einstehen . . . meinen Namen brauche ich wohl nicht noch ausdrücklich zu nennen!“

Der Fürst musterte ihn spöttisch.

„Sind Sie etwa eine Berühmtheit? Nun ja, wenn Sie glauben, daß es genügt, Ihren Namen zu kennen, dann mögen Sie wohl recht haben, man spricht allerdings sehr viel von Ihnen, aber das ist bei einem Günstling schließlich immer so . . .“

Dobernik wurde blind vor Wut. Mit einem Schritt stand er dicht vor Lobowik und packte ihn am Arm.

„Noch ein Wort, und —“

Der Fürst erbleichte.

„Sind sie toll“, stammelte er. „Sie wissen wohl offenbar nicht, mit wem Sie reden. Lassen Sie mich sofort los, ehe man aufmerksam wird und ich gezwungen wäre, Sie zur Rechenschaft zu ziehen!“

„Zun Sie das nur!“ rief Dobernik, aber gab doch seinen Gegner frei. „Zun Sie nur, wozu Sie sich verpflichtet fühlen. Es kann mir nur recht sein, wenn ich Gelegenheit finde, einer feigen Verleumdung entgegenzutreten und eine Aufklärung zu fordern, die bestimmt nicht im Sinne jener Dame liegen dürfte, für die Sie sich einsetzen!“

Lobowik war durch das bestimmte Auftreten etwas unsicher geworden.

„Wollen Sie damit sagen, daß man mich irreführt hat?“

Er forderte Dobernik mit einem Wink auf, etwas abseits zu gehen. Sie traten hinter eine Säule.

„Soviel ich weiß“, sagte Lobowik, „wurde vorhin gar kein Name genannt. Es spricht also eigentlich gegen Sie, wenn Sie sich durch eine Bemerkung getroffen fühlen. Doch wenn Sie mir wirklich glaubhaft beweisen können, daß Gräfin Ullingen falsch über Sie berichtet ist, werde ich gern bereit sein, die Angelegenheit in Ordnung zu bringen.“

„Die Absicht Euer Durchlaucht ist gewiß sehr ehrenhaft, aber ich fürchte, daß Sie damit schwerlich Dank ernten werden. Wenn man Ihnen gesagt hat, daß ich mich der Gunst irgendeiner Dame erfreue, so hat man Sie schmäzlich getäuscht, wenigstens insofern, als damit die Annahme verbunden ist, daß ich aus dieser Gunst einen Vorteil ziehe.“

„Sie hätten also nicht im Auftrage von Madame Panik, beziehungsweise Freifrau von Barnim jene Madame Lima kommen lassen, die beim letzten Hofkonzert während eines kleinen Soloparts solchen Eindruck auf den Herzog gemacht hat...?“

„Durchlaucht — und das sagen Sie mir so ohne weiteres ins Gesicht? Sind Sie der Meinung, daß ich jede Schmähung . . .“

„Nicht doch, Herr von Doberniß, ich hatte keineswegs die Absicht, Sie zu kränken. Ihre Entrüstung beweist mir, daß gerade Sie offenbar der einzige sind, der nichts von dem weiß, was sich bereits alle Welt erzählt. Allgemein wird behauptet, daß Sie von der ehemaligen Madame Panitz veranlaßt worden seien, die Aufmerksamkeit des Herzogs mit allen Mitteln von der Gräfin Illingen abzulenken, und diesem Zwecke sollte eben die Anwesenheit der neuen Sängerin dienen.“

„Das ist die infamste Lüge, die je erfunden wurde. Ich gebe mein Ehrenwort, daß ich Madame Panitz seit einem Jahr nicht mehr gesprochen habe und mich auch im anderen Falle niemals zur Übernahme eines derartigen Auftrages bereitgefunden hätte. Ich würde Durchlaucht sehr verbunden sein, wenn ich die Quelle erfahren dürfte, aus der solche Gerüchte stammen. Ich kann nur schwer glauben, daß es wirklich Gräfin Illingen sein sollte, die . . .“

„Lassen Sie die Gräfin aus dem Spiel, sie ist sicher selber getäuscht worden. Mir ist die ganze Sache unbegreiflich. Glauben Sie mir, daß ich Ihnen gewiß nicht so schroff gegenübergetreten wäre, würde hier in der Residenz nicht jedermann sich berechtigt fühlen, abfällig von Ihnen zu reden.“

Doberniß flimmerte es vor den Augen.

„Was nennen Sie jedermann, Durchlaucht“, sagte er mit kraftloser Stimme. „Meine Vorgesetzten und meine Kameraden dürften doch kaum Derartiges von mir gehört haben, ohne mich deswegen zur Rede zu stellen.“

Der junge Fürst schüttelte den Kopf.

„Sie leben offenbar in einer anderen Welt! Besuchen Sie doch einmal den Stabsrittmeister von Quint und sehen Sie,

mit welchen Bildern er seine Wände bemalt hat. Ihre Kameraden vermeiden nur deshalb eine Auseinandersetzung mit Ihnen, weil der Einfluß von Madame Panik, in deren Gunst man Sie wähnt, noch stark genug eingeschätzt wird, um einen Angriff gegen ihren Schützling nicht ungesühnt zu lassen.“

„Das also glaubt man? Nun, ich werde sofort den Beweis dafür liefern, daß ich zu Madame Panik nicht die geringsten Beziehungen unterhalte, die eine derartige Annahme rechtfertigen könnten. Darf ich Durchlaucht bitten, mir folgen zu wollen?“

Lobowitz nickte überrascht. Der Junker bahnte sich mit Ungeßüm durch die nächsten Gruppen einen Weg und spähte zu den Logen hinüber, wo er die cyprische Venus noch vor kurzem gesehen hatte.

Jutta war gerade von einem Tanz wieder an ihren Platz zurückgekehrt, als ihr Blick auf Dobernik fiel. Sie bemerkte sofort, daß sich der Junker in furchtbarer Erregung befand. In einer ursprünglichen Gefühlswallung schien sie ihn ansprechen zu wollen. Dann aber stugte sie und wußte offenbar nicht recht, ob sie Dobernik lieber ausweichen sollte. Da trat dieser bereits mit glühendem Gesicht auf sie zu.

„Madame“, rief er mit heiferer Stimme, „ich bitte Sie, dieser Maske zu sagen, wann wir das letzte Mal ein Wort miteinander gewechselt haben.“

Jutta versuchte zu lächeln.

„Es ist zwar nicht Sitte, daß man eine Dame in dieser Weise überrumpelt, aber ich bin gern bereit, Ihnen zu bestätigen, daß wir uns seit dem Herbst des Jahres 1789 nicht mehr gesehen haben.“

„Und würden Sie mich einer Handlung fähig halten, die eines Kavaliere nicht würdig ist, oder haben Sie auch nur einen Augenblick daran gedacht, mir Dienstleistungen zweideutiger Art zuzumuten?“



Lobowik, dem der Auftritt äußerst peinlich war, legte beschwichtigend die Hand auf den Arm des Junkers, der in krampfhafter Beherrschung seinen Degengriff umklammerte.

Jutta schüttelte den Kopf.

„Auf eine derartige Fragestellung muß ich die Antwort verweigern. Ihr Verhalten verletzt jede Form. Sie sind enragiert und wissen nicht mehr, was Sie sagen. Es wäre besser, Sie schafften sich erst ein wenig Beruhigung, dann können wir weiter sprechen.“

Sie wollte sich abwenden, aber ein blauer Domino, der unbemerkt bei der kleinen Gruppe stehengeblieben war, trat jetzt rasch hinzu.

„Einen Augenblick noch, Madame“, sagte er, und der Junker erkannte an der Stimme sofort den Adjutanten des Herzogs, „ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie Herrn von Dobernik die gewünschte Erklärung ohne Aufschub geben würden. Sie dürfen seine Worte nicht so schroff auffassen, ich glaube, der Junker hat in letzter Zeit viel Aufregung gehabt.“

Auch Jutta hatte Werthershausen erkannt und war durch seine Worte wieder etwas besänftigt.

„Da Sie die Sache so darstellen, Herr General, will ich gern erklären, daß ich Herrn von Dobernik stets für einen untadeligen Ehrenmann gehalten habe, dem ich niemals eine irgendwie zweifelhafte Handlungsweise zugemutet hätte.“

„Das ist mir lieb zu hören!“

Werthershausen nickte dem jungen Fürsten und Dobernik flüchtig zu und bot Jutta galant den Arm.

Lobowik zuckte die Achseln.

„Sie tun mir wirklich leid, Herr Rittmeister, aber ich fürchte, daß Ihnen die Erklärung der Panik wenig nützen wird. Wer glaubt schon ihren Worten! Sie müssen der Verleumdung auf andere Weise entgentreten.“

„Wie soll ich denn das?! Ich kann einen oder zwei vor die Klinge fordern, dann schickt man mich auf Festung, und die Welt glaubt doch, was sie will. Träte nur einmal jemand offen und ehrlich mit einer Anklage gegen mich auf, so wollte ich mich freudig jeder Untersuchung fügen. Aber wer klagt mich denn an – nennen Sie mir doch einen Namen!“

Lobowiß blickte vor sich hin.

„Ja, das ist eine delikate Sache. Wenn Sie bestimmte Namen erfahren wollten, so könnten Sie auch ebensogut Gespenster jagen. Sie werden nirgends recht Gelegenheit haben, einmal zuzupacken. So etwas liegt in der Luft: jeder weiß davon, aber keiner wird dafür einstehen wollen.“

Er reichte dem Junker die Hand.

„Verzweifeln Sie nicht zu früh, Ihre Zeit wird auch einmal kommen. Ich werde alles tun, um die gute Meinung, die ich von Ihnen gewonnen habe, weiterzuverbreiten.“

Der Fürst grüßte und suchte wieder seine Dame auf. Er fand die Gräfin inzwischen von einem anderen Tänzer engagiert, mit dem sie ein angeregtes Gespräch unterhielt. Als Lobowiß hinzutrat, verfiel man in Schweigen, als wollte man vermeiden, ihn den Inhalt der Rede hören zu lassen. Kenate bedauerte in auffallend kühlem Ton, ihre freien Tänze anderweitig vergeben zu haben, da sie hätte glauben müssen, daß die Gesellschaft des Herrn von Doberniß ihm mehr zusagen würde.

„Die Gräfin scheint erzürnt“, meinte Lobowiß mit leichtem Unmut zu Ina von Kosel, die in der Nähe ihrer Kusine stand. Ina wurde verlegen.

„Ich glaube, Durchlaucht, daß ich daran die Schuld trage. Ich teilte nämlich Kenate mit, daß ich Sie gesehen hatte, wie Sie Herrn von Doberniß die Hand drückten.“

„Dann muß die Gräfin irgend etwas Persönliches gegen den Junker haben, sonst würde sie sich wohl sagen, daß ich nur einem

Menschen die Hand reiche, von dessen einwandfreier Gesinnung ich überzeugt bin.“

„Also doch!“ rief Ina. „Ich ahnte es ja.“

Lobowik sah sie forschend an. Ina entfaltete ihren Fächer. Über das kluge Gesicht des jungen Fürsten glitt diskret ein begreifendes Lächeln.

„Ihre Gefühle sind sicher auf richtiger Fährte. Wenn mich nicht alles täuscht, wonach man Menschen zu beurteilen pflegt, so geschieht Herrn von Dobernik großes Unrecht. Bei seiner tiefen Empfindsamkeit muß ihm der Argwohn, den man ihm entgegenbringt, allerdings unerträglich sein. Er stellte in meiner Gegenwart die Panik zur Rede. Werthershausen kam auch gerade hinzu, und sie bestätigte, daß sie den Junker seit über einem Jahr nicht mehr gesprochen habe.“

„Aber, mein Gott, dann ist es ja unerhört, welche Lügen man über ihn verbreitet. Wie ist denn das möglich?“

„Ich begreife es auch nicht. Aber die Verzweiflung, die er zeigte, als ich ihn über den wahren Sachverhalt aufklärte, kann ich unmöglich für Heuchelei halten. Er hatte keine Ahnung davon, wie allgemein das abfällige Urteil über ihn verbreitet war. Ein aufrichtiges Mitgefühl bewog mich, ihn meiner Sympathien zu versichern. Sollte ich mich getäuscht haben, müßte ich den Glauben an die Menschheit verlieren!“

Das Hinzutreten anderer Masken unterbrach das Gespräch. Die Musik begann gerade ein Menuett zu intonieren und Ina wurde von einem Tänzer gebeten, ehe Lobowik dazu kam, sie selber aufzufordern. So schlenderte er gemächlich durch den Saal, um in einem der Nebenräume eine Erfrischung zu sich zu nehmen. Aber bevor er noch dem Traiteur seine Wünsche bekanntgeben konnte, wurde er von einer als Schmierenskomödiant gekleideten Maske angehalten, die ihn am Armel packte und ihm mit greulichem Pathos ins Ohr zischelte:

„Du bist betrogen! Der Sklave der Venus ist schlau. Er sah Unheil voraus, sonst wäre er heute in der Maske eines polnischen Magnaten hier, die Du in seiner Wohnung finden kannst. Siehst Du dort die Nymphe der Kalypso mit dem schwarzen Domino? Sie ist untreu ihrer Herrin, oder sie gehört vielleicht wirklich eher in das Gefolge der cyprischen Venus. Soll ich Dir sagen, wie sie heißt? Man kennt sie allgemein als Madame Lima!“

Lobowitz war zuerst nur widerstrebend stehengeblieben. Bei den letzten Worten aber horchte er auf, denn in dem schwarzen Domino hatte er den Herzog erkannt. Er wollte noch Genaueres erfahren, doch der Schauspieler war bereits wieder im Gewühl verschwunden.

Der Fürst verspürte kein Verlangen mehr, etwas zu genießen. Sollte er wirklich das Opfer einer schmählischen Komödie gewesen sein? Nun, man würde keine Freude daran haben! In dem Bemühen, die seltsame Maske wiederzufinden, traf er auf Dobernitz.

„Erlauben Sie mir eine Frage“, sagte er beiläufig, „wollte jemand aus Ihrer Bekanntschaft die Redoute in der Maske eines polnischen Edelmannes besuchen?“

Dobernitz starrte den Fürsten überrascht an, und seine Verwirrung mußte auffallen.

„In der That“, stammelte er, „ich selber habe ein derartiges Kostüm von unbekannter Hand zugeschildt bekommen. Darf ich erfahren, was Durchlaucht darüber wissen?“

„Ein andermal“, rief Lobowitz und wandte sich rasch ab. Sein Mißtrauen ließ es ihm angeraten erscheinen, sich jetzt nicht weiter auf Erklärungen einzulassen. Unbekümmert um jede andere Einwirkung wollte er zunächst den Spuren folgen, die ihm der geheimnisvolle Schauspieler aufgezeigt hatte. Aber erst gegen Ende der Redoute fand er Gelegenheit, sich der Nymphe unbemerkt zu nähern.

„Doberniß sieht uns nicht“, flüsterte er, „trinke mit mir ein Glas Punsch, schöne Maske!“

Die Nymphe erschrak heftig.

„Du irrst Dich, edler Pole . . .“

Und ängstlich floh sie in den Kreis der Najaden, die um Kalypso versammelt waren.

„Wer wagt es, meine Nymphe zu jagen?“ rief Madame Vitelli mit theatralischer Geste und stellte sich dem Fürsten entgegen, so daß die Maske entfliehen konnte. Lobowiß lachte spöttisch.

„Sollte Deinen Nymphen die Liebe etwas so Schreckliches sein? Ich muß Dir diese Nymphe rauben, und wenn ich die Irrfahrten des Odysseus antreten sollte!“

„Versuche es nur! Mein Zauberstab läßt sie verschwinden.“

Der Fürst schüttelte den Kopf.

„Morgen ist Deine Kraft gebrochen. Nennst sich Deine Nymphe nicht Lucia Lima?“

Madame Vitelli wußte ihre Bestürzung geschickt zu verbergen.

„Ich weiß es nicht, meine Nymphe will nicht erkannt sein, und ein Cavalier achtet fremde Geheimnisse!“

Lobowiß zog sich zurück. Er glaubte genug zu wissen. Ina ahnte von alledem nichts. Freudig bewegt von den warmherzigen Worten des temperamentvollen jungen Fürsten, trachtete sie nach einer Begegnung mit Doberniß. Eine Zeit, die ihr unendlich erschien, suchte sie vergebens. Unversehens aber standen sie dann einander gegenüber. Der Junker war ebenso verwirrt wie beglückt. Noch über das ihm unverständlich anmutende Verhalten seines kaum gewonnenen Gönners grübelnd, war er abermals ganz in den Bannkreis seiner Gedanken gezogen worden, als sich ihm nun wieder die Gegenwart wie ein zärtliches Geschenk darbot. Der Zauber jener ersten Begrüßung damals auf dem Ständeplatz erfüllte von neuem sein Blut. Unbefangener und

wentger beachtet als bei den offiziellen Empfängen des Hofmarschalls, durfte er der Geliebten seine Aufmerksamkeit widmen.

Ina wirkte in ihrer Kostümierung als Frühling noch zierlicher denn zuvor. Knospende Blumenranken schlangen sich in losen Ketten um ihren Hals, und in der ungepuderten Blondheit ihrer Locken lag ein Kranz von Krokos gebettet, der mit seinen bunten Blütenköpfen in einem seligen Traum verloren schien. Eine Robe aus zartrosa Füll — die sehnächtigen Linien ihres fast noch mädchenhaften Körpers mehr ahnen lassend als verhüllend — umfing sie wie ein Wolkenhauch am erwachenden Himmel eines frühen Lentages. Mit kleinen Sträußen überreich bestückt, glich sie einem Kind im Garten, das zum erstenmal im Leben die Schönheit dieser Welt in seiner Seele ahnt.

Dobernitz wandelte erglühend in dem Irrgarten seiner Wünsche, und beide fühlten dankbar die Gunst des Augenblicks. Aber die Worte, die sie einander wie ein Vermächtnis gaben, waren spärlicher als die Empfindungen, die in der Sprache ihrer befehlten Mienen mit stummer Beredsamkeit von dem Erlebnis ihres Herzens kündeten.

Das Fest wurde bald beendet. Der Hof hatte in den Logen gespeist und alle Anwesenden waren vom Herzog freigehalten worden. Die Bewirtung der über 1000 Personen kostete an 3000 Dukaten. Man verzehrte 120 Kalbsbraten, 900 Butterbrote, 100 Dönsenzungen, 115 Torten, 3 Scheffel Bonbons und Konfitüren, beinahe einen halben Zentner Schokolade, 300 Quart Milch. Dazu waren 110 Quart Limonade, 140 Bouteillen Champagner und 300 Flaschen anderer Weine getrunken worden.

Der Kapitän von Nowitz erhielt ein Geschenk von 50 Dukaten, die im Dienst gewesenen Offiziere der Leib-Carabinieri bekamen Zuwendungen in Höhe von 20 bis 30 Dukaten.

Als Madame Witelli mit Sybille aus dem Opernhaus trat, sagte sie mit freundlicher Bestimmtheit:

„Liebes Kind, es wird am besten sein, ich nehme Sie für heute mit in meine Wohnung. Es würde bei Ihnen sicher zu viel Aufsehen erregen, wenn Sie zu dieser Stunde nach Hause kommen.“

„Sie sind sehr freundlich, Madame, aber ich möchte das lieber doch nicht, zumal ich verpflichtet bin, nichts ohne Zustimmung des Herrn von Doberniß zu unternehmen.“

„Nun, er wird doch nicht gleich daran Anstoß nehmen, wenn Sie eine Nacht in sicherer Obhut von Ihrer Wohnung fortbleiben! Überhaupt bin ich der Ansicht, daß Sie am besten das Logis wechseln. Ich kann Ihnen bei mir ein recht commodos Zimmer einräumen, in dem Sie auch weit eher einen Besuch empfangen können.“

Sybille, die zunächst noch unschlüssig einige Schritte neben Madame Vitelli über die Kur gegangen war, blieb stehen.

„Aber das ist doch nicht so einfach. Was sollte denn Herr Kille von mir denken! Ich bin ja ganz zufrieden mit meinem Domizil.“

Madame Vitelli zuckte die Achseln.

„Der gute Kille wird sich wenig darum kümmern, wo seine Schülerinnen wohnen, solange sie nicht seine Stunden versäumen. Ich sage Ihnen nur das eine: haben Sie die Absicht, hier Karriere zu machen, müssen Sie schon heute so wohnen, wie man es von einer angehenden Verühmtheit erwartet. Was Herrn von Doberniß anbetrifft, gestehe ich Ihnen ganz offen, daß der Junker ein großes Hindernis für Ihr Fortkommen ist. Wenn Sie auch hundertmal sagen, er sei nichts als Ihr Wohltäter, so glaubt Ihnen das doch kein Mensch. Jeder ist überzeugt, daß Sie in ihm einen Liebhaber besitzen.“

Sie bemerkte Sybilles peinliches Befremden und lachte.

„Mein Gott, das braucht Sie nicht weiter zu kränken — niemand wird Ihnen daraus einen Vorwurf machen. Aber es hat auch keinen Sinn, derartige Dinge abzustreiten. Sie sagten

selbst zu mir, Herr von Dobernitz dürfe nicht erfahren, daß Sie auf die Redoute gehen. Damit beweisen Sie schon eines: er ist eifersüchtig! Und wer eifersüchtig ist, hat Angst, etwas zu verlieren, also muß er auch etwas besitzen — und das sind eben Sie, eh voilà!“

„Aber Madame, ich bitte Sie um alles . . .“

„Ah was, nichts da! Ich bin eine erfahrene Frau, mir können Sie nichts erzählen. Wenn Sie Gefallen darin finden, die Tugendhafte zu spielen, so ist das sehr nett und gibt Ihnen einen gewissen Reiz, aber Sie dürfen in Wahrheit niemals das sein, was Sie zu sein vorgeben, das ist eine alte Weiberweisheit, die Sie in Ihrem Herzen bewahren sollten. Der erste Schritt zum Erfolg ist getan: der Herzog hat Ihnen Flatterien gesagt, andere Kavaliere sind auch aufmerksam geworden — der Rest kommt von selbst. Aber Liebste, was haben Sie denn? Ich glaube gar, Sie weinen . . .!“

Die trumme Gasse

Gerüchte irren niemals gänzlich. Irgendwo sind sie der Wahrheit begegnet. Aber sie haben nicht mit ihr gesprochen.

Der Plan, den Herzog endgültig von Kenate zu trennen, bestand tatsächlich, nur zählten weder Jutta noch Dobernik zu seinen Paten. Es hielt bei gewissenhafter Forschung überhaupt schwer, von der Verantwortung eines bestimmten Namens zu sprechen. Wie ein illegitimes Kind, dessen Urheberschaft niemand eingestehen will, lief seit einigen Wochen unbekümmert die Behauptung, daß die Gräfin Illingen durch das Fräulein von Hagen ersetzt werden sollte.

Der Charakter dieser Dame schien nach allem, was man hörte, eine Bürgschaft dafür zu geben, daß sie — erst einmal im Besitz der Macht — jeden anderen Einfluß zu vernichten wissen würde. Mochte auch manchen an einer Festigung der labilen Kräfte gelegen sein, so gab es doch genügend andere, denen das zuviel Salz für ihre Suppe war.

Zu diesen rechnete Panitz, der recht gut die Gefahr erkannte, bei einer derartigen Gestaltung der Verhältnisse künftig ganz ausgeschaltet zu werden. Derb und dreist wie in allen Dingen ging er auch hier zu Werk und hatte sich mit Madame Vitelli alsbald zu vorsorglicher Gevatterschaft zusammengefunden. Er sah die Notwendigkeit ein, Johann mit einer ungefährlichen Liebelei zu beschäftigen, ehe es von unerwünschter Seite gelungen war, andere Absichten zu verfolgen. Obwohl er Sybille nur unter ihrem Künstlernamen kannte und kaum etwas Näheres von ihr wußte, glaubte Panitz sie für seine Zwecke dennoch besonders geeignet, weil sie mit Rücksicht auf ihre kurze Anwesenheit

in der Residenz seine Hintergründe am wenigsten durchdringen konnte.

Ihre Verbindung zu Dobernik gefiel ihm allerdings wenig. Es erschien ihm daher wichtig, zunächst ein Zerwürfniß mit dem Junker herbeizuführen, der mit seiner unklaren Haltung leicht hinderlich werden konnte. Es war im Verfolg dieser Bestrebung für die Vitelli ein leichtes Spiel, sich das Vertrauen der jungen Kollegin zu gewinnen und sie zu einem heimlichen Besuch der Opernredoute zu veranlassen — eine raffiniert gelegte Fallgrube, der Dobernik auf irgendeinem Wege zum Opfer werden mußte: wenn es wider Erwarten nicht gelang, seine Eifersucht zu wecken, würde doch bei der mißtrauischen Beachtung, der er in allen seinen Handlungen ausgesetzt war, die geschickt verratene Anwesenheit der Sängerin den Verdacht gegen ihn bestärken. Gerade hierbei hatte Mühfing in seiner Komödiantenmaske unschätzbare Dienste geleistet, und voller Ungeduld wartete Panik nun die Auswirkungen seines Anschlags ab.

Der Gang der Dinge gebot eilige Entschlüsse.

Der Aufschwung, den Johann in der bewegten Luft der von Dohsen empfangenen Anregungen genommen hatte, war mit gesenkten Schwingen wieder den erschöpften Tälern seiner leeren Tage zugefallen. Der Rückschlag entsprach mit seinen aufgelösten Energien der Stärke der vorangegangenen Spannung.

Seine frauenhaft schlanken Hände hingen über die Lehnen des Sessels, als hätten sie eine allzu schwere Last getragen und verlorengeben müssen, ehe das Ziel erreicht war. Sie zeigten eine Geste der Mutlosigkeit, die schmerzlich ihre Schwäche fühlte und in Mund und Augen ihre Spiegel fand. Johann bewegte kaum die Lippen. Es wirkte, als wüßte er nichts von dem, was er sagte.

„Ich habe viele Pläne“, flüsterte er und atmete leise wie ein träumendes Kind.

Der Holländer stand abwartend vor ihm. Er hatte lange gesprochen und war nun arm an Worten. Schließlich sah er, daß der andere ihm entglitten war. Er verkniff die Mundwinkel und machte einige seiner merkwürdigen Raubbewegungen, als wäre diese Erkenntnis ein schlechter Bissen für seine Eitelkeit. Leise rollte er die zuvor ausgebreiteten Grundrisse wieder zusammen und steckte den Zirkel zu sich.

Man konnte meinen, Johann schliefe. Aber jetzt hob er den Blick und lächelte höflich.

„Es ist gut, Doyßen, wir wollen das im Kopf behalten!“

Der Baumeister verneigte sich und ging. Er ahnte: das war der Abschied. Unter der Tür traf er mit Renate zusammen, die im Vorzimmer gewartet hatte. Sie sah ihn fragend an. Doyßen zuckte die Achseln.

„Durchlaucht sind sehr müde!“

Sie nickte ohne Antwort und schlüpfte in den Audienzsaal. Als die Klinke das Schloß fand, drehte der Herzog den Kopf.

„Seifert?“ forschte er.

„Renate!“ sagte sie, wobei ihre Stimme wie ein scheuer Vogel flatterte. Johann erhob sich und strich über die Schläfen.

„Das kommt unerwartet!“

Die Gräfin ging mit kleinen Schritten auf ihn zu und versuchte ein Lächeln.

„Erwartest Du mich überhaupt noch?“

Er führte sie galant zu einem Sessel.

„Der Besuch schöner Frauen ist ein Geschenk, über das man sich immer freut — ganz gleich, ob man es erwartet hat oder nicht.“

Renate schüttelte den Kopf.

„Du weichst mir aus, und das gilt leider nicht nur für meine Frage, sondern auch für meine Person.“

Sie preßte die Hände zusammen und sah in ihren Schoß.

„Man spricht jetzt so viel von der Hagen . . .?“

Johann hob mäÙig beteiligt die Brauen.

„Ja — und?“

Renate schluckte und spielte mit ihrem Fächer.

„Du hättest eine Faibleße für sie . . .“

Er warf den Kopf zurück.

„Fabel!“

Ihr Blick wurde groß und leuchtend.

„Johann . . .!“

Sie erhob sich und stand nun dicht vor ihm. Wieder sah er die Blondheit ihres Haares leuchten und spürte den Duft, den einst seine Sinne so begierig genossen hatten. Aber er fühlte Kälte bis in die Fingerspitzen und keinen Wunsch nach Umarmung und Kuß. Mit geschlossenen Augen verharrte er in quälerischer Entschlußlosigkeit. Er spürte ihr Kinn auf seiner Brust und ihre Lippen sich nach seinem Munde sehnen. Doch er hatte weder Puls noch Herz, und eine Stille lag in ihm wie halber Tod.

„Johann!“

Wieder hörte er die bange Frage in seinem Namen schwingen. Er hob die Lider und sah die Angst des Verzichts in der Unruhe ihrer Mienen. Vergeblich suchte sein Hirn nach einem Wort, das den Bann seines Schweigens zu lösen vermochte. Warum ist das alles so schwer, grübelte er, niemand ist Herr über seine Gefühle. Sie kommen über uns wie höheres Vermächtnis, unterwerfen sich unsere Wünsche und Hoffnungen, und dann verlassen sie uns wie müßiges Spielzeug: zerstreut, zergliedert und oftmals ganz zerbrochen.

Wieder fühlte er jenes heiÙe Angstgefühl in sich aufsteigen, das ihn stets wie eine Krankheit befiel. Seine Hände machten eine Bewegung, als wollten sie in aufkeimender Zärtlichkeit über die stumm und regungslos vor ihm verharrende Frau greifen, doch sie verloren sich in hilfloser Gebärde. Er senkte den Kopf und ein Stöhnen kam über ihn.

„Ich kann nicht!“

Seine Hände verkrampften sich zu einer Bitte.

„Du mußt das verstehen!“

Kenate nickte mühsam.

„Ich verstehe.“

Ihre Augen weinten ohne Tränen, und ihre Schritte klangen über das Parkett wie das Klopfen eines leidvollen Herzens. Auf der Treppe begegnete ihr Werthershausen. Der General sah sehr elend aus. Seine Blicke hatten eine visionäre Starrheit, und seine Stirn war übernächtigt. Er begleitete Kenate zur Equipage hinunter und berichtete dabei in verworrener Sprache von einem Traum, um dessen Deutung er sich bemühte.

Es war bereits öffentliches Geheimnis, daß Werthershausen immer weniger die Grenzen von Ahnung und Erkenntnis, von Wahn und Wissen erfaßte. Seine freie Zeit verbrachte er ausschließlich im Schäßinger Logenhaus, wo ein abgelegenes Zimmer ihm zu merkwürdigen Experimenten diente. Die frühere Straffheit seiner ruhig ausgeschwungenen Bewegungen war zu zerfahrenere Gesten verkümmert, und selbst seine Stimme hatte einen anderen Klang bekommen.

Kenate empfand die Worte wie heimliche Beschwörung, und der fanatische Ton vermischte ihr Leid mit Schrecken. Was sind das alles nur für Menschen, dachte sie bedrückt, sie nennen es Leben, und es ist doch nur Schlaf und Unruhe!

Und sie fröstelte wie jemand, der zu früh erwacht ist.

*

Der Weg zum Glück ist wie eine uralte Gasse, die sich gekrümmt dahinwindet, mühselig gleich einem Menschen, der sich nach einem Ziele sehnt — ahnungslos, ob es auf oder niedergeht und wo ein Ende dieser Wanderung. Unversehens aber dann, hinter einer Biegung versteckt oder tief im Schatten liegend, verträumt vielleicht und halb vergessen, steht das Tor, das aus dem Wirrsal und der Enge hin zur Erfüllung führt.

Nachdem es Sebastian Kille trotz redlicher Bemühungen nicht erreicht hatte, seine Schülerin in einer großen Rolle herauszustellen, obwohl er sie für berufen hielt, war Madame Vitelli vor einigen Tagen unversehens mit der Nachricht gekommen, daß sich eine Möglichkeit ergeben hätte, Sybille vor dem Herzog singen zu lassen.

Als Kille davon erfuhr, war seine Überraschung noch größer als seine Freude. Nachdenklich stelzte er durch sein Studierzimmer und drehte an den Rockknöpfen. Hin und wieder erstarrte er dabei in halber Wendung vor einem der vielen herumliegenden Notenstöße, bohrte das Kinn gegen die aus Gesundheitsgründen nur lose geschlungene Halsbinde und ließ durch fantasievolle Abwandlung von Ausrufen wie: „Seltsam! Merkwürdig! Sonderbar! Kurios! Erstaunlich!“ seiner Verwunderung be-
redten Ausdruck.

Sybille schüttelte etwas verärgert den Kopf. Sie begriff nicht, was es da zu deuteln gab. Kille bemerkte das und lächelte. „Ich trage keine Eifersucht, nur weil anderen möglich war, was mir mißlang. Es wäre unehrlich, die Bedeutung dieses Erfolges leugnen zu wollen. Aber die Zusammenhänge scheinen mir doch reichlich verworren. Wer am gedeckten Tisch sitzt, reicht die Schüssel doch gewöhnlich erst dann weiter, wenn er sich selber versorgt hat, und Lavinia Vitelli hat mir bisher noch nicht den Eindruck gemacht, als leide sie unter mangelndem Appetit.“

Sybille schob die Lippen vor.

„Ich glaube, Sie mögen Madame nicht recht leiden — warum eigentlich? Sie war von Anbeginn so hilfreich zu mir, daß ich ihr sehr dankbar sein muß.“

Kille schluckte, als wollte er schnell einen bitteren Nachgeschmack loswerden. Sie ahnt nichts, dachte er bei sich, sie ist noch wie ein Kind vor ersten Dingen. Was glänzt, hält sie für sauber, und in der Glätte fürchtet sie keinen Stachel. Es hat keinen Zweck, ihr davon zu sagen — woran wir nicht glauben,

kann uns auch nicht retten. Er machte eine abschließende Handbewegung.

„Mag sein, daß ich ein Vorurteil habe. Meine Worte dürfen Sie nicht irre machen. Ein schweres Werk braucht ein leichtes Herz, und schwer wird es sein, die stets auf hundert Seitenpfade abgleitende Laune des Fürsten auf dem Weg festzuhalten, der Ihrer Zukunft am dienlichsten ist.“

Er machte eine Pause und griff nach Sybilles Händen.

„Sie müssen mir glauben, daß ich alles erhoffe, was Sie sich wünschen, aber geben Sie Ihren Wünschen nicht immer nach. Gefüllte Hände können sich nicht wehren, und ein Verzicht kann manchmal mehr geben, als die Gewährung des Erstrebten.“

Wieder hielt er inne, als suche er nach Worten. Aber dann drückte er nur zart ihre Finger und sagte rasch und leise:

„Ich möchte Sie nie traurig sehen!“

*

Johann hatte seinen sentimentalcn Tag. Er wanderte durch etliche in einem Seitenflügel des Schlosses liegende Zimmer, in denen eine Reihe von Möbeln aus dem Lebensraum seiner Kindheit untergebracht war. Ab und zu blieb er stehen und tastete über die brüchig gewordene Politur von Schränken und Kommoden, deren Griffe und Schlösser er auch heute noch in Nacht und Traum zu finden gewußt hätte.

Sinnend spürte er am Holz den Geistern und Dämonen nach, die einstmals seine märchenfreundige Fantasie aus dem Labyrinth der Maserung entstehen ließ: da war der Drache, der mit gieriger Zunge und gefräßigem Rachen sein Opfer erspähte, und darüber der Hund mit den wachsam gespitzten Ohren; hier standen Gero und Gina, die treuen Geschwister, und lachten über den Hahn, der nicht krähen konnte, und dort an der Seite, die Narbe, die aussah wie ein küßender Mund, war die heitere Spur eines

bösen Falles, den die Lehne eines ihn mit sich reisenden schweren Sessels zurückgelassen hatte.

In einer Fensternische fand er das kleine Schreibpult, auf dessen in langweiligen Stunden zerrittiger Platte seine ersten Versuche mit der Feder entstanden waren. Wieder spürte er das zitternde Erstaunen in sich, das er damals vor der Magie der unter seinen unbeholfenen Strichen entstandenen Buchstaben empfunden hatte, er nannte das: sprechen können ohne zu reden, und war erfüllt davon wie von einem großen Mysterium.

Das Fieber der ihm gewordenen Offenbarung fand wenig Verständnis, man nannte es spintifizieren und sagte, er müsse früher schlafen gehen. Nur Onkel Clemens, der den Eindruck machte, als wäre er schon immer alt gewesen und bereits mit seinem schmerzlich verzeihenden Lächeln in die Welt getreten, hörte ihm stets mit leisem Streicheln zu.

„Ja, mein Kind“, sagte er dann in ewig sich gleichbleibender Redewendung, „es gibt so viel zu denken, daß wir gar nicht recht zu Ende kommen.“

Das war eine Antwort, die zwar weder Ja noch Nein enthielt, aber zu allem paßte und keinen vergräme, Bekenntnis einer Lebensweisheit, die Konflikte anerkannte ohne sie lösen zu wollen und somit vermied, in Händel zu geraten.

Da drüben stand auch noch der Schrank mit dem Geheimfach, das man einmal ganz vergessen hatte. Johann entsann sich noch genau, wie er in jenen Tagen grübelnd davor versunken war und plötzlich leise Schritte hörte. Aufblickend, sah er Onkel Clemens neben sich und wollte ihn etwas fragen. Aber der Alte schüttelte den Kopf und deutete auf eine kleine Tür, die inmitten der vielen Schubkästen eingebaut war. Johann öffnete sie und erblickte, wie schon oft, den tempelartigen Ausbau des Innern, mit Stufen und Säulen zur Aufnahme von schmückenden Galanterien. Er fühlte seine Hand zur hintersten Säule der linken Seite geschoben, die er auf ermunterndes Nicken hin zu drehen versuchte. Im

gleichen Augenblick klang irgendwo das Schnappen einer Feder, und die nach hinten fallende letzte Treppenstufe gab einen Hohlraum frei. Aber Jubel und Enttäuschung fanden sich in liebloser Umarmung, denn seine sofort eifrig tastenden Finger fanden nichts darin aufbewahrt.

Onkel Clemens sah ihn bedeutsam an.

„Ja, siehst Du“, sagte er dann fast traurig, „nun bist Du enttäuscht und hattest doch vorher soviel Freude an dem Unbekannten. Aber so ist es oft mit den Verheißungen in unserem Leben: erst zeigen sie lockende Vermummung, und wenn wir nach langem Mühen die Lösung gefunden haben, ist nichts dahinter als ein wenig Staub und Dunkelheit.“

Staub und Dunkelheit! So hatte auch die junge Prinzipesa Masalda empfunden, als sie dem ihr bestimmten Gatten nach Deutschland folgte und der Sehnsucht nach der Heiterkeit ihrer Florenzer Tage nicht müde wurde. Dort, über der Konsole, hing der Spiegel, den sie damals aus der Heimat mitgebracht hatte, und der heute nur noch einen trüben Blick bot, als wäre er halb blind geworden von den allzu vielen Tränen, die er sehen mußte. Mit heißen Augen immer nach der Sonne suchend hatte Masalda in beständiger Qual die Zimmer gewechselt und war dann ohne Krankheit an sich selbst zerbrochen, dem Enkel die Unraft ihres Herzens lassend.

Irgendwo mußte noch ihr Tagebuch sein, Klagelied einer Seele, die das Paradies verloren sah. Johann stöberte in verschiedenen Fächern, aber er griff nur vergessene Blätter überwundener Begebenheiten: Huldigungsgebichte, Festprogramme, Bittschriften, ein Zeremoniellbüchlein und mehrere Bilder, die ihn selber in den ersten Stufen seines Daseins zeigten.

Er war noch mit einer flüchtigen Ordnung der herausgeframtten Einzelheiten beschäftigt, als es an der Tür klopfte. Auf seinen Anruf trat Seifert ein und erinnerte an das für den Nach-

mittag angefetzte Konzert. Johann spielte unschlüssig mit den Papieren in seinen Händen und runzelte die Brauen.

„Ich bin heute nicht musikalisch gestimmt. Man möge ohne mich beginnen. Graf Winterburg soll Madame Vitelli mein Bedauern aussprechen, sie diesmal nicht hören zu können.“

Seifert hüstelte verlegen.

„Durchlaucht wollen verzeihen, aber heute sollte nicht Madame Vitelli singen, sondern Lucia Lima, die junge Mailänderin, die neulich den Vorzug hatte, die gnädige Aufmerksamkeit Euer Durchlaucht zu finden.“

Johann warf den Kopf zurück.

„Richtig, das hätte ich jetzt beinahe vertan!“

Seine Gedanken wurden von einem Lächeln getragen, das ihn seltsam verjüngte. Er legte die Schriftstücke, in denen er noch eben mißbegierig blättern wollte, achtlos zur Seite und nickte:

„Ich komme gern!“

*

Sybille hatte ihren Vortrag beendet. Der Beifall, der schon vorher in kleinen Wellen durch die Reihen geglitten war, überflutete sie nun in rauschendem Finale. Sebastian Nille, der sie auf dem Flügel begleitet hatte, streichelte sie mit den Augen und war bald ohne jeden Knopf.

Man begab sich in den anschließenden Salon, wo einige Erfrischungen bereit standen. Johann war selbst um Sybille bemüht und reichte ihr Champagnerkelch und Eisschale. Er schien ganz verwandelt, als hätte er die Fröhlichkeit seines Herzens wiedergefunden und trieb auf der beschwingten Oberfläche lebenswürdigster Laune.

„Wie gefällt es der Signora in der Residenz? Darf man hoffen, daß die Sehnsucht nach der Uppigkeit Mailändischer



Feste nicht allzu früh zur Heimkehr lockt? Wir haben hier enge Verhältnisse — man rechnet bei uns nicht mit Goldstücken, sondern mit recht kleinen Silbermünzen . . .“

Er hielt inne, als erwarte er einen höflichen Widerspruch, dann lächelte er und fügte leise hinzu:

„Aber dafür sind wir vielleicht auch dankbarer als andere. Seltene Freude gilt doppelt, und die Kargheit der Genüsse, die uns gemeinlich gewährt werden, hat uns sonderlich empfindsam und empfänglich gemacht für alles, was unsere Gefühle zu beglücken vermag.“

Johann machte wiederum eine kurze Pause und strich sich mit fahriger Handbewegung über die Stirn. Seine Blicke glitten über Sybille und umfingen ihre noch immer mädchenhafte Gestalt mit körperloser Zärtlichkeit. Sie hat Juttas Augen, dachte er bei sich, und wieder fiel es ihm dabei auf, wie eigentlich

bisher noch jeder Vorzug, durch den eine Frau ihm begehrenswert erschien, eigentlich nie ein neues Erleben gewesen war, sondern immer irgendwie eine Erinnerung an Jutta.

Den Kopf neigend, sagte er dringlich:

„Ich möchte die Signora unserer Oper noch recht lange erhalten wissen.“

Und als fürchte er eine Absage, wandte er sich sogleich an den neben ihm stehenden Intendanten.

„Lieber Hasenberger, wollen Sie bitte für Madame Lima einen Kontrakt vorbereiten. Ich denke, Lavinia Vitelli bedarf dringend einiger Entlastung. Die besonderen Wünsche der Signora haben von vornherein meine Billigung.“

Ohne daß Sybille in ihrer freudigen Erregung etwas merkte, wußte sich Madame Vitelli während dieser Szene heimlich aus der Gesellschaft zu entfernen. Panitz hatte sie dringend um sofortige Benachrichtigung gebeten, sobald die Annäherung von Johann und Sybille geglückt sein sollte. Als sie wie gewöhnlich ohne Anmeldung in das Kabinett trat, hatte Panitz augenscheinlich schon an der Thür auf ihre Schritte gelauscht, denn nur durch eine rasche Wendung konnte er noch seinen Spitzbauch vor einem kräftigen Stoß schützen.

„Daß Dich der Satan!“ murrte er. „Mit Deinem südländischen Temperament wirst Du mir womöglich noch eines Tages ein Loch in den Schädel rennen.“

Madame Vitelli faßte ihn bei den Ohren und zog seinen Kopf zu sich herunter, so daß ihre Stirnen zusammenstießen.

„Das Loch im Schädel ist schon längst vorhanden, alter Brummbar, aber das ist leider ein Geburtsfehler und nicht mehr reparabel.“

Sie wischte über seine Rockaufschläge, die wieder voller Asche waren und auch einige Spuren von Schnupftabak zeigten.

„Wie das wieder aussieht!“

Dann packte sie ihn an den Revers und sah ihn triumphierend an. „Du — unser Weizen ist in schönster Blüte! Johann war ganz passioniert!“

Paniß grunzte wohlgefällig.

„Na also — dann wäre ja alles in bester Ordnung.“

Er griff ohne hinzusehen mit geübter Geste in eine hinter ihm stehende Dessertschale und biß befriedigt in eine Leckerei.

Mitten im Kauen hielt er inne, als ob ihm Zweifel an dem Genuß gekommen wären. Die Vitelli lachte.

„Was gibts denn schon wieder — hast Du hohle Zähne?“

Paniß schüttelte ärgerlich den Kopf.

„Ich denke gerade an Doberniß. Es wäre etwas aus ihm zu machen gewesen. Er hat es auf eine mir noch nicht ganz erklärliche Weise erreicht, daß die Loge in den letzten Jahren sich in allen wesentlichen Entscheidungen zu Jutta gehalten hat — sonderbar genug nach alledem, was uns vordem trennte. Werthershausen schüßt ihn, Jutta hat ihm ihr Herz erschlossen — kurz: er könnte in der Residenz eine Rolle spielen, um die selbst ich ihn beneiden würde. Aber er geht allen aus dem Wege. Weiß der Teufel, was er für Absichten tragen mag!“

„Ich begreife nicht, warum Du Dir wegen eines solchen unbedeutenden Menschen noch Sorge machen kannst. Er hat Glück bei den Frauen — gut, aber er ist viel zu dumm, um die Vorteile auszunutzen, die er daraus ziehen könnte. Zudem weißt Du doch, wie mißtrauisch Lobowiß durch Mühsings Andeutungen geworden ist, und das allein kann schon alles entscheiden!“

Paniß knurrte eine halbe Zustimmung.

„Aber die Mailänderin — denke daran, daß sie ihn liebt!“

Die Primadonna zuckte mitleidig die Achseln.

„Was ihr Männer euch gleich immer einbildet! Lucia Lima ist nicht anders als die andern. Schön, sie liebt ihn — wenigstens noch augenblicklich. Aber sie ist auch ehrgeizig oder sie müßte keine Künstlerin sein. Wenn sie erst einmal sieht, daß wir ihr eine

Geldquelle erschlossen haben, wird ihre Anhänglichkeit für die Bagatellen, die ihr Doberniß zu bieten vermag, bald verflogen sein. Sie ist arm, sie hat Not gelitten, warte nur ab, bis sie Champagner gekostet hat!“

Paniß stopfte sich die Nasenlöcher mit Spagnol.

„Meinen Segen hat sie — es wäre ein Jammer, wenn bloße Gefühlsduselei uns entgegenstehen sollte. Johann hat selten sein Wohlgefallen so rasch bekundet, wie Du es mir vorhin berichtet hast. Das Mädchen weiß noch nicht, welche Nacht ihr damit zugefallen ist. Sagen wir daher einfach diesem törichten Menschenkind, daß der Herzog den Junker morgen in ein Landregiment steckt, wenn er ihr noch fernerhin nachstellen sollte. Vor allen Dingen müssen wir sehen, daß die beiden sich die nächsten Tage nicht sprechen, dann werde ich schon dafür sorgen, daß es fürderhin überhaupt nicht mehr geschieht. Kommt er zu Dir, um nach seinem Liebchen zu fragen, wirst Du ihn schon abzuspüren wissen.“

„Werde ich schon! Ganz wie Erzellenz befehlen. Aber dann — wenn alles in Ordnung ist, Du weißt doch . . .“

„Ja — ja, ich weiß schon! Vorläufig ist es noch nicht so weit.“

„Aber bald, mein Lieber! Glaubst Du vielleicht, ich würde mir freiwillig einen solchen Vogel ins Nest setzen, hätte ich nicht die ganze Geschichte satt? Ich will im Leben eine Rolle spielen, und nicht auf der Bühne!“

Paniß schnitt eine Grimasse.

„Im Leben eine Rolle spielen — natürlich, darauf kommt es Dir an! Deine Offenherzigkeit könnte bestrickend sein, wenn sie nicht für mich verdammt wenig schmeichelhaft wäre. Glaube aber gar nicht, daß ich mich für den Lakaien hergebe, der seiner Herrin nur noch zu melden hat, daß die Pferde gefattet sind — ich lasse mich nicht in den Hintergrund spielen — ich nicht!“

Lavinia Vitelli lachte. Es klang wie der Lockruf eines schönen Vogels, der sich im Glanz der Sonne am Farbenspiel seines bunten Federkleides ergötzt. Mit einer geschmeidigen Bewegung trat sie dicht vor Panik, der zunächst ganz ein Bild gekränkter Eitelkeit schien, aber maskenhaft seine ablehnende Haltung verlor, sobald er den sanften Druck der vollen weichen Arme um seinen Nacken spürte. In täppischer Zärtlichkeit strichen seine Hände mit begehrlieh gespreizten Fingern über die entblößten Schultern der Sängerin, die sich mit spontaner Leidenschaft an ihn presste.

„Kleine Bestie, Du!“ flüsterte er und beugte sich über ihr Gesicht. Er sah den feuchten Glanz ihrer Augen, die ihm unter den zu einem schmalen Spalt geschlossenen Lidern im flackernden Licht der Kerzen entgegenblitzten, und er fühlte ihre Zähne zwischen den Lippen. Es war mehr ein Biß als ein Kuß, und schmerzliche Wollust benahm ihm den Atem. Sekundenlang verharrten sie so. Dann streckte Lavinia den Arm nach dem Leuchter, der auf dem Tisch brannte.

„Das ist Werthershausen“, sagte sie, als sie die erste der Kerzen ausdrückte, „das ist Willmann — und das ist Winterburg, — das ist Kenate, — das ist die Hagen, — das ist Dobernik — und übrig bleibst Du!“

Panik schaute in die zitternde Flamme.

„Da werde ich mich lieber selber auslöschten, ehe es auch bei mir ein anderer tut.“

Und er blies in das Licht.

*

Die Gewandtheit von Madame Vitelli sollte in den nächsten Tagen nicht auf die Probe gestellt werden. Dobernik blieb aus und ließ auch nichts von sich hören. Seine Stimmung war voller Abgründe, seit er hatte erfahren müssen, daß man ihn nur duldete, weil man mit Rücksicht auf Jutta nicht wagte, ihn anzutasten.

Lobowiß hatte ihm den Rat gegeben, er solle sich mehr bei Hofe zeigen, dreist und unbefangen dort auftreten und so die Leute in ihrer vorgefaßten Meinung irre machen. Vor allen Dingen aber sollte er einen näheren Verkehr mit seinen Kameraden aufzunehmen suchen.

Er begab sich daher — nachdem er alles Für und Wider erwogen hatte — am Abend des folgenden Tages zum Gasthaus zur Krone, wo stets viele Offiziere der Leibregimenter und zahlreiche Kavaliere verkehrten. Er gedachte, sich dort in die Gesellschaft zu mischen und dabei gelegentlich zu erklären, es seien falsche Gerüchte im Umlauf. Er biete daher eine Belohnung für die Entlarvung des Verleumders. Jede Leidenschaft wollte er unterdrücken und lediglich die Gerechtigkeit seiner Kameraden anrufen.

Es schien jedoch ein Unstern zu walten über allem, was er unternahm. Bereits in der Nähe der Wirtschaft begegneten ihm zwei Polizeibeamte, die mit einem lebhaft gestikulierenden Menschen sprachen und offenbar gerade aus dem Gasthaus kamen. Er hörte den Namen Panitz fallen. Als er das Stammlokal erreichte, traten mehrere Offiziere und Edelleute heraus, alle in großer Aufregung. Einige bemerkten ihn und stuzten. Einzelne erwiderten seinen Gruß gar nicht, andere taten es sehr gemessen und mit sichtlichem Widerstreben.

Doberniß sah keine Ursache, das von seinen Gästen verlassene Wirtshaus zu betreten. Er wollte auch nicht nachfragen, was vorgefallen sei, weil es vielleicht den Eindruck gemacht hätte, als forsche er heimlich nach dem Treiben einer Gesellschaft, deren Verkehr er bisher ausgewichen war, und so kehrte er nach Haus zurück.

Die Art, in der die Kavaliere ihn gemustert hatten, bestärkte ihn in der Überzeugung, daß der gegen ihn herrschende Argwohn nicht in gütlicher Weise zu entwurzeln war. Mutlosigkeit und Ekel erfüllten ihn. Er beschäftigte sich mit der Frage, ob er nicht

besser getan hätte, wenn er damals — anstatt seine Aufnahme bei den Leib-Carabiniers zu betreiben — auf dem Lande geblieben wäre und sich in einen Gutsbetrieb eingearbeitet hätte — seine Fähigkeiten könnten auch hierin zur Entfaltung gekommen sein.

Dieser Ausweg stand ihm allerdings immer noch offen. Wenn er den Dienst quittierte und sich sein Brot bei einem Privatmann suchte, war er mit einem Schlage von dem Argwohn befreit, er wolle mit zweifelhaften Hilfsmitteln sein Glück machen.

Der Gedanke gefiel ihm immer mehr. Der Ton, der unter den Offizieren des Leibregiments herrschte, hatte ihn nicht angesprochen. Ueberdies spürte er von Tag zu Tag empfindlicher, daß seine Mittel nicht ausreichten, in der Residenz als Cavalier zu leben, und obwohl ihn seine militärischen Studien reizten, war er doch dieses Leben voller Entbehrungen satt. Sein Entschluß stand fest. Aber ehe er seinen Posten verließ, wollte er noch einen letzten Versuch unternehmen, sich zu rechtfertigen. Morgen abend sollte Empfang bei der Herzogin-Witwe Henriette sein. Da konnte jeder hoffähige Cavalier sich vorstellen lassen. Bei dieser Gelegenheit mußte es sich entscheiden, ob krumme Wege sicherer zum Ziel führen durften als die gerade Straße, die Pflicht und Ehre ihm vorzeichneten.

Das Herz auf der Zunge

Die Herzogin-Witwe wohnte den Sommer über in Sophienhof und die übrige Zeit in Schazing. Nur während der Wintermonate hatte sie eine Reihe von Räumen im Kapitelbau des Stadtschlusses inne.

Den neuen Formen der prunkvollen Hofhaltung stand sie fremd gegenüber. Als man nach dem Tode des alten Herzogs im Kirchengebet die Stelle: „Vornehmlich lasse deine Gnade und Barmherzigkeit groß werden über deinen Knecht, unsern allertheuersten Herzog“ dahin abänderte, daß sie künftighin lautete: „über Seine Durchlaucht unsern allergnädigsten Herzog“, und den folgenden Wortlaut „senderlich wollest du ihm zu seiner Regierung geben ein weises Herz, fürstliche Gedanken, heilsame Ratschläge, einen tapferen Mut, starken Arm, verständige und getreue Räte“ ganz fortließ, da stellte sie den Dompropst Justus Meerfeldt ärgerlich zur Rede. Auf seine Erwiderung, daß dies gemäß einer Kabinettsordre geschehen sei, sagte sie:

„Ganz unbegreiflich! Mein seliger Herr gewiß ein Fürst von großen Gaben. Doch niemals hochmütig gewesen, immer Knecht Gottes geheißen. Auch gewiß immer fürstliche Gedanken gehabt, sehr weise Ratschläge, sich doch nicht geschämet, immer um mehr zu bitten. Mag mir gar nicht gefallen, daß man sich so leicht davon passieren kann!“

Die Herzogin-Witwe saß auf einem hochlehnigen Stuhl. Ihre Augen hatten noch nichts von dem früheren Glanz eingebüßt und blickten höchst durchdringend auf den, mit dem sie gerade sprach. Sie trug in letzter Zeit mit Vorliebe eine schwarze Robe und über dem grauen Haar einen Spitzenschleier, dessen herabhängende Enden unter dem noch vollen runden Kinn zu-

sammengeknüpft waren, während der dritte Zipfel auf den Nacken, der vierte tief in die Stirn fiel. In der Rechten hielt sie einen mit Diamanten besetzten Krückstock, während die andere Hand wie eine welke Blüte in ihrem Schoße lag.

In einiger Entfernung saßen die Damen ihres würdigen Hofstaates: die Oberhofmeisterin von Bergenfeld, die Komtesse Beeren und das Fräulein von Eckern — alle drei noch älter als ihre Herrin.

Graf Winterburg präsentierte die Personen, die die Fürstin zu sprechen wünschte. Es war Cour en robe anbefohlen worden, und die Herren waren in ihrer Bewegungsfreiheit einigermaßen behindert, denn die Robe der Damen begann gemäß dem Zeremoniell am Gürtel und endigte in einer langen Schleppe, die mit reicher Blumenmalerei und Randstickerei verziert war. Unter der Robe trug man ein seidenes Kleid mit Girlanden von Blättern und Blumen. Die Boussanten, die bisher an der Seite des Reifrocks bevorzugt wurden, waren schon bei den meisten verschwunden; statt dessen trug man sächsische Steppröcke, mit denen die Herren Pasemann und Bemme in bestechender Auswahl zu dienen wußten. Die Coiffure zeigte zwei Locken an jeder Seite und hinten eine umgeschlagene Wulst dicker Haare, Chignons genannt.

Als Fürst Lobowiß eintrat, fand er allgemeine Aufmerksamkeit, denn er trug zum ersten Male die neue Uniform des vom Herzog gestifteten Ordens der Henricusritter. Er wechselte mit Graf Winterburg ein paar leise Worte, ehe er sich der Herzogin näherte, um ihr sein Kompliment zu machen. Henriette nickte.

„Ist mir lieb, Sie zu sehen, Fürst. Mir wurde gemeldet, Sie hätten sich unterrichtet, was an den Gerüchten ist, die über einen Offizier der Leib-Carabiniers umgehen.“

Lobowiß wollte gerade antworten, als er hinter den Taburettens der Hofdamen Ina von Kosel erblickte, die ihn erwartungsvoll ansah. Verlegen wandte er den Kopf und erklärte widerstrebend:

„So leid es mir tut, Durchlaucht, aber die Gerüchte sind nicht haltlos, sondern nur allzu berechtigt.“

Henriette stieß mit dem Krückstock gegen den Boden.

„Dann ist es eine verdrießliche Faiblesse, daß man ihm nicht den Prozeß macht! Höre bereits von allen Seiten sehr mechanische Dinge über die Conduite der Offiziere, da müßte der Herzog endlich einmal ein Exempel statuieren.“

Lobowits neigte den Kopf.

„Seine Durchlaucht haben durch Parolebefehl vom heutigen Tage die Majore Graf Klagenow und von Quint von der Residenz nach Böbling und Horst versetzt. Es besteht kein Zweifel, daß die von dieser Maßnahme Betroffenen ihr Schicksal wohlverdient haben. Aber es macht einen peinlichen Eindruck, daß eine niedrige Denunziation die Sache so erscheinen läßt, als sei durch diese Justice gleichzeitig der Nachsicht gewisser Personen gebient.“

Unter den anwesenden Offizieren wurde diese Eröffnung mit großer Unruhe aufgenommen. Die Herzogin-Witwe lehnte sich überrascht in ihren Sessel zurück.

„Was wollen Sie damit sagen, Fürst?“

Das Aufsehen, das seinen Worten begegnete, war Lobowits sichtlich unangenehm. Sein Hinweis gestaltete sich damit zu einer öffentlichen Anklage, die er weder vorausgesehen noch beabsichtigt hatte. Sein Blick streifte Ina von Kosel, die ihn mit erschreckten Augen anstarrte. Bedauernd zuckte er die Achseln.

„Ich will mich hier nur auf eine Tatsache beschränken, die Folgerungen daraus muß ich allerdings jedem selber überlassen. Es war während der Opfern-Redoute, als ich dem Rittmeister von Dobernitz im Vertrauen mittheilte, daß insbesondere der Stabsrittmeister von Quint sich gewisse ungehörige Anspielungen auf die Verhältnisse in der Residenz erlaubt habe. Wie nun gestern abend die Polizei im Gasthaus zur Krone jene Gespräche belauschte, die zur Strafversetzung der beiden Offiziere führten,

bemerkte man zu gleicher Zeit auch Herrn von Doberniß in unmittelbarer Nähe. Ich will keineswegs die Möglichkeit eines Zufalls in Abrede stellen, aber solange man nicht weiß, wer der Polizei die verhängnisvolle Sitzung verraten hat, muß sich unser Verdacht eben an Personen heften, die ein Interesse an der Kaltstellung der beiden vorgenannten Offiziere haben.“

Lobowiß wollte noch etwas hinzufügen, aber in diesem Augenblick bemerkte er den Junker, der soeben über die Schwelle getreten war und die letzten Worte gehört haben mußte, denn er war von erschreckender Blässe und wandte sich sofort an den Hofmarschall.

„Erzellenz, ich bitte Sie inständigst, mir sagen zu wollen, ob mein Name mit der soeben ausgesprochenen Vermutung in irgendwelche Verbindung gebracht wurde. Ich darf wohl hoffen, daß Fürst Lobowiß bereits die Güte hatte, den Sachverhalt darzustellen.“

Winterburg sah den jungen Offizier verständnislos an.

„Fürst Lobowiß hatte allerdings die Güte gehabt, aber warum Sie das gerade erhoffen, ist mir nicht recht klar. Und was unter diesen Umständen Ihre Anwesenheit anbetrifft . . .“

Er lächelte ironisch. Doberniß errötete.

„Ich begreife Sie nicht, Erzellenz!“

Winterburg hob die Brauen.

„Ich Sie auch nicht, Herr Rittmeister!“

Doberniß richtete sich entschlossen auf.

„Dann werde ich mir selber Gewißheit verschaffen. Ich bitte, Ihrer Durchlaucht gemeldet zu werden.“

„Ich glaube, Sie sind von allen guten Geistern verlassen! Wenn Sie nicht ernstlich in Ungnade fallen wollen, so rate ich Ihnen, sich ohne Aufsehen zu entfernen.“

„Was kann mir denn noch geschehen?! Ein Ende, das alles auslöscht, ist besser als eine irre Hoffnung!“

Der Hofmarschall schüttelte den Kopf.

„Desperado!“ murmelte er und wandte sich zum Sessel der Herzogin-Witwe. Dobernik folgte ihm einige Schritte, blieb aber stehen, als er merkte, wie die Kavaliere sorgfältig jeder Berührung mit ihm auswichen. Gleich darauf kehrte Winterburg zurück.

„Ihre Durchlaucht haben nicht die Absicht, Sie zu empfangen!“

Dem Junker brannte es in den Augen.

„Aber das ist doch nicht möglich — das ist . . .“

Er sah Lobowitz, der ihm den Rücken zudrehte, und er meinte noch den Händedruck zu spüren, mit dem er damals einen Freund gefunden zu haben glaubte. Er senkte den Kopf und verließ mit schleppenden Schritten den Raum.

Ina blickte ihm nach. Ihr Gesicht war anfangs ohne Regung. Aber es war jene unnatürliche Starrheit, die bemüht ist, den inneren Aufruhr zu verbergen. Gleich einem Sturmbock rannte wieder und wieder immer ein und derselbe Gedanke gegen die Grundfesten konventioneller Gebundenheit an: nein, nein — ich glaube es nicht, nein — ich glaube es nicht!

Ihre Lippen zuckten und das Kinn zitterte. Jemand sprach zu ihr. Sie hörte es nicht. Ihre Fingernägel gruben sich in die Ballen ihrer Hände, sie fühlte es nicht. Es gab nur den einen Gedanken und die gleichen Worte: nein, nein — ich glaube es nicht!

Die Schläfen hämmerten und die Kehle wurde ihr trocken.

„Nein — ich glaube es nicht!“

Sie dachte, die Worte geflüstert zu haben, aber es war wie ein Aufschrei, der durch den Raum ging und wie eine Bewegung, die die Anwesenden erfaßte.

„Was hat sie denn?“ fragte Henriette und suchte nach ihrem Vornamen. Winterburg biß sich auf die Lippen.

„Sottisen!“ murmelte er und gab Renate einen Wink, sich um die Kusine zu kümmern. Die Gräfin faßte Ina an den



Händen und brachte das Kunststück fertig, zugleich eine zärtlich besorgte Miene aufzusetzen und dabei der in Tränen Ausbrechenden zuzuraunen:

„Bist Du denn wahnsinnig geworden, Du albernes Geschöpf? Dieu me garde — quelle blamage!“

Lobowits trat hinzu und meldete, daß die Herzogin das Fräulein von Kosel zu sprechen wünsche.

„Was ist man denn so aufgeregt?“ fragte Henriette, als Ina vor ihr stand, und wies ihre Umgebung mit einer Handbewegung an, sich etwas zurückzuziehen. „Was glaubt man denn nicht?“

Ina tupfte sich die Tränen aus dem Gesicht.

„Ich glaube nicht, daß Herr von Dobernitz ein schlechter Mensch ist!“

Henriette sah sie lange an. Dann streckte sie ihre Hand aus und zog Ina zu sich heran.

„Seit wann liebt man ihn denn? Man sollte ein wenig erzählen!“

Lange sprachen die beiden miteinander, und die Weisheit eines alten und die Liebe eines jungen Lebens fanden ihre Gemeinsamkeiten.

„Die Sache muß untersucht werden!“ entschied Henriette und strich Ina leise über die Wangen.

„Kind“, mahnte sie dabei, „in Zukunft immer Contenance halten — darf niemand sein Herz auf der Zunge tragen!“

*

Bei Procopier war es noch ziemlich leer, als Doberniß eintrat. Er hatte es nicht über sich gewinnen können, den Aufruhr seines Herzens in die Stille seines Zimmers zu tragen. In einer Ecke fand er einen Tisch, der ihn am wenigsten der Beachtung der übrigen Gäste aussetzte. Er forderte eine Flasche Wein, von der er die Hälfte in rasch nacheinander hinuntergestürzten Gläsern leerte. Danach versank er in regungsloses Grübeln, das vergebens nach Klarheit rang.

Aus dem Nebel seiner Gedanken traten maskenhaft die Charaktere jener Komödie, in der er so unerwartet die tragische Rolle übernommen hatte — widerstrebender Akteur eines schätzbigen Spiels, bei dem die Stichworte für einen glücklichen Ausgang immer nur den anderen zufielen! Gesichter erstanden und schwanden, geliebte und gleichgültige, verhaßte und verlachte, und unversehens waren wieder die beiden fanatischen Augen da, mit dem leidenschaftlichen Mund, der in übersteigertem Pathetik den Untergang eines Landes verkündete. Damals hatte er diese Worte wie eine Versuchung empfunden und von sich gewiesen, heute bedrängten sie ihn als Folgerung aus eigenem Erleben. Doberniß lachte verbissen in sich hinein. War es schon so weit,

daß ihm die verworrene Philosophie eines entgleisten Predigtamtskandidaten einen heißen Kopf machen durfte? Er verzog den Mund, als läge Bitterkeit auf seinen Lippen, und schenkte sich von neuem ein.

Schon im Begriff, wiederum in die Abgründe seiner extremen Verfassung zu fallen, wurde er von einem Fremden um Platz an seinem Tisch gebeten. Der Junker nickte flüchtig und rückte mit verschlossener Miene zur Seite. Einen Anbiederungsversuch wäahrend, blickte er mit betonter Kopfwendung zu den übrigen Tischen hinüber, gleichsam als stille Aufforderung, sich doch lieber anderswo zu bemühen. Aber bei dieser Gelegenheit sah er, daß die nicht sonderlich weitläufigen Räume des Lokals sich inzwischen gefüllt hatten. Er mußte also — weit länger als er vermutete — das Bild seiner Umgebung verloren haben. Der Unbekannte ihm gegenüber schien anfangs keine Neigung zu spüren, ein Gespräch anzuknüpfen. Er blätterte in einigen Korrespondenz-Zetteln, die er aus seiner umfangreichen Reisemappe gezogen hatte, und ließ den Tabakrauch in dicken Schwaden um seinen Kopf ziehen, der schwer und massig auf breiten Schultern lagerte. Dann aber legte er den Finger auf eine Notiz und sagte beiläufig:

„In Preußen ist neulich ein Junker von knapp 28 Jahren zum Major befördert worden.“

Dobernitz hob das Gesicht und fing einen spähenden Blick auf. Aus irgendeinem Grund, über den er sich selber nicht ganz klar wurde, ärgerte ihn das und trieb ihn zu ablehnender Haltung.

„Warum erzählen Sie mir das?“ fragte er zurück und ließ etwas in seinem Ton mitschwingen, das einem andern die Lust zu weiterer Unterhaltung genommen hätte. Der Fremde schien aber nicht sonderlich empfindlich. Er lächelte versöhnlich und erklärte mit überraschender Bestimmtheit:

„Weil ich weiß, daß es Sie interessieren wird.“

Dobernitz kniff hochmütig die Augen zusammen.

„Sie dürften sich irren.“

Der andere machte eine verneinende Bewegung und schob seine Lektüre zur Seite, als ob er einer längeren Auseinandersetzung gewiß sei.

„Ich kenne meine Leute!“

Es trat bei diesen Worten ein seltsam wissender Zug in sein Gesicht, der den Junker stußig machte. Dann kam plötzliches Verstehen über ihn.

„Sie sind Werbe-Offizier?!“

„Oh nein, ich werbe nicht, ich zeige nur Möglichkeiten!“

Dobernitz zuckte die Achseln.

„Ein Spiel mit Worten, bei dem Sie leicht verlieren können. Es ist Ihnen doch wohl die Verordnung bekannt, die Anwerbungen für einen fremden Staat mit schweren Strafen belegt. Die Wahrnehmung hierfür liegt in den Händen des Oberstwachmeisters Zöllner, und hinter seinen Worten hat noch nie eine leere Drohung gestanden!“

Der Fremde lehnte sich breit in seinen Sessel zurück und verschränkte geruhsam die Arme.

„Hinter meinen Worten steht Preußen!“

Der Junker sah ihn fragend an.

„Was wollen Sie mit diesem Hinweis sagen?“

Der Unbekannte schob das Kinn vor.

„Wenn man mir den Degen abverlangt, werden zweitausend andere dafür aus der Scheide gezogen, und jeder davon bürgt für hundert gute Gewehre!“

Dobernitz spürte den Triumph und errötete unwillig.

„Das ist Gewalt!“

„Nein, das ist Macht!“

Der Junker schüttelte den Kopf.

„Eine Macht, die ihre Grenzen überschreitet, ist immer Gewalt!“

„Nicht immer! Der Begriff der Macht hätte seinen Sinn verloren, wenn die Einmaligkeit einer Grenze sich à tout prix für stärker erweisen sollte als die sich stets wandelnden Forderungen notwendiger Entschlüsse.“

Dobernitz hob die Schultern.

„Ich glaube, wir reden in verschiedenen Sprachen!“

Der Fremde lächelte.

„Nicht unsere Sprache ist verschieden, sondern unser Denken!“

Der Junker verneinte.

„Was uns trennt, liegt weniger in unseren Gedanken als in unseren Pflichten. Ich kann Ihren Gründen nicht folgen, weil ich einem anderen Lande diene als Sie.“

Der Unbekannte machte eine abwehrende Handbewegung.

„Wer Preußen dient, lebt keinem Land, sondern einer Idee!“

Er sah die im ersten Ansaß gleich wieder zusammensinkende Auflehnung des jungen Offiziers und fühlte seine Schwäche.

Nachdem ein kurzes Schweigen zwischen ihnen gelegen hatte, rückte er näher.

„Ich kann mir vorstellen, was Sie gern auf meine Worte sagen wollen und nicht sagen können — nicht mehr können, denn früher wären Sie wohl kaum um eine Antwort verlegen gewesen. Die tieferen Ursachen dieses Wandels sind mir natürlich nicht bekannt. Aber so viel ist mir klar, daß Sie mit einer großen Enttäuschung fertig zu werden suchen. Sie sind verbittert und vergrämt — nein, bitte leugnen Sie nicht! Sie können meinen Blick nicht trüben, ich habe schon zu viel in meinem Leben gesehen und weiß von den Schatten, die Schmerz und Verzweiflung auf den Gesichtern zurücklassen. Sie sind am Ende und trachten nach einem neuen Beginn. Hierzu will ich Ihnen gern verhelfen, wenn Sie auch nur ein klein wenig Wert auf meine Meinung legen.“

Dobernitz sah vor sich hin.

„Ich will nicht bestreiten, daß Sie recht haben. Masken sind zwecklos, wenn man erkannt hat, wer dahinter steckt. Aber ich glaube nicht, daß ich Ihr Angebot benutzen werde, denn ich ahne schon jetzt, daß es den Verzicht auf alles voraussetzt, dem ich bisher verbunden war und von dem ich mich niemals werde ganz frei machen können.“

Der Fremde zuckte die Achseln.

„Ja, wenn Sie noch auf einen anderen Ausweg hoffen, will ich Sie gewiß nicht bedrängen. Auf jeden Fall aber möchte ich Ihnen sagen, was Sie zu tun haben, wenn Sie sich doch noch zu einem gänzlich neuen Auftakt entscheiden wollen. Der nächste preussische Ort in Richtung Nord-Ost ist Diedenhausen. Sie erreichen ihn am besten über die Postlinie Zwielauf-Kalzern. In Diedenhausen fragen Sie nach dem Kapitän Bauernfeind. Von ihm erfahren Sie alles, was Ihnen wichtig erscheinen sollte.“

Als Dobernitz in dumpfer Entschlußlosigkeit verharrte, legte er ihm sacht die Hand auf den Arm.

„Keine Halbheiten, Verehrtester! Wovon man sich trennen muß, sollte man auch noch zerreißen — das ist eine Weisheit, die nicht nur für den Papierkorb gilt!“

★

Noch in der gleichen Nacht hatte Dobernitz sein Abschiedsgesuch aufgesetzt und es am andern Morgen durch Boten an Werthershausen weitergereicht. Der General ließ ihm mitteilen, daß er zu einer gütlichen Aussprache bereit wäre, aber der Junker erklärte in einem formellen Dankschreiben, daß sein Entschluß feststünde. Daraufhin wurde ihm noch im Laufe des Tages bekanntgegeben, daß seinem Wunsche vom Herzog entsprochen worden sei.

Hatte er nun zwar auch damit erreicht, was er wollte, so konnte er sich doch nicht eines Gefühls der Bitterkeit entschlagen. Die schnelle Genehmigung seines Gesuches mußte den Eindruck

erwecken, als ob man gar nichts anderes erwartet hätte und der entgegenkommende Schritt des Generals nur eine Verschleierung des Bestrebens gewesen war, sich möglichst schnell seiner zu entledigen.

Was zunächst geschehen sollte, hing allerdings noch sehr davon ab, wie er am besten für Sybille sorgen konnte. Möglich, daß auch Sebastian Kille einen Ausweg wußte.

Doberniß ordnete seine notwendigsten Verpflichtungen und ging dann zu dem Musikdirektor hinüber. Als er die Treppe zu Sybilles Zimmer hinaufsteigen wollte, kam ihm die Haushälterin entgegen, die einen langen Schossrock über dem Arm trug, an dem sie wahrscheinlich wieder die abgedrehten Knöpfe befestigen mußte. Sie war sehr erstaunt, als der Junker nach seinem Schüßling fragte.

„Aber Madame Lima wohnt doch gar nicht mehr bei uns! Sie hat vor vier oder fünf Tagen ihre Sachen abholen lassen mit dem Bescheid, daß der Herr Rittmeister ihr ein anderes Zimmer gemietet habe.“

„Davon ist mir nichts bekannt. War etwa in meiner Abwesenheit jemand hier?“

„Nein, das müßte ich bestimmt wissen. Aber wahrscheinlich hat sie Meister Kille das Nähere mitgeteilt. Wenn Sie sich nach der Oper bemühen wollten — es ist gerade Probe!“

Doberniß dankte und trat wieder auf die Straße hinaus. Sybilles Eigenmächtigkeit kränkte ihn nicht so sehr wie ihr Schweigen. Er hatte ihr doch in allen Dingen das größte Vertrauen entgegengebracht, selbst damals, als sie gegen den Willen der Eltern handelte. Sollte es ihr wirklich gelungen sein, eine bessere Lösung für die Gestaltung ihrer Zukunft gefunden zu haben, so wäre er der letzte gewesen, ihr darin hinderlich zu sein.

Am Bühneneingang des Opernhauses blieb er zunächst unschlüssig stehen, da niemand zugegen war, ihm den Weg zu weisen.

Schließlich trat er ein und ging zögernd durch einige Requisitenkammern. Von hier aus gelangte er in eine geräumige Garderobe, deren gegenüberliegende Tür halb geöffnet war. Von nebenan hörte er Nille verschiedene musikalische Erläuterungen geben, die er in seiner gründlichen Art zwischendurch auf dem Flügel mit einigen flüchtig angeschlagenen Taktten noch deutlicher zu machen suchte.

Doberniß mochte nicht stören und verhielt sich abwartend, da er hoffte, daß über kurz eine Pause eintreten würde. Aber man schien im Gegenteil erst richtig beginnen zu wollen, denn die leichte Intonierung der eingestreuten Partien ging jetzt zu geschlossenem Vortrag über. Aus der spielerischen Umarmung der begleitenden Akkorde rang sich wie der Flügelschlag eines Vogels — schwebend und tragend zugleich — ein Lied, das werbend nach seinem Herzen griff.

Die es sang, gab ihre Seele. Es war, als ob ihre Lippen die Worte küßten wie zärtlich geliebte Kinder, die ins Unbekannte ziehen um niemals wieder zurückzukehren; es war, als ob die Melodie ihren Körper durchdränge und irdische Gestalt von ihm empfangen, zart und zitternd wie ein Mensch in der Morgenstunde seines Daseins.

Doberniß verharrte mit verschlossenen Augen und seine Erinnerung wanderte auf vertrauten Pfaden. Er sah die Landschaft seiner ersten Schritte und spürte den Atem der Wälder, die einst die Wiege seiner knabenhaften Träume waren. Er hörte die Quellen ihr ewiges Geheimnis murmeln und trank den Duft der heimatlichen Wiesen, die still im sanften Schoß der Hügel ruhten.

Sybille! flüsterte er. Sein Lächeln war Dank und Erkennen.

Nachher, als er vor der Schwester stand, hatte die Mißlaune über ihre schweigende Willkür ein schnelles Vergessen gefunden. Die erstaunte Frage nach dem Grund seiner Dienstfreiheit zu so ungewohnter Stunde verwirrte ihn. Er war kurz zuvor zu dem

Entschluß gekommen, nichts von den Unzuträglichkeiten zu berichten, die ihn dazu veranlaßt hatten, den Dienst zu quittieren.

Noch um einen Ausweg bemüht, enthob Sybille ihn einer Antwort durch die Vermutung, er habe Urlaub genommen, um der bereits früher einmal erwähnten Einladung eines Regimentskameraden zu folgen. Er beließ sie in diesem Glauben und erkundigte sich, ob er noch etwas für sie tun könne.

„Du siehst glücklich aus“, fügte er hinzu, „ich darf also annehmen, daß alles nach Wunsch geht?“

„Mehr als das!“

Und sie erzählte von ihrem unverhofften Erfolg.

„In der nächsten Woche werde ich die Titelrolle in der Iphigenie von Gluck singen. Ich wollte Dich gelegentlich einer Einladung zur Oper damit überraschen, daher schwieg ich bisher. Aber — was hast Du denn — Du freust Dich wohl gar nicht?!“

Der Junker sah nachdenklich vor sich hin.

„Es ist zu viel Glück auf einmal . . .“

Er trug noch ein Bekenntnis auf der Zunge, aber die Unruhe bemerkend, die seine Worte ausgelöst hatten, schüttelte er nachsichtig den Kopf.

„Wer aus dem Dunkel tritt, ist leicht geblendet. Du wirst am besten wissen, was zu tun ist und zu lassen, denn Du bist weit mehr als ich in der Welt herumgekommen, bist an schnellen Glanz gewöhnt. Nur eines darfst Du nie vergessen: daß man seinen guten Ruf nur einmal zu verlieren hat!“

★

Immer ist da eine geheime Wehmut, wenn man einen Ort verläßt, zu dem man vielleicht nie wieder im Leben zurückkehrt. Dieses „nie wieder“ ist eine unausbleibliche Tragik: man möchte die Steine lieblosen und die starren Lippen eines schönen Denkmals küssen, das nun zum Grabstein der Erinnerung bestimmt ist.

Doberniß verweilte auf der Schwelle seiner engen Mansardenstube und ließ den Blick über die wenigen Möbelstücke wandern, die beinahe sechs Jahre die stillen Diener seiner einsamen Tage gewesen waren. Lange stand er so und hörte die Sprache der Dinge wie ein Echo derer, die vor ihm wirkten, und wie eine Frage nach jenen, die ihm folgen würden.

Dann schritt er versonnen zum Fenster und blickte in die Schlucht der engen Gasse, durch die das bunte Band des Lebens zog. Sein Ohr vernahm die gewohnte Melodie der Stimmen und Tritte, der Wagen und Hufe, vermischt mit dem Glockenschlag der Kirchenuhren, eine seltsame Hochzeit von Stunde und Ewigkeit, in der Erde und Himmel einander begegneten.

Den Abschluß der gegenüberliegenden Häuserreihe bildete das Barmimsche Palais, wo Jutta wohnte. Doberniß dachte an sie, die ihn zum ersten Male seine Seele finden ließ. Aber dieses Erinnern war nun frei von Erregung und Bitterkeit. Er fühlte, daß da ein Abschluß war, der kein Herüber oder Hinüber mehr kannte.

Doch die Lösung aus diesem Bann hatte ihm keinen Frieden gegeben, sondern nur vollends seine Kräfte frei gemacht, auf daß sie der Leidenschaft seines Herzens dienten, die in Ina von Kosel ihre beglückende Verklärung offenbarte. Wenn ihm etwas den Abschied von der Residenz leicht machte, so der Gedanke, daß er auf fremdem Feld erreichen könnte, was ihm hier versagt blieb, und dann sich stärker zu erweisen als die Widerstände, mit denen er bisher einen nutzlosen Kampf ausgefochten hatte.

Die Gewißheit einer göttlichen Weltordnung, die von frühesten Jugend an in seinem empfänglichen Gemüt gehegt worden war, ließ ihn von einem gerechten Ausgleich für die erlittene Unbill mehr und mehr überzeugt sein. Dies alles wieder und wieder sich klar machend, geriet er hierüber allmählich in eine so bewegte Stimmung, daß es ihn in seiner Behauptung nicht mehr länger duldete. Er entsann sich, daß er mit seinem Quartierwirt

noch über den Mietzins zu sprechen hatte, und beschloß, dies ohne Aufenthalt zu erledigen.

Theodosius Pfennigschmidt zählte einige 60 Jahre. Er war ein Mann von etwa mittelgroßem Wuchs, aber durch seine auffallende Hagerkeit und schlechte Haltung wirkte er wie ein halber Krüppel. Auch in seiner Kleidung wußte er sich keinen Vorteil abzugewinnen. Jahraus, jahrein trug er einen kirschfarbenen Rock von frackartigem Zuschnitt, gelbe Weste und leberne Beinkleider, dazu eine gepuderte Frisur mit einem straffgebundenen Zöpfchen, dessen spiralförmiger Schwung an einen unförmigen Angelhaken erinnerte.

In merkwürdigem Gegensatz dazu stand sein Gesicht. Es war stets voll abgeklärter Heiterkeit und zeigte einen seltsam befeelten Mund, als hätten ihn alle Musen geküßt. Einen strengen Gegenton zu dieser gefühlsmäßigen Note in der Komposition seines bei aller Zartheit doch männlichen Anlitzes bildete die durchgeistigte hohe Stirn, die zusammen mit dem ruhigen Blick seiner ungetrübten grauen Augen ein ausgeglichenes Lebensbild widerspiegelte.

Diese Harmonie war nicht nur äußerlich.

Pfennigschmidt hatte sich in der langen Reihe seiner stillen Jahre eine umfangreiche Bildung erworben und las die Werke französischer und italienischer Schriftsteller in der Sprache ihres Landes. Von der Leipziger Messe brachte er zu Ostern und Michaelis neben wohlfeilen Novitäten stets eine Reihe schöner Liebhaberausgaben aus alten Sammlungen mit, von denen er sich, stellte ein Käufer sich ein, sehr schwer und immer nur dann trennte, wenn er erwarten durfte, daß das Werk in verständige Hände kam.

Als Dobernitz in den Laden trat um seine Rechnung glatt zu machen, stand der Buchhändler in der Nähe des Fensters und betrachtete angelegentlich den Einband des neu eingetroffenen „Göttinger Musen-Almanachs“ auf das Jahr 1794. Er hielt

sich dabei, wie immer, krumm und verschroben. Wer ihn nicht näher kannte, mochte meinen, er erwies dem Buch eine Reverenz.

Den Junker bemerkend, legte er behutsam den Band zur Seite und begrüßte seinen Mieter mit jener schlichten Höflichkeit, die der eigenen Würde nicht vergaß und ihm Standespersonen gegenüber angemessen erschien. Gewissenhaften Aufschluß über die noch zur Begleichung verbleibende Summe gebend, wies er einen Zettel vor, der die Spezifikation enthielt.

Doberniß nahm mit zerstreutem Blick davon Kenntnis und zählte den geringen Betrag in einigen Silberlingen auf den Tisch. Als hierbei unversehens zwei Geldstücke aufeinanderfielen, stuzte er und nahm sie mit prüfendem Blick in die Hand. Von den beiden Münzen zeigte die eine den alten Herzog und die andere Johann, während ihnen das rückwärtige Wappen gemeinsam war. Der Junker stieß sie, auf den Fingerspitzen wägend, leicht aneinander und runzelte die Stirn.

Der Buchhändler nickte bedeutsam. Eine stille Wehmut gab seinem Gesicht einen fremden Schatten.

„Die alte und die neue Zeit“, sagte er mit halber Stimme, „von jeder haben wir etwas in Händen — aber es will nicht mehr zusammenklagen!“ Doberniß preßte die Lippen zusammen und schien abgründigen Dingen nachzugrübeln. Dann warf er wie in einem plötzlichen Erwachen mit finsterner Miene das Geld auf den Tisch zurück.

„Sie haben recht“, sagte er langsam, als habe er Mühe, zu den Worten des andern zurückzufinden. „Es klingt nicht mehr — irgend etwas ist verdorben!“

Pfennig Schmidt schickte einen fragenden Blick hinüber, aber er mochte sich nicht aufdrängen, sondern strich stumm die Silberstücke in seine Lederkase. Erst als Doberniß in einigen Journalen blätterte, die auf einem Seitentisch auslagen, reichte er ihm mit beredter Geste die neueste Nummer des „Hamburger Patrioten“ hinüber. Die Titelseite zeigte unter dem Kopf die Überschrift des

Leitartikels: „Die Frage der Reichsreformen in freymüthiger Belichtung.“ Dann folgte ein großer leerer Raum, der auf der anderen Seite noch einen kleinen Bruder hatte. „Non admittitur!“ sagte der Buchhändler und nahm bedachtsam eine Priße, „da hat man auch einem etwas verdorben. Die große Politik ist bei einer hochlöblichen Zensurkommission gänzlich unbeliebt, sobald sie außerhalb der Kabinette versucht wird.“

Der Junker blickte auf.

„Meinen Sie, daß ein Zeitungschreiber mehr davon versteht?“

Der Buchhändler rieb das Kinn und sah den Offizier nachdenklich an. Er merkte, daß ihm da aus dieser Frage eine Weltanschauung entgegentrat, die von ganz anderen Ufern kam und kaum eine Brücke zu ihm hatte — eine Einstellung zu den Dingen, die allein von der Pflicht bestimmt wurde und sich nicht von der Skepsis eines nach den Gründen fragenden Verstandes beirren ließ, ein Blickpunkt, von dem die häufig sich kreuzenden Wege einer kritischen Öffentlichkeit notwendig mit Zweifel oder Abneigung verfolgt werden mußten. Dennoch hielt er es für ehrlich, seine Meinung nicht zu verhüllen.

„Es liegt im Zug dieser Zeit“, sagte er bedächtig, „daß sich der Feder des Zeitungschreibers heute vielfach Männer bedienen, die nach gewissenhafter Prüfung ihrer selbst die Stimme erheben, um Erfahrung und Bedenken des eigenen, oftmals sehr weite Bezirke umfassenden Lebenskreises der Allgemeinheit nützlich zu machen. Blätter wie der ‚Hamburger Patriot‘, der ‚Teutsche Merkur‘ und die ‚Minerva‘ haben ihre Meriten. Man darf derlei nicht obenhin abtun!“

Doberniß empfand den leisen Vorwurf deutlich.

„Das liegt mir fern“, sagte er rasch, „ich dürfte dazu wenig berufen sein.“ Und nach unmerklichem Zögern fügte er mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit hinzu:

„Sehen Sie, ich weiß in diesen Dingen eigentlich recht wenig. Die letzten Jahre ließ mir der Dienst nur wenig Muße, und vordem erschöpfte sich meine geistige Nahrung neben der schmalen Kost weniger Lehrbücher in der gelegentlichen Lektüre von Gellerts Fabeln und der Geschichte Robinsons. Sie mögen darüber lächeln, aber ich habe es nicht anders gekannt.“

Pfennigschmidt schüttelte den Kopf.

„Sie brauchen nicht zu denken, daß Sie in dieser Hinsicht eine Ausnahme bilden, die der Wissende als Merkmal rückständiger Lebensart leicht verspotten könnte. Es liegt noch vieles im argen. Auf der Leipziger Messe erzählte mir kürzlich ein bayrischer Kommissionär einige betrübliche Fälle, die man gewiß nicht schwerer anschlagen soll als sie wiegen, aber doch schon allein dadurch, daß sie möglich sind, Verhältnisse offenbaren, die besinnlich stimmen müßten. So ging in München bei der vorjährigen Subskription auf Goethes ausgewählte Werke gerade ein einziger Auftrag ein, und in Augsburg wurde eine wunderschöne alte Büchersammlung nach der Elle verbökert, zu drei verschiedenen Preislagen für Folio, Quart und Oktav, und wenn die Elle zufällig in einem größeren Werk aufhörte, mußte man auf gut Glück auch noch etliche Bücher der nächsten Elle mitnehmen, wollte man die Reihe vollständig haben. Wie gesagt, das sind einige grobe Geschehnisse, aber dergleichen dürfte überhaupt nicht vorkommen. In der Mißachtung seiner geistigen Güter offenbart sich am ehesten der Niedergang eines Volkes!“

Dobernitz wußte nichts darauf zu erwidern, ihm waren derartige Überlegungen wie ein fremdes Gut im eigenen Haus. Aber er empfand mit der höheren Erkenntnis, die uns mitunter die Weisheit des Herzens verleiht, daß der andere recht hatte. Die Ahnung eines nahen Verhängnisses, die ihm hier wie früher schon in dunklen Andeutungen begegnete, von seinem Verstand weder zu begründen, noch zu widerlegen, wurde ihm in der ge-

steigerten Empfindsamkeit seiner augenblicklichen Stimmung eindringlicher denn je.

Pfennigsmidt lächelte, als er das grübelnde Schweigen des Junkers bemerkte.

„Lassen Sie sich nicht die Welt verdrießen, Herr Rittmeister. Ich bin ein alter Mann, der mehr mit Büchern als mit Menschen lebt. Das schafft zuviel Bedenken. Jedes Ding hat auch eine gute Kehrseite. So schlecht steht der Geist in deutschen Landen noch nicht in Kurs, als daß sich nicht Köpfe fänden, die Bürgerschaft eines besseren Erbes wären.“

Er löschte das Lächeln von seinem Gesicht und beugte sich vor. „Nur eines wäre dringlich zu wünschen: daß ein fürstliches Regiment das Volk nicht mehr in Unwissenheit ließe. Das gibt abstrusen Ideen nur einen wohlfeilen Acker! Namentlich jetzt hört man öfter nach Frankreich hin, als unseren Ohren nützlich ist. Da drüben lebt ein unruhiges Volk, und wir haben Grund, erst einmal zu uns selber zu kommen.“

Er nahm ein Journal vom Tisch und faltete es auseinander.

„Die Pariser Gazetten beschäftigen sich dieser Tage viel mit einem General Bonaparte. Neulich habe ich sein Bild gesehen. Er hat einen rastlosen Blick und eine große Geste. Ich glaube, der Mann wird Europa noch einmal zu schaffen machen!“

*

Die Postlinie Zwielauf-Kalzern kündigte den nächstfälligen Wagen erst für den übernächsten Tag an. Dobernitz wußte mit dem ungewohnten Überfluß an freier Zeit nicht recht etwas anzufangen und unternahm mangels anderer Einfälle und Möglichkeiten ausgebehnte Streifzüge in die Umgebung der Stadt.

Bei einem Spaziergang durch die Bunsche, einem noch wenig kultivierten Busch- und Weideland in der Nähe der Residenz, kam er eines Morgens nach dem Vorwerk des Rittergutes Möhding. Auf dem den Verwaltungsgebäuden benachbarten



Feld standen mehrere Männer und schauten zu, wie ein Bereiter einen Gaul vorführte, der offenbar einen Käufer finden sollte, denn man bemühte sich, mit beredten Gesten die Vorzüge des Pferdes herauszustreichen. Obgleich der Junker seit seiner Verabschiedung wieder seine bescheidene Reiskeleidung angelegt hatte, erkannte ihn einer der Händler beim Näherkommen von früheren Vermittlungsgeschäften her und gab ihm einen verstohlenen Wink, sich nicht in den Handel zu mischen.

Dobernitz ärgerte sich über diese Zumutung, zumal er feststellte, daß er selbst das Pferd erst vor einiger Zeit wegen verschiedener Mängel an den Zwischenhändler zu einem geringen Preis veräußert hatte.

Es konnte ihm daher auch nicht entgehen, daß dem Gaul wahrscheinlich Arsenik eingegeben worden war, damit er feuriger aussehe. Ohne die wütenden Blicke des Verkäufers und seiner

Helfer zu beachten, trat er hinzu und erkundigte sich, welche Summe man gefordert hatte.

„Es ist unerhört“, rief der Gefragte und nannte einen Satz, der bedeutend gewesen wäre, auch wenn das Pferd keine Mängel gehabt hätte. „Wäre der Fuchs nicht so schön, würde ich gar nicht erst darum handeln. Fünf Dukaten weniger, das dürfte wohl auch noch ein wohlfeiler Preis sein!“

„Sie habens dafür“, rief der Verkäufer hastig, „das Wort gilt — der Gaul gehört Euer Gnaden!“

„Das Pferd ist keine dreißig Dukaten wert“, warf Dobernitz ein. Der Händler wurde wütend.

„Der Kauf ist abgeschlossen. Ein Wort ist ein Wort!“

„Kein Wort gilt, wo Betrug geübt wird! Hier ist eine Blässe gefärbt und das linke Auge ist getrübt — ganz abgesehen davon, daß die rechte Hinterhand schwach ist!“

Der aufgeregte Widerspruch der Händler verriet, wie berechtigt die Einwände waren, und der Käufer erklärte, daß er unter diesen Umständen von dem Handel zurücktrete.

Die Kostäufcher verlegten sich aufs Feilschen, aber auch ihre erheblich verminderte Forderung fand schroffe Ablehnung.

„Mit Betrügern verhandelt man nicht“, rief der Fremde verächtlich, „man läßt sie mit dem Büttel außer Landes treiben!“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden“, sagte er zu Dobernitz, „Sie haben mir Verdruß und Geld erspart. Es wäre mir lieb zu wissen, wie ich Ihnen meinen Dank abstaten könnte.“

„Sie sind mir keinen Dank schuldig, höchstens möchte ich Sie bitten, möglichst langsam nach der Residenz zurückzureiten, damit ich mich zu Ihnen halten kann, bis wir in die Nähe von Menschen kommen. Die Gegend hier ist ziemlich einsam, und ich möchte mich nicht mit diesem Volk da herumschlagen.“

Der Fremde nickte zustimmend und winkte seinen Reitknecht heran. Er hatte Pistolen in den Halstern, während der Junker

ganz ohne Waffen war, und den erbosten Kostäuschern konnte man zutrauen, daß sie sich rächen wollten.

„Man behauptete“, sagte der Reisende, der seinen Kappen im Schritt hielt, während Dobernik neben ihm ging, „daß das Pferd dem Verwalter des Vorwerks gehöre, aber das scheint auch gelogen, denn man führt es ja gar nicht hinein.“

„Ich kenne die Kerle von früher her“, meinte Dobernik, „das ist der lange Jonas aus Meserik mit seinen Kumpanen. Ich hörte bereits anderen Ortes von diesen Gaunern. Solch Gefindel fällt in die Länder, gefräßiger als Heuschreckenschwärme, und wenn ihm gedankt wird wie es gedient hat, stimmt es ein Wehgeschrei an, daß man's von Rom bis Jerusalem hört!“

Der andere nickte.

„Es ist immer dasselbe — erst wissen sie mit demütiger Gebärde unser Mitleid zu erwecken und in eifertiger Ergebenheit unser Vertrauen zu finden, aber sobald sie nur warm geworden sind in dem fremden Nest, drängen sie sich auch schon an die besten Plätze, und Anstand und Dankbarkeit sind schnell vergessen.“

Flüchtig zu einem Wegweiser blickend, der etwas altersschwach an einer Kreuzung stand, als sei er es müde geworden, immer dasselbe zu sagen, fuhr er nach kurzem Sinnen fort:

„Und diese kleinen Gauner brauchen uns noch am wenigsten zu kümmern. Viel gefährlicher sind die anderen, die feine Fäden zu spinnen wissen. Die Neigung zur Geheimbündelei, die heute so viele Köpfe verwirrt, kommt ihren Absichten bestens entgegen. Die Logen sind ihr Werkzeug und die Ordensbrüder ihre unfreiwilligen Bundesgenossen. Nur so konnte es möglich sein, daß der Jude Simon Wolff als Graf von Saint-Germain eine ganze Welt dúperte und ein übler galizischer Schnorrer wie Samuel Leuchte als Baron Johnson jahrelang ungestraft seine unglaublichen Hochstapeleien wagen durfte. Sie sind überall und nirgends, sie haben kein Land, und doch umkreist ihr Blut den Erdball, sie

sind kein Volk, und doch wollen sie stärker sein als alle anderen Völker. Dieser Wille könnte ein Weg zu menschlicher Größe sein, aber sie wollen ja gar nicht die Größe, sondern die Macht. Und das muß uns einander zum Feinde machen, denn jeder will Herr sein im eigenen Haus!“

Einige Zeit ritt er schweigend, und wie sich seine Gedanken allmählich wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückfanden, fragte er:

„Kannten Sie denn eigentlich den Fuchs? Sie waren gleich so vorzüglich im Bilde, und ich habe schließlich doch auch einige Kenntnisse.“

„Das Pferd gehörte früher mir.“

Und Doberniß stellte sich vor. Der andere griff nach dem Dreispiz.

„Ich bin Eckardt von Rhienow auf Klieberg. Der Junker ist sicher zum Studieren in der Residenz. Die Doberniße sind ja wohl aus Thurnau?“

„Ja, aber mein Vater hat sich in Mahlken angekauft.“

„Richtig, das ist doch eines der Grenzgüter nach Süden zu. Thurnau kenne ich flüchtig. Der eine Ausläufer meines Waldanteils am Horstberg geht nämlich bis an die Sarnow, und gleich am andern Ufer beginnt das Thurnauer Gebiet.“

Er schwieg einen Augenblick und war offenbar um einen Übergang bemüht.

„Sie haben mir durch Ihr Dazwischentreten wirklich einen Dienst erwiesen“, sagte er schließlich, „darf ich mir wenigstens erlauben, Sie zu einer Flasche Wein einzuladen? Ich bin im Hotel zur Stadt Paris abgestiegen. Nehmen Sie bitte mein zweites Pferd, wir können dann noch etwas Zeit gewinnen. Der Reitknecht mag zu Fuß nachkommen.“

Doberniß hatte im Grunde wenig Lust, sich in eine längere Unterhaltung einzulassen, aber er mochte nicht Nein sagen.

„Wenn Ihnen die Gesellschaft eines Menschen genügt, der nicht gerade besonders heiter gestimmt ist, so stehe ich zu Befehl.“

Mhienow nickte befriedigt und sah mit Wohlgefallen, wie der Junker, ohne den Bügel zu benutzen, sich in den Sattel schwang und durch die Art, in der er die Zügel faßte, den eleganten Reiter verriet. Eine knappe Stunde später saß man sich im Gastzimmer des Hotels gegenüber.

Sonne lag verspielt auf den blanken Tischen, und durch die Scheiben schaute mit hundert Augen das unablässig sich wandelnde Gesicht des Marktplatzes, dessen Häuser mit den etwas steiflinigen Giebeln und Fassaden grau und still über der farbenfatten Lebendigkeit der bunten Händlerbuden standen und in den verschleierte[n] Blicken ihrer Fenster den Ahnen glichen, die in gemessener Haltung das kindliche Treiben ihrer Enkel belächelten.

In das aufgeregte Gebimmel der Neustädter Kirchenglocke schmetterte der Schwager des nach Spreizenheim-Ranzenberg abgehenden Postwagens sein Horn, daß man es für ein Duett zweier Musikanten halten mochte, die sich von ungefähr zusammengefunden hatten und nun nicht so recht miteinander auskommen konnten.

Dazwischen lärmte das von platzfordernden Kehllauten begleitete Rumpeln hochbeladener Gemüsekarren und waberte ein weitläufiges Stimmengewirr, das dem Brodeln siedenden Wassers ähnelte, wobei ein hier und da ausbrechender Streit mit seiner im Wogen der Köpfe gleichsam blasenförmigen Bewegung das Bild eines riesigen Kessels nur noch zwingender gestaltete.

Aber wenn das Beispiel mit dem Kessel gelten soll, so muß bemerkt werden, daß da auch noch ein Geruch über dem ganzen schwebte — ein ganzes Bukett von Gerüchen —, bei dem die Erinnerung weniger auf siedendes Wasser verfiel, als etwa auf eine Suppe, in die eine etwas zerstreute Köchin so ziemlich alles getan haben mußte, was ihr gerade durch die Finger gerutscht war. Neben Spickgänsen aus Pommern, Schinken aus Viele-

feld, Rauchfleisch aus Hamburg und Knackwürsten aus Anhalt fanden sich hier Sprossen aus Kiel, Käsekugeln aus Edam und wahrhaft botanische Sammlungen aromatischer Küchenkräuter, so daß die Nase mit dem üppigen Kiesel bald mehr zu tun hatte als die Ohren mit der aufdringlichen Beredsamkeit der Höckerweiber, die ihre Ware so inbrünstig hinaus schrien, als verkündeten sie die Parolen ihres von Korb und Karren begrenzten Daseins. Eckhardt von Rhienow fand in dem bewegten Feld seiner aufmerksamen Blicke offenbar eine behagliche Freude. In seinen ersten grauen Augen tanzten heitere Lichter, und der energische Schnitt seines Mundes wandelte sich zu beschwingter Linie.

„Das sehe ich nun seit beinahe dreißig Jahren jedesmal, wenn mich Geschäfte in die Residenz führen, aber immer wieder fange ich eine kleine Überraschung ein, die mir bei früheren Gelegenheiten entschlüpft war. Leider wird mir meine Muße wohl diesmal etwas gestört werden. Ich habe nämlich in einer Vormundschaftsache die Verwaltung eines Nachbargutes übernehmen müssen, die mir — wie ich fürchte — viel Sorge machen wird. Der Besitz ist ziemlich heruntergekommen, der Inspektor hat infam gestohlen. Ich suche jetzt einen tüchtigen Nachfolger. Wüßten Sie vielleicht jemand, den Sie empfehlen könnten?“

Dobernik hob den Kopf; es wirkte wie das Lauschen auf eine Botschaft, die eigentlich nicht mehr erwartet worden war.

„Sie verlangen Atteste . . .?“

Zögernd froh die Frage über den Tisch und wurde lächelnd beiseite geschoben.

„Ich besteh' nicht darauf. Der Inspektor meines Gutsnachbarn hatte ausgezeichnete Papiere und war doch ein Spitzbube.“

Der Junker hielt sein Herz in zitternden Händen. Noch einmal griff das Land nach ihm und warb um seine Treue — noch einmal trieb sein Blut zu den Wurzeln seines Lebens und ver-

drängte die Versuchung der Fremde. Seine Lippen waren trocken geworden vor Erregung, und er mußte erst einen Schluck trinken, ehe er seine Stimme fand.

„Offen gestanden, ich suche selber nach einer Anstellung — ich möchte nicht meinem Vater zur Last fallen, er hat Sorgen genug.“

Seine Worte begegneten einem überraschten Blick, und in das Gespräch fiel ein Schweigen, das Zweifel und Erwartung auf schwankender Waage hielt. Rhienow drehte sein Glas und fing das Gesicht in dem schillernden Spiegel von Duft und Glanz. „Mir liegt vor allen Dingen an jemand, auf den ich mich unbedingt verlassen kann und der den ernststen Willen hat, meinem Interesse zu dienen. Was die Wirtschaft betrifft, da helfe ich gern nach.“

Wieder sprang ein Blick hinüber, tastend wie eine Hand, die nach Verborgenerm trachtet.

„Sie gefallen mir, Herr von Doberniß. Haben Sie Vertrauen und nennen Sie die Gründe, weshalb Sie ohne Stellung sind, alles andere wird sich finden.“

Der Junker nickte und durchmaß — vom Stachel der Erinnerung getrieben — abermals den Kreuzweg seiner Enttäuschungen, schritt wiederum durch Spott und Bosheit wie durch den Hinterhalt verrufener Gassen, spürte von neuem den Schmutz der Verleumdung und ertrank in Bitterkeit.

„Ich weiß nicht, was man mir alles nachredet. Wer sich erkundigt, der bekommt womöglich Dinge zu hören, von denen ich noch gar keine Ahnung habe. Es ist wie ein Verhängnis!“

Den Kopf aufstützend, preßte er die Zähne zusammen, daß die Kinnladen schmerzten, während über die Stirn ein Schatten glitt wie ein Stück Schlaf, das noch nicht ausgeträumt hatte.

Das zweite Leben

Man gab im Theater die Oper „Protesilaus“. Die griechische Mythologie spielte damals eine große Rolle, und wo das Sujet es nur irgendwie gestattete, trat der ganze Olymp in Szene. Der Text stammte diesmal von dem Hofrat Felix und war dem des Orpheus ähnlich. Die Musik hatte Sebastian Rille geschrieben. Die Bühnenverhältnisse waren zu jener Zeit ganz allgemein wenig erfreulich. Auch hier in der Residenz galt dafür trotz redlicher Bemühungen keine Ausnahme. Mit dem Billetthandel wurde Wucher getrieben, und die Herren hatten allen Grund, sich über die Auswüchse der Mode zu ärgern, die den Genuß der künstlerischen Darbietungen nicht minder beeinträchtigten als die über Gebühr bezahlten Plätze. Die umfangreichen Glockenhüte, die zur Großen Robe vorgeschrieben waren, verdeckten für die hinteren Reihen einen ansehnlichen Teil der Handlung, außerdem kam es vor, daß die Damen ihre Schoßhündchen mit in die Loge brachten.

Waren derartige Sitten schon an sich dazu angetan, zu seltsamen Zwischenfällen zu führen, fanden boshafte Zungen daneben noch ausgiebig Gelegenheit, sich darüber lustig zu machen, daß zwar die Sänger im Kostüm der Rolle spielten, die Sängerinnen hingegen in Krinoline, hoher Frisur und mit Federn im Haar. So hatte man eine Aufführung des „Orpheus“ erleben können, in der Eurudice — nach der neuesten Mode aufgepußt — sich zwischen Najaden bewegte, die in Reifröcken gekleidet und mit Federbüschen geschmückt waren.

Sybille hatte diesmal keine Rolle übernommen, da der Hofrat Felix nur Madame Vitelli gelten lassen wollte. Panitz war darüber nicht sonderlich begeistert. Er mochte klassische Opern

nicht leiden und mußte nun seiner Freundin zu Liebe einige Stunden Langeweile in Kauf nehmen. So stand er verdrießlich in einer Ecke des Parterres und lutschte mit finsternem Behagen etliches Zuckerwerk, das er stets in geräumigen Taschen bei sich führte.

Das Theater begann sich langsam zu füllen. Dicht vor dem Orchester hatten Offizierkorps und hohe Beamtschaft ihre Plätze. Dahinter lag ein gleichmäßig gegliedertes Feld von Köpfen, die ihre Gesichter wie ein Bestandteil ihrer Kleider trugen: geziert und in strengen Linien, in frischen Farben und in fahlem Grau, glatt und zerknittert.

In einer der Ranglogen des einem Halbkreis angeglichenen Zuschauerraumes bemerkte man den Geheimrat Honig, der sich beinahe nach jedem Satz mit spitzer Zunge über die Lippen fuhr, als wäre ihm die Süßigkeit seines Namens am Munde hängen geblieben. Nebenan hatte Ceresinus seinen Stammsitz. Der Staatsbankier erschien unförmiger denn je und legte die Vermutung nahe, daß er durch Beleibtheit auszugleichen suchte, was er an Beliebtheit in immer stärkerem Maße zu verlieren begann. Schwer und schwitzend lagerte er hinter der Brüstung des Balcons und riß die Augen auf wie eine Glucke, der man zu viel Eier untergelegt hatte.

Der Kabinettsrat Mühsing schlenderte an den Logen vorüber und sammelte Indiskretionen, während seine Frau vor einem Pfeilerspiegel mit großer Betrübniß feststellen mußte, daß sich die Reste einer allzu hastig verzehrten Majonnaise doch nicht so recht dem Muster ihres Kleides einfügen wollten, wie sie das ursprünglich gehofft hatte.

In die nicht gerade leise geführte Unterhaltung des Parketts mischten sich die Stimmen der Instrumente, als hätten sie auch etwas mitzureden. Zuerst war es nur eine Klarinette, die vergnügt vor sich hin quirilierte wie ein Vogel auf dem Ast eines einsamen Baumes. Dann meldete sich eine Flöte mit klagendem



Laut und schlechtem Atem, gleich einem pensionierten Beamten, der an Podagra litt und sich über den Vogel ärgerte, weil er so lustig war. Bei so verschiedener Veranlagung konnte es nicht ausbleiben, daß die beiden sich über kurz zu zanken begannen, und da ein jeder von ihnen noch einiges Gefolge bekam, war der Streit alsbald im schönsten Gange: die Vögel jubilierten, die Pensionäre querulierten, und auf keiner Seite wollte man die langgezogene Sanftmut einiger Geigen beachten, die streichelnd zu vermitteln suchten. Einen Augenblick mochte es zwar scheinen, als hätte man genug der Lüne gewechselt, aber da drängte sich unversehens mit boshaften Stößen der rüde Klang einer Tuba in die Auseinandersetzungen, und sogleich ging der Krakehl von neuem los, zumal zwei angejahrte Wäße es nicht unterlassen konnten, die schon genugsam gespannten Saiten und durchgeblasenen Mundstücke durch kurzgestrichene Randbemerkungen noch lauter gegeneinander auszuspielen. Einzig und allein der Flügel stand etwas abseits und gab mit gedämpften Tasten ein abgeklärtes Präludium, das sich nur hin und wieder einen ironischen Triller erlaubte.

Aber ein hartes Klopfen am Pult des Dirigenten brachte alle Geräusche schnell in eine Hand. Auf breitem Fittich schwebte die Landeshymne durch den Saal, während über die Plätze ein Raufchen der Begrüßung ging. Johann trat an die Brüstung, neigte mit gewinnender Geste den Kopf nach allen Seiten und ließ sich in der Großen Mittelloge nieder. Dämmerung schlich durch den Raum und gab der Bühne das Schicksal eines zweiten Lebens frei.



Sebastian Nille hatte der Aufführung nicht beiwohnen können. Er war krank. Es war keines von solchen Leiden, für die der Apotheker ein Pulver zu mischen oder ein Tränklein zu brauen weiß, sondern ein langsames, aber unaufhaltsames Ver-

rinnen der Säfte, ein Zittern der Flamme kurz vor dem Erlöschen. Wohl durfte noch einmal ein Stillstand erwartet werden, eine trügerische Ruhe und Beruhigung, die Genesung schien und doch nur die Angst des sich zurückstauenden Lebens vor dem Letzten war. Nille gab sich keinen Täuschungen hin. Er kannte seinen Zustand besser, als ein Arzt es ihm zu sagen vermocht hätte. Acht- undsechzig Jahre lagen hinter ihm — er wußte, daß jedes weitere ein Geschenk blieb.

Als Sybille ihn am nächsten Morgen besuchte und bedauerte, daß er seinem Werk nicht selber hatte die Weihe geben können, schüttelte er lächelnd den Kopf und deutete auf die neben ihm liegende Partitur.

„Ich habe alles gehört! Zur gleichen Stunde wie gestern Abend der gute Madelang mit seinem Fiedelbogen ans Pult klopfte, schlug ich hier die erste Seite auf, und als drüben das Finale verklang, da klappte ich den Deckel zu und war glücklich, denn vollkommener und reiner als es in uns selber ruht, kann keines unserer Werke in die Welt treten.“

Sybille, die nach längerem Suchen endlich einen freien Stuhl entdeckt hatte, schien von dieser Erkenntnis nicht befriedigt.

„Und wo bleibt dann der Beifall?“

Nille blickte auf seine weißen, schmalgegliederten Hände, die auf der Bettdecke wie zwei müde Flügel ruhten, die nicht mehr zum Fliegen taugten.

„Ach, das ist nur zuerst! Da denken wir immer, es wäre etwas nicht in Ordnung, wenn wir uns nicht der ganzen Welt offenbaren oder doch wenigstens einem möglichst ansehnlichen Teil davon. Aber nachher, wenn wir dann ganz reif geworden sind, merken wir, daß wir mit dem, was unser Bestes ist, eigentlich nur uns selbst verblieben sind oder ganz wenig anderen.“

Sybille zuckte die Achseln, als suche sie etwas abzuschütteln.

„Das wäre mir zu gering! Ich müßte das stets wie eine Halbheit empfinden, auf die ich lieber ganz würde verzichten wollen!“

Wille verschränkte die Finger wie zu einem Gebet, und in seinen Augen trat Verborgenes zutage.

„Wollen?“ sagte er leise, und es klang wie Spott und Klage, „ach, unser Wille hat damit gar nichts zu schaffen! Der Genius fragt nicht nach dem Willen. Er ist ein Schicksal, und das Glück, das er bietet, ist nicht im Irdischen beschlossen.“

Sybille neigte den Kopf, als mochte sie nicht dem Blick des Mannes begegnen, der bleich und fremd in seinen Kissen lag.

„Dazu bin ich nicht stark genug“, sagte sie mit friererender Stimme. „Ich möchte nicht entsagen!“

Ihre Lippen blieben halb offen, als dürsteten sie nach vollen Pokalen und taumelnden Küssen. Der Greis hob die Augen und erschraf. Eine ganz andere Sybille saß da vor ihm — nicht mehr die unnahbare Priesterin ihrer Kunst, in reinen Händen die Opferschale haltend, sondern eine Frau, die sieghaft ihre Reize wie ein Banner trug. Er löste seine Hände aus der Umarmung der Finger und legte sie in offener Fläche aus, als wollte er die Armut zeigen, die ihn überfallen hatte.

„Madame“, flüsterte er, „ich habe Ihnen einmal hier an dieser Stelle gewünscht, daß Sie nie traurig sein mögen. Jetzt bin ich es!“

*

Jaan van Doyfen hatte das Land verlassen. Kurz vor seiner Abreise war er noch einmal durch Sophienhof und die Residenz gegangen, um von seinen Werken einen letzten Abschied zu nehmen und dann kauend und schnüffelnd in die bereitstehende Extrapost zu steigen.

Ceresinus trauerte ihm ehrlich nach. Zum ersten Male fühlte er so etwas wie menschliche Verbundenheit. Er sah sich verstanden, ohne verachtet zu werden, weil beide Grund genug hatten, einander ihre Fehler nachzusehen. Nun fand er sich vereinsamt und spürte ringsum nur den Haß, der immer stärker gegen ihn anstieg.

Was er früher stets verschmähte, seine Worte abzdämpfen und seine Gesinnung zu verschleiern, formte sich ihm zu neuer Gewohnheit. Es war nicht eigentlich Angst vor dem Unwillen der Bedrängten, die ihn mehr Zurückhaltung üben ließ. Man fürchtete nur das Unbekannte oder die große Pause, die alle Fragen offen läßt, und Ceresinus war in allem erfahren und um keine Antwort verlegen. Auf den gekrümmten Wegen seines irdischen Wandels hatte er so oft die letzte Stütze kennengelernt, wo Pfad und Abgrund sich begegneten, daß sein Blick keine Unruhe und seine Hand kein Zittern mehr kannte. Aber sein Instinkt wies ihm die Grenzen und ließ ihn niemals wagen, wenn es nichts zu gewinnen gab.

Es war dies die gleiche Vorsicht, die ihn erst vor kurzem bewogen hatte, den Hauptteil seiner Vermögenswerte bei der Preussischen Seehandlung zu hinterlegen und ständig einen geräumigen Reisewagen bereit zu halten, denn in den leisen Erschütterungen des verflossenen Jahres war ihm die Ahnung eines vielleicht nicht mehr allzu fernen Unheils aufgegangen. Die Zeichen hierfür sollten in den kommenden Monaten noch offenkundiger hervortreten.

Mit Sophienhof begann es.

Die Herren Pasemann und Bemme, die erst vor zwei Jahren mit großem Aufwand eine Niederlassung ihres renommierten Modosalons eröffnet hatten, kündigten durch Laufzettel und Inserat im „Staats-Anzeiger“ an, daß sie ihren Laden bei Ausgang der Kurseason in Hoffnung auf günstigere Zeiten zu schließen gedächten, und selbst der ewig lächelnde Procopier, der mit seiner vielgerühmten Schokolade und den aus Paris eingeführten kleinen Lederwaren, die er Confecten nannte, bisher noch immer ein Publikum mit offenen Taschen finden durfte, lief mit einem seltsam erstaunten Gesicht herum, als wären die vielen leeren Tische in seinem Kaffee-Pavillon eines von jenen Wundern, die menschliches Begreifen nicht zu erfassen vermag. Kleinere

Geschäftsleute, die zwar mitunter schon in dritter Generation ansässig waren, aber in Erwartung des kommenden Aufschwungs unverhältnismäßig große Anschaffungen gemacht hatten, kamen erst recht in Schwierigkeiten. Die Zahl der Kurgäste war gegenüber dem Vorjahr auf die Hälfte gesunken und umfaßte zum größten Teil Fremde, die nicht daran dachten, ihre sonstigen Bedürfnisse in der trotz aller Bemühungen doch immerhin sehr begrenzten Auswahl des kleinen Bades zu befriedigen. Es fehlte bald nicht mehr an Stimmen, die das ganze Projekt überhaupt verwünschten und Hieronymus Schütz mit wütenden Angriffen bedachten.

Den Doktor kümmerte das wenig. Er war nicht mehr jener Kleinbürger, der sich einst in Ehrgeiz verzehrte und in der Haltung des Grandseigneurs eine Lebensaufgabe erblickte. Den alternden Mann hatte eine ganz anders geartete Leidenschaft befallen und die nebelhafte Umwelt seines genießerischen Dahindämmerns mit jähem Strahl erhellt.

Es war an jenem Abend gewesen, da Sybille sich in ihrem ersten Konzert dem Herzog präsentierte. Von Wissenschaft und Forschung beansprucht und von engen Verhältnissen bedrängt, hatte ihn nie zuvor Menschliches berührt, sein Ohr nie feinere Schwingungen aufgefangen und sein Mund weder Zärtlichkeit gegeben noch genossen. Aber diese eine Stunde entfaltete die späte Blüte am sterbenden Zweig, diese eine Stimme erweckte das Bekenntnis seines Herzens und zugleich die Einsicht in seine Nutzlosigkeit.

Nach Haus zurückgekehrt, hatte er — Arzt an sich selber — damals versucht, seine Empfindungen zu zerfasern, seine Gedanken zu zergliedern und die Struktur seines Wesens zu entblößen. Den Kiel umkrampft wie den Hals eines verhassten Widersachers, wurde die Feder mit heißer Hand gejagt und Brief auf Brief über das Papier geworfen, erst in glühender Befriedigung gelesen, dann verbessert und zuletzt vernichtet.

Immer neu war die Qual um einen Beginn gewesen, der
- kaum in Schrift gesetzt - sogleich verworfen wurde.

„Auch das alte Herz“, so hatte er an einer Stelle bekannt,
„weiß zu lieben und es liebt inniger, wenn auch ruhiger, als das
junge, weil es das Bewußtsein in sich trägt, daß der Liebes-
frühling nur noch einmal kommt. Es wird für die Erforene in
die Schranken treten nicht mit der flüchtigen Aufwallung des
Jünglings, sondern mit der unwandelbaren Hingabe des gereiften
Mannes.“

Wieder und wieder hatte die Feder gezögert, als wollte sie den
Pulsschlag fühlen, der in den aufgewühlten Zeilen bebte. Aber
unbestechlich wie ein mathematisches Ergebnis, war der Schluß
sich immer gleich geblieben: was das Blut diktierte, konnte vor
dem Hirn nicht bestehen! Die Finger zerfetzten das Papier, um
gleich darauf einen neuen Bogen zu falten, und zweimal hatte die
Sonne ihren ewigen Kreis vollenden müssen, ehe die Hoffnung
sich an den Tränen der Entsagung müde getrunken.

Niemand erfuhr davon, allein: Schüz war nicht mehr der-
selbe. Behielt er auch äußerlich seine Gewohnheiten bei, so be-
gann sich ihm seitdem jedoch das Weltbild anders zu gestalten.
Sein Auge verlor die Illusion selbstgefälliger Beschaulichkeit und
erkannte Risse und Senkungen, wo es früher nur ein wohl-
gefügttes Ganzes erblickt haben würde.

„Die Häuser hier“, so schrieb er einmal in seinem Tagebuch,
„sind alle krank. Vielleicht sind sie es deshalb, weil sie zu viel
schlechte Gedanken hinter ihren Mauern bergen müssen. Ihre
Ornamente gleichen einer Melodie, deren Laute im Verklingen
sind und nur noch auf das große Finale warten. Die Fenster
wissen darum. Sie haben so matte Augen, auch wenn die Sonne
in den Scheiben spielt. Das ist nur Glanz von außen, aber
dahinter ist es zumeist dunkel. So ist es hier überhaupt: nur
Glanz von außen! Da ist kein Licht mehr und keine Wärme. Das
macht traurig und sehr müde!“

Diese Müdigkeit wurde überhaupt immer stärker zum Kennzeichen der vorherrschenden Stimmung. Eine seltsame Erstarrung legte sich über die Gefühle der Menschen, und Schmerz und Freude schienen nur noch ein Abglanz früherer Leidenschaften.

Vieles floß hier zusammen!

Zu allen Zeiten gab es Augenblicke, wo wir ahnend unser Schicksal voraussahen. Mochte dies gewöhnlich auch so gewesen sein, daß solche Ahnungen zunächst immer nur wenigen gegeben waren, so teilten sie sich doch, meist unbewußt, alsbald in Blick und Geste und durch Brief und Rede einem weiteren Kreis mit, dessen von Furcht und Ratlosigkeit bestimmtes Zögern dann den ruhigen Schritt der Jahrzehnte verwirrte. Das bislang noch nicht ohne weiteres erkennbare Übel pflegte unter solcher Einwirkung stets um so schneller und heftiger zutage zu treten und ließ die Masse ihr Glück an die Torheit unbesonnener Entschlüsse hängen.

Aus solchen Unterströmungen, kritisch nicht zu fassen und zu deuten, nahmen Kriege und Revolutionen je und je ihre mächtigsten Kräfte und ließen so — einst wie jetzt — die Geschichte vom Gedeih und Verderb der Länder in ihrer letzten Folgerung zum irdischen Gleichnis ewiger Gesetze werden. —

Es war wenige Tage nach ihrem letzten Empfang, als sich die Herzogin-Witwe unbehaglich fühlte. Sie aß wenig und ohne Appetit. Aus langem Schlaf hoffte sie neue Kräfte zu gewinnen. Aber die Nacht ging ruhelos auf müden Sohlen. Frost wechselte mit Hitze, und ein trockener Husten quälte das Herz.

So wurde am nächsten Morgen Professor Kübeland geholt. Als der Arzt sich dem Bett näherte, lag die Kranke in leisem Schlummer. Die Stimme hörend, erwachte sie, ohne munter zu werden. Der matte Blick geröteter Augen, die wiederholten Hustenanfälle, die Schwäche des Körpers und ungewöhnliche Teilnahmslosigkeit erwiesen einen bedenklichen Zustand. Angemessene Arznei und leichte Kost wurden verordnet.



Die folgenden Tage brachten Besserung. Husten und Benommenheit schwanden und machten die gewohnte Aufmerksamkeit wieder lebendig. Ein Buch wurde aufgeschlagen und eine Mappe durchblättert. Mit zitternder Hand fielen einige Aufzeichnungen über das Papier.

Als Johann die Mutter eines Abends besuchte, lehnte sie halbaufgerichtet in aufgetürmten Kissen. Leise Gespräche über alltägliche Dinge füllten die ersten Minuten. Dann fragte sie nach etlichen Namen, die ihr lange entglitten waren, und ihre Worte wirkten wie ein letzter Händedruck zwischen Traum und Dämmerung. Zuletzt erinnerte sie sich an Dobernitz.

„Die Affaire mit dem Junker muß decouvriert werden!“ verlangte sie und ruhte nicht eher, bis Johann es sich besonders bemerkte. Danach sah eine kleine Pause mit stummen Lippen und atmete die Sekunden. Henriette hatte den Kopf zurückgelegt, als

suche sie den Himmel. Plötzlich rührte sie die Hand und begehrte das Datum zu wissen. Als sie die Zahl hörte, nickte sie.

„Heute werde ich sterben!“

Ihre Stimme blieb ohne Zittern, und ihr Blick wurde leuchtend wie ehemals.

Noch in der gleichen Nacht erlosch sie.

*

Ina fühlte ihre Liebe zu Doberniß wie ein zweites Leben.

Hatte sie einst den anspruchsvollen Glanz von Renates Persönlichkeit stets wie eine Beschränkung des eigenen Daseins empfunden und bitter die Leere ihrer Stunden mit dem Reichtum verglichen, der den Tagen der anderen beschieden war, wohl wissend, daß sich in dieser Regung nichts mit Neid und Mißgunst paarte, sondern nur die Sehnsucht nach einem das eigene Ich bestätigenden Erleben quoll, spürte sie nun Wärme und Leidenschaft wie einen starken Strom in ihren Adern rinnen.

Ihre Umgebung empfand diesen Wechsel, als käme er einer körperlichen Wandlung gleich. War Ina sonst von fast scheuer Zurückhaltung und zaghafter Unsicherheit, schien sie jetzt den Pol gefunden zu haben, der magisch die bisher unausgeglichene Kräfte ihres Willens in eine Richtung bannte. Zum ersten Male wagte sie Renates Forderungen ein selbstsicheres Verlangen entgegenzusetzen und der bisher mit tränenvoller Schwäche hingenommenen Bevormundung mit gefestigtem Blick und entschiedener Geste zu trotzen.

Die höfische Medisance, die dem Geliebten eine Verbindung zu der mailändischen Sängerin nachsagte, ließ ihr eine Aufklärung notwendig erscheinen. Der Tod der Herzogin-Witwe Henriette konnte die in Aussicht genommene Untersuchung in Frage stellen. Über die wahren Gründe, die Doberniß zum Verlassen der Residenz getrieben hatten, in schmerzlicher Unsicherheit

verblieben, faßte sie daher den Entschluß, sich ohne alle Umwege selber Gewißheit zu verschaffen.

Eine der ersten Vorstellungen nach der offiziellen Hoftrauer um Henriette brachte Mozarts „Don Juan“ auf den Spielplan. Lucia Lima hatte die Rolle der Donna Anna übernommen. Hier sah Ina eine gute Gelegenheit, sich der Sängerin ohne Aufsehen zu nähern und um so eher einer unumwundenen Auskunft sicher sein zu können, als die Erregung des bevorstehenden Spiels eine geschickte Irreführung kaum denkbar machte.

Sybille weilte in ihrer Garderobe und trug bereits das Kostüm, in dem sie aufzutreten hatte, als Ina sich melden ließ. Da diese, anstatt ihren Namen zu nennen, sich auf Doberniß berief, wurde sie ohne Verzug empfangen.

Ina verblieb zögernd auf der Schwelle, einen blauen Schleier lose über den Kopf geworfen. Der einladenden Geste folgte sie mit sichtlichem Widerstreben. Die Aufforderung, sich in einem Sessel niederzulassen, beachtete sie nicht, so daß auch die Sängerin stehen blieb. Einen Augenblick musterten sie einander unschlüssig, denn aus dem Gestrüpp und Dickicht unserer verhaltenen Gedanken treten wir in einen anderen Ideenkreis meist wie in ein offenes Feld, das keine Deckung bietet.

Sybilles Gewissen war nicht ganz unbeschwert. Mit Leidenschaft hatte sie sich anfangs den langentbehrten Genüssen eines gesteigerten Lebens hingegeben, das ihr die Großzügigkeit des Herzogs gestattete, ohne sich um den Bruder zu sorgen, den sie in jeder Hinsicht gesichert und ganz von seinen Pflichten erfüllt glaubte. Wohl waren ihr ab und zu einige der umlaufenden Gerüchte bekannt geworden, aber da sie sich verpflichtet hatte, über ihr wahres Verhältnis zu Doberniß keine Silbe verlauten zu lassen, war es ihr nicht möglich gewesen, den sich an ihre Person knüpfenden Legenden entgegenzutreten, zumal derartige Dinge zu den unvermeidlichen Begleiterscheinungen ihres Berufes zählten.

Erst jene Unterredung, in der Nille ihr seine Enttäuschung über die Wandlung ihrer Lebensauffassung bekundete, hatte sie mit heißem Erschrecken erkennen lassen, wie sehr sie im Begriff war, von den hohen Zielen abzuirren, denen sie ursprünglich zustreben wollte. Ernüchtert von dem Bild, das ihr von dem Spiegel einer reuevollen Selbstbetrachtung zurückgeworfen worden war, schüttelte sie mit schnellem Entschluß die bisher nur leicht geschürzten Bande der Versuchung ab und war unter der treulichen Führung des wieder genesenen Nille alsbald dem Tempeldienst der reinen Kunst zurückgegeben. Hier aber war sie schon nach kurzem neuer Leidenschaft verfallen: einer künstlerischen Beseffenheit, die sich selber immer wieder zu noch stärkeren Leistungen anstachelte — kaum, daß der Beifall des letzten Abends an den Gipfel des Erreichbaren hatte glauben lassen. Aber es ist ja immer so: jedes Glück hat seine Höhe und sein Ende, deshalb wiegen wir uns lieber in der Hoffnung, noch immer etwas erwarten zu können, als daß wir freiwillig die Erfüllung aller unserer Sehnsüchte zugeben.

Unter solchen Umständen mußten die Bindungen einer früheren Zeit bald wie in Dunst und Dämmerung versinken und jeder Name einer Beschwörung gleichkommen. Sybille fühlte ihre Schuld, und ihre Stimme war unsicher, als sie fragte, wie sie ihrem Besuch nützlich sein könnte. Ina atmete beklommen.

„Soweit ich berichtet bin, kennen Sie Herrn von Dobernik schon länger . . .“

„Sehr lange!“ versicherte Sybille rasch, als gelte es, der anderen den Weg zu erleichtern. Aber Zögern und Mißtrauen blieben. Erst als mit zitternder Hand wieder eine kleine Pause zur Seite geschoben worden war, kam von drüben her die nächste Frage:

„Sie kennen ihn gut — ich meine . . . auch näher, Sie sind vertraut . . .“

Die Stimme brach hilflos ab. Sybille hatte das Mißtrauen, das im Raume lag, aufgenommen.

„Darf ich wissen, was Sie zu einer solchen Frage berechtigt?“

Ina senkte den Kopf.

„Ich habe kein Recht — ich habe nur eine Hoffnung, einen Wunsch . . . eine Bitte: verbergen Sie mir nichts!“

Sybille war überrascht.

„Verbergen? Was sollte ich Ihnen verbergen!“ Ihre Haltung wurde kühl und beherrscht: „In wessen Auftrag kommen Sie eigentlich?“

Ina presste ratlos die Hände zusammen.

„Im Auftrag . . .“ Sie brach ab und hob mit raschem Entschluß den Schleier. Die Sängerin warf einen betroffenen Blick auf das süße Gesicht, das von der Erregung ganz durchglüht war.

„Ina von Kosel . . .“ flüsterte sie.

Die andere zuckte zusammen.

„Woher kennen Sie mich?“

Sybille wurde verlegen.

„Nun, von den Hoffestlichkeiten her . . .“

Ina schüttelte den Kopf. Sie war jäh erbläst.

„Nein“, sagte sie, „das allein hätte Sie nicht so überrascht — ich ahne es, Herr von Doberniß hat Ihnen von mir erzählt und über das dumme Mädel gelacht, das sich hofieren ließ und glaubte . . .“

Ihre Stimme flatterte und zerbrach in einem Schluchzen. Sybille ging bestürzt auf die Weinende zu, aber Ina wandte sich schroff ab.

„Wie ich mich schäme . . .“, stieß sie mühsam unter Tränen hervor.

Als sie sich zur Tür wandte, trat ihr Sybille entschlossen entgegen.

„Nein“, sagte sie mit fester Stimme, „so lasse ich Sie nicht fort. Sie dürfen sich kein falsches Bild machen, weder von mir

noch von Herrn von Doberniß . . . " Ina wehrte zornig ab, aber Sybille ließ sich nicht beirren. „Sie glauben Ihr Vertrauen getäuscht, und doch tragen die Dinge ein ganz anderes Gesicht. Herr von Doberniß hat mir von Ihnen erzählt, viel und oft erzählt. Aber nicht, weil er Ihrer spotten wollte, sondern weil ich . . . seine Schwester bin!“

Ina hob das Gesicht.

„Und das ist wahr?“ Sie umfing die andere mit stürmischer Gebärde: „Bitte, sagen Sie, daß es wahr ist, sagen Sie . . .“

Sybille nickte und strich ihr mit mütterlicher Geste das Haar aus der erhitzten Stirn.

„Bei meiner Seele Seligkeit!“

Sie blickte zu Boden.

„Ich konnte ihn eine Zeit vergessen“, sagte sie leise, „aber nun wollen wir beide ihm helfen, beide auf ihn warten.“

Lächelnd blickte sie auf.

„Als ich Eitel das letztemal sah, gab er mir zum Abschied einen Kuß. Den sollst Du jetzt haben!“

*

Wo der Zufall den Teufel spielt, muß die beste Absicht verlieren. Die von Johann eingesetzte Untersuchungskommission hatte die völlige Unschuld des Junkers erwiesen. Selbst der unbestechliche Oberstwachmeister Zöllner nannte das Ergebnis: „einen merkwürdigen Fall von der Reinheit eines Herzens, der uns ob der eigenen Trägheit erröten läßt“.

Aber Eitel von Doberniß konnte nicht mehr aufgefunden werden. Kurz zuvor hatte er die Residenz verlassen und nirgends eine Nachricht hinterlegt, da er völliges Vergessen suchte. Es war damals leicht, sich allen Nachforschungen zu entziehen.

Ekhardt von Rhienow besaß, etwa 15 Meilen von der Hauptstadt entfernt, einen sehr weitläufigen Edelsitz, den er selbst bewirtschaftete und zu großem Ertrag gebracht hatte. Obwohl er

in der Gegend hoch angesehen war und auf den umliegenden Gütern ein reges geselliges Leben herrschte, zeigte sich doch bei ihm wenig Besuch. Seit dem Tode seiner Frau hatte er fast alle Beziehungen gelöst, zumal auf ihm die schwere Sorge über die Leichtfertigkeit seines Sohnes lastete, der bei Würfel und Becher immer wieder die Versprechungen vergaß, die die Mahnungen des Vater ihm abgerungen hatten.

Herbert war Kapitän beim Regiment von Braun in Mödeburg. Die militärische Disziplin war noch das einzige, was ihn einigermaßen in Schranken hielt. Andererseits aber fand er auch wieder als Offizier leichter als sonst Gelegenheit, sich Geld zu verschaffen und in törichter Weise zu verschleudern.

Es war daher das erste, wozu Rhienow seinen neuen Verwalter ermahnte, daß er seinem Sohn weder Geld leihen noch für ihn gutfagen dürfe. Es kam häufig vor, daß Herbert bei seinen gelegentlichen Besuchen sich an die Beamten seines Vaters wandte und um Vorschüsse aus der Kasse bat. Für diese wie auch die Geschäftsleute in Söllern und Sarning, den beiden nächstliegenden Städten, war es mißlich, dem jungen Herrn eine Bitte abzuschlagen. Für andere lag außerdem die Versuchung nahe, ihm gegen eine gute Provision aus der Verlegenheit zu helfen. Das Nachbargut Ambig, das durch das Ableben des alten Kosel teils für die Witwe und — da keine Kinder vorhanden waren — teils für verschiedene erbberechtigte noch unmündige Verwandte verwaltet werden mußte, hatte Rhienow, der testamentarisch mit dieser Aufgabe betraut worden war, der besonderen Obhut seines Inspektors übergeben.

Im Klieberger Herrenhaus führte das alte Fräulein von Letten, eine Schwester der verstorbenen Frau von Rhienow, die Wirtschaft. Rhienow freute sich, als Dobernik auf seine Schwägerin, deren Urteil bei ihm viel galt, einen guten Eindruck machte, aber er wies seinem Verwalter noch am Tage der Ankunft trotzdem das Ambiger Haus zur Wohnung an.

„Frau von Kosel wohnt nur einige Sommerwochen hier“, sagte er, „der Jagdpavillon steht dem Baron Nonnenbach zur Verfügung. Er ist ein Neffe der alten Dame, die selber Ihnen wohl kaum irgendwelche Belastung Ihrer Pflichten zumuten wird. Aber ich muß Sie schon jetzt bitten, sich in bezug auf Herrn von Nonnenbach so zu verhalten, daß Sie in ihm zwar einen von mir hochgeachteten Gast sehen, doch dabei keinerlei Anordnungen von ihm entgegenzunehmen brauchen. Der Baron bringt nämlich bei seinem meist nur kurzen Aufenthalt für gewöhnlich Gäste mit. Dabei kommt es regelmäßig zu einem Spiel, zu dem auch mein Sohn herangezogen wird, und da besteht nun eben die Gefahr . . .“

Er suchte gequält nach Worten. Die Scham über den Leichtsinns seines Blutes stand wie ein Makel eigener Schwäche auf seiner geröteten Stirn. Doberniß war die Verlegenheit seines Gönners peinlich. Er deutete an, daß er die Verhältnisse bereits überblicken könnte, und das Thema wurde nicht mehr berührt.

Die Herrschaft Ambiß war in weitaus besserem Zustande, als Doberniß nach den Worten des Gutsherrn hätte annehmen dürfen. Er unternahm noch am gleichen Tage eine flüchtige Vorbestätigung seines künftigen Wirkungskreises, was auf Rhienow, der am nächsten Morgen herübergeritten kam, um seinen neuen Inspektor einzuführen, einen sehr guten Eindruck machte.

„Zeigen Sie sich, so oft es Ihre Zeit erlaubt, bei mir zu Tisch“, sagte er beim Abschied, „es wird stets für Sie gedeckt sein. Ich wünsche, daß Sie sich in meinem Hause wohlfühlen!“

Doberniß nahm in der Folgezeit diese Einladung wenig in Anspruch. Je mehr er sich in seinen neuen Wirkungskreis einarbeitete, um so größere Freude fand er darin, zumal er etwas entdeckt hatte, was seinen Eifer noch besonders anspornte. In den Wirtschaftsbüchern waren nämlich Zahlungen an die Vor-

mundschaftskasse für Ina von Kosel angeführt. Die Beschließerin teilte ihm mit, daß Ina eine Nichte des verstorbenen Besitzers sei. So konnte er für sie arbeiten, ohne daß sie es ahnte.

Herbert hatte sich lange nicht im Klieberger Herrenhaus blicken lassen. Rhienow mußte aber doch wohl Nachricht erhalten haben, daß der Sohn wieder bedeutende Schulden aufgenommen hatte, denn er legte beim Kassenabschluß mit trüber Miene eine beträchtliche Summe beiseite.

Aber er mochte sich diesmal doch geirrt haben, denn Dobernik konnte später feststellen, daß kein größerer Betrag entnommen worden war. Gerade jetzt waren wieder erhebliche Posten eingelaufen und Dobernik hat, die Summe ohne Aufenthalt gleich an die Hauptkasse abliefern zu dürfen.

Rhienow schüttelte den Kopf.

„Warum diese Eile?“

„Wenn ich in die Lage kommen sollte, Ihrem Sohn eine Bitte abzuschlagen, möchte ich lieber antworten, daß ich nichts habe, als daß ich direkt das Geld verweigere.“

„Das halte ich aber für falsch! Gleich das erstmal müßten Sie eine feste Haltung bewahren. Doch wie Sie wollen!“

Kurz danach kam Herbert auf Urlaub und zeigte sich Dobernik gegenüber mit großer Freundlichkeit. Zu einer weiteren Annäherung sollte es aber vorläufig noch nicht kommen. Dobernik verließ das Herrenhaus sehr bald und machte sich in den nächsten Tagen auf Ambis so viel zu schaffen, daß der junge Rhienow, wenn er allein oder in Begleitung seines Vaters herüberkam, ihn stets bei einer Tätigkeit fand, bei der er ihn nicht stören durfte.

Da traf eines Morgens der Baron Nonnenbach ein. Er zeigte sich zwar gegen Dobernik sehr höflich, aber doch so zurückhaltend, als wollte er einer Zudringlichkeit vorbeugen. Er war

wenig zu Haus, ließ sich im Jagdpavillon von einem mitgebrachten Diener aufwarten und selbst, als er gelegentlich eine kleine Herrengesellschaft veranstaltete, hatte er alles zur Bewirtung Erforderliche ohne andere Bemühung besorgen lassen.

Doberniß wäre den Gästen gern aus dem Wege gegangen, allein der Zufall fügte es, daß er von dem jungen Rhienow in so verbindlicher Weise begrüßt wurde, als hielte er es für selbstverständlich, daß Doberniß an dem Abendessen teilnehmen würde. Nonnenbach bemerkte dies sehr wohl und holte die Einladung nach. Aber Doberniß wußte sich mit einigen unaufschiebbaren Abschlüssen zu entschuldigen.

Er arbeitete auch wirklich bis gegen elf Uhr in seiner Wohnung, die in dem neu erbauten Flügel des weitläufigen Gebäudes lag. Jeden Augenblick fürchtete er dabei, daß Herbert eintreten und ihn mit der Bitte um einen Vorschuß in Verlegenheit bringen würde, denn der Jagdpavillon befand sich nur eine Viertelstunde vom Ambitzer Herrenhaus entfernt. Doch niemand störte ihn. Befriedigt packte er seine Bücher zusammen, löschte das Licht aus und verschloß den vorderen Eingang zu seinen Räumen, um sich unbekümmert aus einer Nebentür entfernen zu können. Es drängte ihn, sich selber von den Bedenken zu überzeugen, die Rhienow nicht nur gegen seinen Sohn, sondern auch offenkundig gegen Baron Nonnenbach hegte.

Im Dunkel des Parks war Doberniß davor sicher, irgendwie aufzufallen, schlimmstenfalls konnte er sich mit einem Inspektionsgang herausreden. Als er sich dem Pavillon näherte, fand er den unteren Eßsalon hell erleuchtet. Man hatte die Fenster geöffnet, um frische Luft hereinzulassen. Tabakqualm und Dunst hüllte die kleine Gesellschaft ein. Man spielte Pharaon, und es lagen erhebliche Mengen barer Münze auf dem Tisch.

Doberniß zog sich zurück und erreichte ungesehen seine Behausung. Die Erwartung, man könne ihn vielleicht doch noch

auffuchen, hielt ihn lange wach. Aber niemand kam, seine Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen.

Herbert reiste ab, ohne von seinem Vater Geld zu erbitten. Der Kassenabschluss war befriedigend, und so wäre eigentlich alles in Ordnung gewesen. Aber im Verhalten des Gutsherrn war doch ein offensichtlicher Wandel eingetreten. Er zeigte sich verschlossen und sprach mit Doberniß nur das Notwendigste. Doberniß fühlte, daß irgend etwas dazwischengetreten sein mußte. Um so eifriger bemühte er sich um seine Pflichten, aber er tat dies nicht mehr mit der gleichen Lust.

In acht Tagen war Kassen-Abschluss für sein erstes Wirtschaftsjahr. Er durfte darauf rechnen, ein anerkennendes Wort für seine Tätigkeit zu empfangen. Wenn er seine Bücher mit den Rechnungen vom Vorjahr verglich, so stellte sich ein bedeutendes Mehr heraus, obwohl die Marktpreise in diesem Jahr keineswegs höher waren als damals. Er hatte eben nur scharfe Kontrolle geübt, jeden Unterschieß verhindert und anstatt — wie der frühere Inspektor — sich überall Vorteile zu verschaffen, durch Revision der Ware bessere Preise erzielt.

Die Arbeitslöhne waren geringer, obwohl er hin und wieder Zuschüsse bewilligte. Dafür wurde aber bessere Aufsicht geübt. Es waren auf diese Weise Arbeiten beendet worden, die im letzten Jahr noch nicht einmal in Angriff genommen werden konnten. So hoffte er denn, den Hausherrn in eine günstige Stimmung zu bringen und ihn dann zu einer Erklärung über seine zweifelloste Sinneswandlung zu veranlassen.

Der Tag der Kassen-Revision nahte.

Da erhielt Doberniß ein Billett, in dem ihm Nhlenow kurz mitteilte, er müsse auf einige Tage verreisen und die Revision bis zu seiner Rückkehr verschieben. Der Bote berichtete, daß etliche Briefe eingetroffen wären, in denen wichtige Nachrichten gestanden haben mußten, denn es seien sofort Anstalten zur Reise getroffen worden.

Der Junker konnte sich nicht einer Unruhe erwehren, die aus dem Unterbewußtsein in ihm aufstieg und seinen Puls jagte. Aber die seiner stets wartende Arbeit gestattete keine Grübeleien. Es blieben noch einige Außenstände einzutreiben und unterbrochene Ausbesserungen fortzuführen.

Er war am nächsten Tage gerade von einem Inspektionsritt zurückgekehrt, als er bei seinem Eintritt in den Vorsaal des Ambiger Herrenhauses den jungen Rhienow erblickte, der ihn mit einer so verbindlichen Begrüßung bedachte, daß Doberniß sogleich Bedenken kamen.

Sein Mißtrauen fand sich schnell bestätigt. Nach einigen höflichen Einführungsworten trieb Herbert von Rhienow das Gespräch sofort seinem Anliegen zu.

„Es ist mir sehr unangenehm, daß mein Vater gerade jetzt verreist ist“, sagte er und suchte seinem Ton eine möglichst harmlose Färbung zu geben, „Sie haben hoffentlich eine wohlgefüllte Kasse — ich brauche nämlich dringend einige hundert Stück Dukaten!“

Doberniß blieb gefaßt. Er hatte sich schon seit Monaten klar gemacht, daß eine solche Stunde doch einmal kommen würde und war daher um eine vorsichtige Formulierung seiner Worte nicht verlegen.

„Es tut mir leid, Herr Kapitän, aber Ihr Vater hat mir ausdrücklich verboten, irgendwelche Zahlung zu leisten, die nicht von ihm vorgeschrieben ist.“

Der andere nickte ungeduldig.

„Ich weiß das! Aber es handelt sich um einen Ausnahmefall. Ich übernehme die Verantwortung.“

Doberniß verneinte.

„Sie müssen verzeihen, aber Sie haben keine Möglichkeit, mich von meiner Verantwortung zu entbinden. Meine Instruktionen sind sehr bestimmt.“

Herbert von Rhienow warf den Kopf zurück.

„Sie mögen recht haben. Aber dann geben Sie mir das Geld als Darlehen. Sie erhalten es in wenigen Tagen wieder zur Verfügung. Es ist das eine Gefälligkeit, die ich von Ihnen erbitte. Sie verstehen: ich b i t t e Sie darum!“

Doberniß machte eine bedauernde Geste.

„Wäre es mein Geld, so hätte ich es Ihnen schon längst angeboten. Aber ich weiß einen Ausweg. Frau von Kosel hat im nächsten Monat vierhundert Dukaten aus der Kasse zu erhalten. Obwohl ich keine Anweisung habe, die Auszahlung schon heute vorzunehmen, will ich es auf Quittung der Frau von Kosel tun.“

Ein spöttisches Lachen antwortete ihm.

„Also wirklich? Auf Quittung? — Nein, die alte Dame wird mit dieser Angelegenheit nicht behelligt! Es wird Ihnen mein Wort genügen müssen.“

Doberniß hob den Kopf.

„Ihr Wort in Ehren, aber was hat Ihr Wort mit meiner Pflicht zu tun?“

Rhienow trat einen Schritt zurück.

„Ach so“, sagte er zwischen den Zähnen, „Sie wollen hier den Ehrenmann spielen . . . Sie vergessen, daß Sie nicht mehr Uniform tragen!“

Doberniß erglühte.

„Aber ich trage noch einen Degen!“

Der Kapitän zuckte die Achseln.

„Ob dieser Hinweis für mich Geltung hat, wird davon abhängen, welche Auskünfte mein Vater über Sie aus der Residenz mitbringt.“

Er nickte und kehrte sich ab.

Doberniß verharrte bleich und starr. Worauf wartete er eigentlich noch?! Die Auskünfte, mit denen man in der Residenz dienen würde, wußte er schon heute! Mit hängenden Schultern schritt er zum Fenster und fühlte wieder, wie schon einmal, die Kühle der Scheiben wie einen Kuß von kalten Lippen.

Aber heute brauchte er nicht mehr wie damals nach dem Sinn seines Lebens zu fragen, jetzt trug sein Leben beides: die Liebe — und den Haß!

Seine Augen suchten in der Landschaft. Da hinten, wo auf steil abfallendem Hügel zwei vereinsamte Bäume sich die Welt von oben anschauten, mußte die Grenze sein.

Dort lag Preußen!

Schmelzgut im Ewigen

Es gibt Ereignisse, die nur ihre Schatten vorauswerfen, aber das Licht bringen sie nicht.

Der Winter von 1793 auf 1794 war überaus hart. Im Januar und Februar fiel eine so heftige und andauernde Kälte über das Land, wie man sie seit Menschengedenken nicht mehr erlebt hatte. Flußläufe und Brunnen waren fest zugefroren. Die Wassermühlen konnten nicht mehr benutzt werden, und da es nicht genügend Windmühlen gab, mußte man zufrieden sein, wenn das Getreide nur geschrotet wurde.

Die Wetterberichte im „Staatsanzeiger“ fanden ängstliche Beachtung, doch was sie melden konnten, klang wenig tröstlich. „Die Luft“, so hieß es einmal, „ist in den außen liegenden Bezirken von Eistheilchen so dicke und beklummen, daß der Thon von denen Glocken, auch anderes Getöse ganz dumpfig und dunkel und kaum hörb so vernemlich ist als es ansonst zu sein pflaget.“

Dieser Winter, in dem Menschen und Vieh vor Frost starben, wollte dem Frühling nicht weichen. Noch Anfang Mai lag festes Eis auf den Aekern, und selbst bis Ende des Monats war der Boden nicht recht aufgetaut. Schon das Jahr 1786 hatte dem Lande einen empfindlichen Mißwuchs gebracht und die Preise in die Höhe getrieben. Jetzt wurde die Not allgemein, denn die ganze Winterfaat war vernichtet.

Die Bäume blühten auch erst vier Wochen später als gewöhnlich, und es blieb ein so kühler Sommer, daß von dem geringen Obst, das angefaßt hatte, nur wenig zur Reife kam. Noch mitten im Juni war kaum Gras auf den Wiesen zu finden.

Die Weide fehlte und das Vieh, das den Frost überstanden hatte, fiel nun dem Hunger zum Opfer.

Man deckte die Scheunen ab und schnitt vom Dachstroh, das schon zwölf und vierzehn Jahre alt war, Häcksel fürs Vieh. Der Häcksel, der keine Kraft mehr hatte, wurde gekocht und den Schweinen vorgeworfen. Die fraßen ihn, aber die Kühe gaben bei diesem elenden Futter keine Milch, und unter den Nachwuchs kam ein großes Sterben.

Täglich und immer dringlicher liefen Berichte ein, in denen besonders der große Mangel an Roggen beklagt wurde. Das wenige, was an Korn auf dem Markt feil stand, hielt ungewöhnliche Preise, und die Bäcker mußten Gerstenmehl nehmen, um überhaupt Brot liefern zu können. Wohl gab der Herzog die Kornmagazine frei, aber das alles reichte nicht hin und her. Der kalte Sommer trug unzulängliche Ernte, und unaufhaltsam stiegen die Preise. Ein Ende der Teuerung war nicht abzusehen.

In dieser Bedrängnis wurden schließlich die Grenzen geöffnet. Bei der Schwerfälligkeit aller Verkehrsmittel und der Unsicherheit der Straßen durfte allerdings kaum auf schnelle Hilfe gerechnet werden. In den seltenen Fällen, wo die Ladungen inzwischen trotzdem eingetroffen waren, führte die Abrechnung zu erbitterten Streitigkeiten. Die Händler wollten ihre Ware entweder nur im Kurant des eigenen Landes oder auf Reichstaler veranschlagt wissen.

Erst bei dieser Gelegenheit kam es der Öffentlichkeit mit Schrecken zum Bewußtsein, welchen zunächst noch unabsehbaren Schaden die von Sievert Ceresinus beliebte Münzverschlechterung angerichtet hatte. Die Finanzwirtschaft war der Allgemeinheit seit jeher ein Geheimnis wie das Goldmachen. Nur so ließ es sich erklären, daß es überhaupt so weit kommen konnte.

Aber damit noch nicht genug!

Wie stets ein Unglück dem andern die Hand bietet und Glied an Glied die Kette schmiedet, die das Verhängnis nach sich zieht, trat fast gleichzeitig mit der panikartigen Erkenntnis der Währungsverluste eine Beunruhigung des Arbeitsmarktes ein. Die Webereien in Mödeburg hatten bereits wiederholt mit den Nachteilen unvorhergesehener Absperrungsmaßnahmen einiger wichtiger Absatzgebiete zu kämpfen. Jetzt machte sich erneut ein empfindlicher Rückschlag geltend.

Die industriellen Ansätze waren zwar auch während der günstigsten Marktlage nur bescheiden gewesen. Dennoch hatten durch die letzten Ereignisse etwa 500 Arbeiter ihr Brot verloren. Ihre Not mußte sie zu Ausschreitungen geneigt machen, wenn nicht in Kürze die erforderlichen Mittel bereitgestellt wurden.

Schon faß der Geist der Auflehnung fast an jedem Herd, sprach sich auf Straßen und Plätzen immer ungezwungener aus, schaute mit unsichtbaren Augen ins Verborgene, entdeckte mit bluthaftem Instinkt jede Schwäche und regte tausend Arme. Der Bürger gewöhnte sich an Bierbankpolitik, theoretische Quacksalbereien und nicht zuletzt an die Schlagworte der großen Revolution, die ganz Europa überschattete. Eine Anzahl junger Leute fand Gefallen darin, die französische Kokarde zu tragen und mit düsterer Beharrlichkeit die Marseillaise vor sich hinzupfeifen. Die Vorstädte der Residenz begannen mehr und mehr ihr Aussehen zu ändern. Durch die dürftigen Schleier kaum verhüllter Armut drang immer drohender der brennende Blick des Aufruhrs. Als das Fleisch wieder einmal um zwei Heller aufschlug, versammelten sich vor dem Palais von Sievert Ceresinus, der gerade ein Fest gab, randalierende Haufen erbärmlich gekleideter Menschen und schriegen, daß man nicht tanzen solle, solange das Volk hungern müsse.

An anderen Stellen wurden ähnliche Zusammenrottungen gemeldet, und wenn auch die Treue des Militärs bisher noch

nicht ernstlich auf Probe gestellt worden war, so hatte sich gelegentlich eines Einschreitens gegen die Tumulte in Zwielauf bei den Mannschaften des Grenadier-Regiments Fürst Lobowiß doch immerhin schon eine bedenkliche Lauheit gezeigt.

Zu verwundern war dies freilich nicht. Der Gemeine blieb außerhalb des Dienstes ganz ohne die unmittelbare Einwirkung der Offiziere, da nur der Regiments-Adjutant in der Kaserne wohnte. So kam es, daß sich die Soldaten unvoreingenommen in den Schenken und Tabagien unter die Bevölkerung mischten und deren Anschauung zu der eigenen machten, was mit Hinblick auf die vorherrschende gereizte Stimmung dem Vertrauen in die bestehende Ordnung der Dinge nur abträglich sein konnte.

Keiner sah diese Gefahr deutlicher als der Minister von Hornlöffel. Dem engen Lebenskreis seiner kleinbürgerlichen Herkunft längst entglitten, trug er dennoch ihre Erfahrungen gleichsam als Erbsubstanz im Unterbewußtsein weiter. Mit triebhaftem Einfühlungsvermögen erkannte er, daß die Unruhe, die durch das Land glitt, nicht allein von der Noth des Augenblicks herrührte, sondern irgendwie seelisch verwurzelt war. Hunger und Frost hatten nur ausgelöst, was an Kräften des Widerspruchs insgeheim schon seit langem zur Oberfläche drängte. Es ging hier fraglos nicht nur um Bedürfnisse des Leibes — nein, das Bewußtsein der Gesamtheit verlangte nach einer neuen Bestätigung.

Dieser Gedanke bewegte ihn ständig und machte ihm das Bedürfnis von Reformen täglich deutlicher. Es erschien ihm ein Gebot der Klugheit, freiwillig zu geben, wo man auf die Dauer doch nicht würde versagen können. In aufgeschlossener Stimmung sprach er einmal darüber mit Winterburg.

Der Hofmarschall hockte hohlkreuzig in einem Sessel und zeigte ein verkniffenes Gesicht, als hätte er sich versehentlich auf einen Orden gesetzt und wollte dies nicht merken lassen. Eine

Weile ging in Schweigen unter, dann wiegte er den Kopf wie ein Kind, das nicht schlafen konnte.

„Es steht zu fürchten, daß Sie sich da auf ein Feld begeben, das zu betreten wir beide nicht befugt sind.“

Hornlöffel senkte abschäßig die Mundwinkel.

„Die Befugnis gehört denen, die den Mut dazu haben!“

Der andere deutete ein Achselzucken an und betrachtete mißtrauisch die Klinge eines Brieföffners.

„Mut ist eine Soldatentugend. Dem Staatsmann geziemt weise Mäßigung und willige Einordnung in die historischen Gegebenheiten.“

Der Minister lehnte sich in seinen Stuhl zurück und stieß die Fingerspitzen aneinander.

„Was nennen Sie historische Gegebenheiten? Die Geschichte kennt nichts Endgültiges, an das wir uns halten könnten, sie ist die Chronik einer ständigen Entwicklung, der alle Formen nur Schmelzgut sind, wenn es darauf ankommt, der ewigen Idee der Menschheit einen neuen Ausdruck zu geben.“

Und da Winterburg schwieg, setzte er dringlich hinzu:

„Ich glaube, daß es wichtig ist, dieser Erkenntnis aus eigenem Willen zu opfern. Wir müssen die Fesseln brechen, durch die der Aufschwung der menschlichen Fähigkeiten eines jeden Bürgers noch immer behindert wird. Der Mechanismus des Staatsapparates sollte niemals so stark werden, daß er über den Geist des Staatsgedankens zu triumphieren vermag. Das aufdringliche Bestreben der Bürokratie, alle Lebensbeziehungen nach gewissen Normen pedantisch zu ordnen, hat mit am meisten dazu beigetragen, Dynastie und Volk einander zu entfremden. Es wird hier in Deutschland zu viel geschrieben und zu wenig gehandelt. Die beste Absicht geht zwischen Tintenfaß und Streufandbüchse verloren, und was durch das Schwert erobert und unter dem Zepter geschaffen wurde, hat schon oft ein Feder-

fiel vernichtet. Was uns not tut, das ist mehr Leben und weniger Konzeptpapier!"

Hornlöffel starrte vor sich hin, und in seinem stillen Gesicht flammte eine seltene Leidenschaft.

„Die Stunde verlangt nach Entscheidungen. Alles kommt darauf an, daß Wort mit Wort sich zum Verständnis und Hand mit Hand sich für die Tat zusammensindet. Aber immer wieder drängt sich ein Drittes dazwischen, unbekannt, unbemerkt, unberühmt und dennoch unvermeidlich und unüberwindlich: das Schreibergegeschlecht, das mächtigste Geschlecht im Lande, und schindet seine Zeilen wie Menschen, die nicht sterben können!"

Winterburg kniff die Augen ein, als wollte er vermeiden, etwas zu sehen, das ihm nicht gefiel.

„Was Sie da sagen, kommt der Aufgabe von Grundsätzen gleich, die sich Generationen hindurch als nützlich erwiesen haben. Sie glauben ein Omen zu deuten, und es ist nur ein Faktum, nämlich eine vorübergehende Wallung in einem ansonst gesunden Körper.“

Der Minister wölbte die Brauen.

„Mögen Sie es immerhin Wallung nennen, aber tragen Sie keine falschen Hoffnungen. In der Unruhe des Blutes zeigt sich die Müdigkeit des Herzens!"

Der andere hob den Kopf.

„Geht das auf Durchlaucht?"

Hornlöffel zuckte die Achseln.

„Wenn die Völker bellen, sollten die Fürsten die Ohren spitzen!"

Winterburg schürzte die Lippen.

„Ein häßlicher Vergleich!"

„Häßlich? Ja, wer die Wirklichkeit begehrt, darf nicht um Schönheit freien!"

Hornlöffel erhob sich, denn er merkte, daß hier nichts mehr zu sagen blieb. Auf der Schwelle verhielt er noch einmal den

Schritt, als gelte es, einen langen Abschied zu nehmen. Winterburg, der ihn zur Thür begleitet hatte, sah das leidbeschwerte Zögern und ein Ahnen reiner Menschlichkeit berührte seine Starrheit. Schmal und zart ruhte seine Hand auf der Schulter des andern.

„Sie sehen Gespenster.“

Hornlöffel lächelte schmerzlich.

„Mein, aber das Ende!“

*

Die nächsten Tage trugen Stunde um Stunde das Schicksal zur Reife.

Es konnte keinem Zweifel mehr unterliegen, daß wesentliche Teile des Heeres demoralisiert waren. Nur allzu lange hatte der Paradeblanz der Uniformen über den stumpf gewordenen Geist soldatischer Disziplin hinweggetäuscht.

In Ranzenberg zeigte sich dies zuerst. Hier, an der Kreuzung der Postlinien Spreizenheim-Zellstadt und Suhl-Uhrich-Mödeburg, lag der Mittelpunkt des Handels, begünstigt durch den Zusammenfluß der Sarnow mit der Ries, die beide von hier ab ihren größten Tiefgang hatten und einen lebhaften Schiffsverkehr bis zur Grenze bei Ufel bewältigten. Viel fremdes Volk, das Unruhe und Kritiksucht weckte, kam her und bildete die Hefe in der gärenden Mischung von wirklicher Bedrängnis und grundsätzlicher Rebelliersucht. Ein geringfügiger Anlaß sollte zeigen, daß die Garnison von diesen Einflüssen bereits zersetzt war.

Ein Feuerwerker namens Kehlhofer hatte sich in aufrührerischen Redensarten ergangen und wurde daraufhin in Arrest genommen. Kaum war dies bekannt geworden, versammelte sich ein brüllender Haufe von Kanonieren, Infanteristen und Festungsarbeitern vor der Heinrichs-Kaserne und verlangte gebieterisch seine Freilassung.

Der Wachtkommandant, Kapitän von Feldhammer, stellte sich mit verstärkter Wachmannschaft vor dem Kasernentor auf und befahl den Tumultuanten, unverzüglich auseinanderzugehen. Als dieser Aufforderung nicht nachgegeben wurde, wollte der Offizier den Platz mit gefälltem Bajonett räumen lassen. Doch so weit war es schon in der Verwilderung der soldatischen Zucht gekommen, daß nur wenige Mannschaften Folge leisteten. Der Wachtkommandant sah sich gezwungen, wieder in die Kaserne einrücken zu lassen und den Arrestanten herauszugeben.

In Mödeburg kam es wenige Tage später zu einem noch schlimmeren Zusammenstoß. Hunderte der entlassenen Arbeiter zogen randalierend durch die Straßen und hinderten die aus Zwielauf eintreffende Post am Weiterfahren. Der Kommandeur, Oberst Hofereiter, setzte sich selber an die Spitze mehrerer Kürassier-Eskadronen, um die Ansammlungen zu zerstreuen. Doch eine große Anzahl von Mannschaften des Infanterie-Regiments v. Braun hatte sich bereits fraternisierend unter die erregten Gruppen gemischt, die sich beim Nahen der Reiterei sogleich zu einer abwehrbereiten Front zusammenschlossen.

Der Oberst wollte einige ermahrende Worte an die Menge richten. Aber ein tobendes Geschrei überwältigte seine Stimme und ein vom nächsten Eckhaus geworfener Dachziegel riß ihm den Hut herunter. Hofereiter wandte sich seinen Leuten zu, entschlossen, nunmehr den Befehl zum Anreiten zu geben. Doch wie sein Blick die Nächsten seiner Umgebung traf, sah er, wie die Augen sich von ihm abkehrten und die Köpfe sich senkten. Da erkannte er, daß auch hier nichts mehr zu hoffen war, ließ einschwenken und kehrte zur Festung zurück, während eine Flut von Schmähungen ihn wie schmutziges Wasser umspülte.

In Zwielauf, Horst und Zellstadt kam es zu ähnlichen Zwischenfällen, die — scheinbar aus nebensächlichen Vorkommnissen erwachsend — in ihrem mehr oder minder offenkundigen



Zusammenwirken bald den verräterischen Charakter einer weitverzweigten Verschwörung offenbarten. —

Der Herzog weilte in Sophienhof. Seit Stunden hatte er sich in seinem Schreibkabinett eingeschlossen und suchte seinen zerfallenen Energien eine Entscheidung abzurufen. Niemand wurde vorgelassen. Die Aufschlüsse, die ihm von Hornlöffel in der Hoffnung auf weitgehende Vollmachten mit der erforderlichen Eindringlichkeit gegeben worden waren, hatten ihn aus allen Himmeln gestürzt und fluchtartig aus der Residenz vertrieben. Hier, in der Nähe der Quelle, die ihm einst so viele Stunden heiteren Aufschwungs und tätiger Entschlüsse schenkte, dachte er am ehesten, sich wiederum zu neuem Wollen sammeln zu können.

Im Vorfaal warteten Panitz, Willmann und Winterburg. Sie tauschten flüsternd ihre Meinungen aus und warfen ab und zu einen Blick auf die Tür, hinter der Johannis ruhelose

Schritte erklangen. Der Hofmarschall trug eine Binde über der Stirn. Sein Wagen war unterwegs mit Steinen beworfen worden, einer davon hatte seine Schläfe gestreift. Panik sah verkrümmt in einer Ecke und spürte kalte Angst im Nacken, daß ihm Gleiches oder Schlimmeres widerfahren möchte. Willmann stand in starrer Versunkenheit und kündete mit extatischen Augen von geheimnisvollen Fügungen.

Im Schloßhof hatten sich die Kommandeure der noch zuverlässigen Regimenter versammelt. Außer den in der Residenz stehenden Truppenteilen waren nur noch die Garnisonen von Schazing, Spreizenheim, Böbling und Söllern in der Hand ihrer Offiziere. Damit mußte der ganze südwestliche Teil des Landes zunächst für verloren gelten, denn die noch verfügbaren Kräfte reichten im günstigsten Falle dazu aus, die aufrührerischen Strömungen einzudämmen; an ein Niederwerfen des Widerstandes war im Augenblick gar nicht zu denken.

Hatte man die aus den bedrohten Gebieten einlaufenden Meldungen anfangs noch mit einigem Mißtrauen behandelt, weil man annahm, daß Aufregung die Größe der Gefahr übertreibe, sah auch der bisher ungebeugte Wille sich schließlich gezwungen, die ganze Schwere eines anscheinend unaufhaltbaren Zusammenbruches zu tragen. Den Ausschlag hierfür hatte der Bericht des Oberst Hofereiter gegeben, der sich noch rechtzeitig mit einer ihm ergebenen Schwadron aus Mödeburg zu retten wußte, ehe er von der überwiegenden Mehrheit der meuternden Truppen entwaffnet werden konnte. Aber gerade er, dem die Zeichen des Zerfalls zum schmerzlichen Erlebnis geworden waren, zeigte sich unerschüttert und riß den abgleitenden Mut der Offiziere zu raschen Entschlüssen empor.

Es war bekannt, daß Werthershausen aus dem Schazingener Logenhaus an den Herzog ein Schreiben gerichtet hatte, worin er dringend riet, vorläufig von jeder Unternehmung abzusehen, da die Konstellation der Gestirne erst nach dem zweiten Mond-

wechsel einen Erfolg verheiße. Diese Nachricht kam Johanns Zweifeln sehr erwünscht und verstärkte seinen Widerwillen gegen Maßnahmen, deren Folgen nicht zu übersehen waren.

In schroffem Gegensatz hierzu bekannte sich Hofereiter zu dem alten militärischen Grundsatz, lieber etwas Falsches als gar nichts zu tun. Jeder Beherrschung durch die Umstände abgeneigt, drang er im Einvernehmen mit den übrigen Offizieren zum Herzog vor und bat ihn ohne Umschweife um den Oberbefehl über sämtliche noch zur Verfügung stehende Truppen.

Johann empfand gegenüber dem in fast befehlsmäßiger Form vorgetragenen Ansuchen nicht die Kraft grundsätzlicher Ablehnung. Er war überrascht und verlegen. Fühlte er sich zuerst durch die auf jede höfische Geschmeidigkeit verzichtende Sprache betroffen und leicht verärgert, kam doch gleich darauf etwas wie wohlthuende Entspannung über ihn. Er ahnte einen Willen, der nicht so leicht zu erschüttern war und sich herzlich wenig um die tragische Pose düsterer Prophezeiungen kümmerte.

Mit fahriger Geste strich er über die Stirn und nickte.

„Gut, Ew. Liebden, wir wollen das im Kopf behalten!“

Doch der Oberst gab sich damit nicht zufrieden.

„Es wäre mir lieber, wenn ich das mit Signum Ew. Durchlaucht in meiner Tasche behalten könnte.“

Der Herzog runzelte die Stirn.

„Sie dürfen mich nicht drängen.“

„Die Entscheidung drängt — nicht ich!“

„Aber hier muß doch überlegt werden!“

„Nein, hier muß gehandelt werden.“

Johann griff mit seinen schlanken Händen an die Schläfen, die seltsam eingefallen schienen, und hatte ein gequältes Gesicht.

„Ich kann das nicht, mein Gott, ich kann das nicht! Das ist zuviel, was man da von mir verlangt. Ich kann doch nicht mit einem Federstrich das Schicksal korrigieren, als wäre mir da irgendwo nur ein Schreibfehler unterlaufen!“

Er ließ die Arme sinken und schickte den Blick ins Wesenlose, während seine Stimme traumhaft durch den Raum wandelte.

„Unergründlich sind die ewigen Gesetze, die unsere Wege bestimmen, und was wir unseren Willen nennen, sind nur Flügelschläge im Unendlichen. Es ist besser, der Offenbarung durch das Firmament gewärtig zu sein, als irre zu gehen in der Beschränkung des Irdischen.“

Johann blieb ohne Regung, den Schauer des Mysteriums auf den Lippen wie ein Gebet zu später Stunde. Der Oberst preßte ingrimmig die Zähne zusammen. Da sitzt er nun, der Rosenkreuzer, und wartet auf die Erleuchtung. Laut sagte er:

„Es gab einmal einen Herzog von Friedland, der auch den Sternen vertraute, bis es Nacht um ihn wurde für immer!“

Johann schrak aus seiner Versunkenheit.

„Welchen unseligen Geist beschwören Sie da!“

Er atmete mühsam, und sein Gesicht war verzerrt wie vor einer schrecklichen Erscheinung. Der andere blieb von der Erschütterung unberührt. Er zog ein Schriftstück aus der Tasche und legte es ausgebreitet auf den Tisch.

„Jede Beschwörung kennt ihr Zeichen, dem sie weichen muß!“

Er tunkte eine Feder ein und reichte sie dem Herzog, der wie unter einem Zwang danach griff. Mit scheuen Blicken las er den Text und gab bei fast geschlossenen Augen die Unterschrift. Den Kiel mit widerwilliger Gebärde zur Seite werfend, fiel er dann erschöpft in den Sessel hintüber und sah den Sand der Streubüchse über die feuchtglänzende Spur seines Namens rinnen und ihn bedecken wie Erdschollen eine Gruft, in der Vergängliches zur Ewigkeit zurückkehrt.

*

Die Dinge trieben einer raschen Entscheidung zu.

Auch in der Residenz schien die Haltung der Masse nicht mehr zweifelhaft. Der Postverkehr war längst unterbrochen und die Mehrzahl der Läden geschlossen. Sechs unveräußerliche Forderungen wurden laut: Pressfreiheit — Lehrfreiheit — Versammlungsrecht — Ständevertretung — verantwortliche Minister — öffentliche Gerichte.

Da nichts erkennen ließ, daß man diesen Ansprüchen nachgeben würde, mußte alsbald mit einem offenen Ausbruch der Empörung gerechnet werden. Wer irgend konnte, hatte sich nach Sophienhof oder Schäßing zurückgezogen.

Paniß war kurz zuvor erkrankt und hatte seine Freundin beschworen, bei ihm auszuhalten. Auch Sebastian Nille mochte nicht abreisen, da er sich ungefährdet glaubte, ebenso Ceresinus, der seinen Einfluß noch nicht verlorengeden wollte. Von den leitenden Beamten, die zur Wahrung der Aktionsfreiheit abberufen worden waren, hatte sich nur Hornlöffel geweigert, seinen Posten zu verlassen, da er meinte, daß seine Anwesenheit manche Torheit verhüten könnte. Hofereiter, der seit einigen Tagen in der Residenz weilte, um von hier aus den Gegenstoß zu entwickeln, warnte ihn.

„Es wird ganz unzweifelhaft zu Kämpfen kommen“, betonte er.

„Nach den bislang gemachten Erhebungen steht leider fest, daß es sich nicht nur um eine Revolte einzelner, sondern um eine Revolution handelt, die aus allen Kreisen ihre Kräfte zieht und seit langem vorbereitet ist. Es hatte bereits vor längerer Zeit die Verwunderung der Zoll- und Torwächter erregt, daß nicht nur hier, sondern fast in allen Städten tagelang Rasenstücke und Feldsteine eingebracht wurden. Bei den letzten Zusammenstößen in Nanzenberg ist es nun offenbar geworden, daß man Stein und Rasen als Brustwehr gegen das Feuer der Truppen benutzte. Niemand hätte wohl je geglaubt, daß uns die

Annalen der Geschichte dereinst so blutig an die Häuser geschrieben werden könnten.“

Hornlöffel zuckte die Achseln.

„Wo Prinzipien aneinandergeraten, werden stets Opfer fallen — jede Zeit hat ihre Märtyrer!“

Der Oberst sah ihn groß an.

„Sie sprechen vom Tod wie ein Soldat vor dem Sturm!“

Der andere hatte ein wissendes Lächeln.

„Wer kämpft, darf nicht das Ende fürchten!“

Und sie reichten einander die Hände, als wären sie Kameraden.

*

Eine Feder knirschte über das Papier und fraß gierig die weiße Fläche in sich hinein. In bestimmten Abständen nahm sie einen Schluck Tinte zu sich und setzte dann den schwarzen Schnabel von neuem an. Selten hielt sie inne. Nicht zögernd, sondern gleichsam so, als ob sie eben nur schnell einmal Atem holen müßte.

Unversehens aber stutzte sie und blieb schief in der Luft hängen. Es war wie ein Lauschen, mißtrauisch und verhalten. Auch die Kerzen des geschnörkelten Leuchters auf dem Tisch schienen irgendwie erschreckt. Ihre Flammen tanzten ängstlich auf und nieder und warfen unruhige Schatten durch das Zimmer.

Unten war die Haustür ins Schloß gefallen. Unsicher tappten Schritte über den Flur, suchten die Stufen der Treppe, stiegen empor, näherten sich und blieben an der Schwelle. Flüstern zischelte im Verborgenen. Gleich darauf pochten grobe Knöchel an der Füllung. Ohne einen Anruf abzuwarten wurde die Tür aufgestoßen. Die Dämmerung des Raumes ließ nur ein Gesicht erkennen, das mit heißen Augen und leidenschaftlichem Mund wie eine übersinnliche Erscheinung in der Luft hing.

„Es wäre mir leid, Sie gestört zu haben, Herr Minister“, meldete sich eine Stimme, „aber da Sie einstmals verschmäht hatten, mich aufzusuchen, wollte ich Ihnen diesmal den Weg abnehmen. Vielleicht ist diese Andeutung ausreichend, Ihrer Erinnerung auf die Spur zu helfen.“

Von unsichtbarer Hand war während dieser Rede die Tür geschlossen worden, und von ihrer weißen Fläche hob sich nun eine asketisch schwächliche Gestalt ab, so daß es den Anschein gewann, als habe der Kopf erst jetzt seinen Körper gefunden.

Hornlöffel legte den Federkiel hin und stand auf. In seiner Haltung zeigte sich weder Erstaunen noch Furcht. Gelassen trat er in die freie Mitte des Zimmers, so daß ihn nur wenige Schritte von seinem Gegenüber trennten. Seine Blicke prüften die Miene des andern und lasen wie in einem Aktenstück.

„Tobias Kittelfled“, sagte er, „geboren am 13. Februar 1763 in Sieburg an der Ries, viertes Kind unbescholtener Kossätenfamilie, mit 20 Jahren candidatus theologiae an hiesiger Universität, der Sittenlosigkeit schuldig erkannt und des Landes verwiesen am 12. Dezember 1786, in Frankreich vagabundierend, danach unerlaubt zurückgekehrt im August 1788, seitdem revolutionärer Umtriebe verdächtig und polizeilich gesucht.“

Der dieser Art Kennzeichnete blieb — so erschöpfender Auskunft nicht gewärtig — zunächst um eine Widerrede verlegen. Dann lachte er spöttisch auf.

„Respekt vor Ihrem Gedächtnis! Aber es handelt sich hier nicht darum, abgestandene Suppen aufzuwärmen, von denen doch niemand mehr satt wird. Wir haben genug leere Schüsseln im Lande, und es muß ein schlechter Koch sein, der sich damit begnügt, uns einen Hornlöffel dazu in die Hand zu geben!“

Der Minister verschränkte die Arme.

„Sie beliebten eben, mein Gedächtnis zu respektieren. Ich kann nicht umhin, jetzt meinerseits Ihre Fantasie zu bewundern,

die eine persönliche Verfehlung in eine öffentliche Anklage umzudeuten weiß. Die leichtfertige Ironie Ihrer Formulierungen läßt sich schlecht in Einklang bringen mit der schwerwiegenden Bedeutung der obwaltenden Umstände.“

Rittelfleck sah ihn einen Augenblick ungewiß an, und die verärgerte Hilflosigkeit angesichts der gegen ihn erhobenen Vorwürfe stand ihm deutlich in Mund und Augen. Die ruhige Entschlossenheit des andern wandelte die offenkundige Neigung für einen ungebärdigen Ausbruch in widerwillige Überlegung. Er biß sich auf die Lippen und nickte.

„Sie haben recht“, gestand er, und zum ersten Male schwang in seiner stets von Leidenschaft verzerrten Stimme ein reiner Ton. „Man soll an diese Dinge ohne Hohn und Haß herangehen. Aber verschämter Eifer drängt eben leicht in die Extreme. Das Prinzip der Ausschließlichkeit läßt sich in Zeiten wie dieser nicht aufrechterhalten.“

Hornlöffel schüttelte den Kopf.

„Ich verstehe nicht recht, wo Sie hinauswollen.“

Rittelfleck strich über die Stirn und suchte nach Worten.

„Wenn ein Gebäude wankt“, sagte er schließlich, „so muß man seine Fundamente stärken, damit es nicht einstürzt, und wenn ein Staat nicht ausreichend gesichert ist auf den Schultern eines Einzelnen, so muß dieser Einzelne es sich gefallen lassen, daß eine Gesamtheit ihn ablöst.“

Der Minister blies durch die Lippen.

„So also ist das! Ja, aber wenn Sie von dieser Folgerung so überzeugt sind, wie wollen Sie dann diese Wühlarbeit rechtfertigen, die das ganze Land beunruhigt und die Fundamente durchaus nicht stärkt, sondern erschüttert?“

Rittelfleck hob das Gesicht.

„Die Verantwortung hierfür kann uns nicht treffen. Was in den letzten Tagen geschah, ist die Folge der verleugneten

Revolution von innen, ist die Folge der unterdrückten Ethik eines neuen Europas in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!"

Hornlöffel zuckte ungeduldig die Achseln.

„Ach, hören Sie mir doch nur damit auf! Man kann die Gedanken der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sehr ernst und warm im Herzen tragen, aber was man heute daraus gemacht hat, muß nicht minder würdelos empfunden werden als der Kniefall vor dem Thron eines gekrönten Hauptes!“

Rittelfleck hob erstaunt die Brauen.

„Dieser Vergleich kommt mir überraschend! Wenn für mich und alle, die des neuen Geistes sind, die Formen monarchischer Tradition stets etwas von jenen italienischen Marmorfrüchten an sich gehabt haben, die eine erlesene Kost vortäuschen und doch nichts sind als ein eitles Schaugericht, das niemand sättigt und nährt, so ist das nicht weiter verwunderlich. Aber daß auch Sie den Unwert all dieser . . .“

Hornlöffel hob abwehrend die Hand.

„Wir wollen uns hier nicht über Wert und Unwert von Dingen unterhalten, denen man denn doch nicht in einem so allgemein absprechenden Urteil beikommen kann. Sie springen mit Ihrer Vermutung weit über das hinaus, was ich gemeint habe. Ich kapriziere mich nur nicht so auf Formen und Begriffe, wie Sie das vielleicht bei einem Minister glauben voraussetzen zu müssen. Während meiner Amtszeit habe ich nie gefragt, ob eine Einrichtung monarchisch oder republikanisch ist, sondern allein, ob sie mir geeignet erschien, dem Ganzen zu dienen. Stets und zu jeder Stunde war ich bereit, hinzuzulernen und mich zu bekehren, wenn das Gewissen es gebot!“

Der andere erglühte.

„Wenn das Ihre Meinung ist, dann gehören Sie zu uns!“

„Ich fürchte, Sie irren. Ich will Reformen, keine Revolution!“

„Eine gefährliche und zwecklose Halbheit: gefährlich für Sie und zwecklos für das Land, denn die Ewigkeit des Bestehenden hat niemand für sich, auch nicht die Fürsten. Eine neue Zeit verlangt nach neuem Ausdruck, es ist eine unausbleibliche Folge, daß auch die Staatsform darin einbezogen wird!“

Der Minister warf den Kopf zurück.

„Ja, wenn es das noch wäre! Aber das, was ich in den letzten Tagen hören und sehen durfte, konnte mich nicht überzeugen, denn es war jene Zügellosigkeit, die mit Staatsformen nichts, aber auch gar nichts zu tun hat.“

Rittelfleck preßte die Hände ineinander.

„Ein notwendiger Übergang, der seine Unebenheiten verlieren wird, sobald das Ziel klar vor Augen liegt. Stellen Sie sich an die Spitze der Bewegung, und Sie werden mit Ihrem Namen in das Pantheon der Geschichte einziehen! Ich verbürge mich, daß man nicht zögern wird, Sie zum Präsidenten zu erwählen. Die Begeisterung über Ihre Bereitschaft wird alle Steine wegräumen und ein ganzes Land vor dem Untergang bewahren. Einer solchen Aufgabe dürfen Sie sich nicht entziehen — ich bitte — ich beschwöre Sie!!“

Hornlöffel senkte den Kopf.

„Es geht nicht!“

Und sein Gesicht war von dem Ansturm seiner Gefühle wie zerrissen. Der andere sah ihn brennend an.

„Aber was hindert Sie denn?! Kann es für einen Mann etwas Höheres geben als dem Ruf seines Jahrhunderts zu folgen?“

Der Minister nickte.

„Das höchste Gut des Mannes ist seine Treue!“

Langsam ging er zum Schreibtisch zurück und blickte auf die Platte nieder, als wollte er noch einmal die Zeilen lesen, die er zuletzt geschrieben hatte. Wie die Hand dabei nach dem Herzen griff, das mit ängstlichen Flügelschlägen in der Brust flatterte,

fühlten seine Finger kalt und hart den Stern des Herzoglichen Hausordens, und es schien ihm, als wäre sein Leben darin eingefangen.

Rittelfleck war bleich und regungslos auf seinem Platz verblieben.

„Ihre Gesinnung könnte Staaten bauen“, sagte er endlich, und seine Stimme verriet seine Trauer, „aber ich fürchte, Sie stehen auf verlorenem Posten und werden nur ein Opfer sein, wenn das Gewölbe einer alten Welt zusammenbricht.“

Hornlöffel hob die Stirn und seine Augen wurden groß und stark.

„Sei es! Die Trümmer sollen einen unerschrockenen Mann erschlagen!“

Finale!

Es war Nacht, und die Luft atmete in der Stille. Da schlug plötzlich ein Hund an — ein kurzes Blaffen, das Schreck und Unruhe verriet und gleich wieder von Schlaf und Schweigen zugedeckt wurde. Doch es währte nicht lange, bis der unsichtbare Kläffer sich abermals meldete. Jetzt war es ein scharfes und stark hinausgestoßenes Bellen, das von einem ganz bestimmten Erlebnis kündete und nach Aufmerksamkeit verlangte. Mehrere Minuten gingen darüber hin. Dann brach es ab und kehrte als Winseln zurück, ängstlich und zitternd, unterbrochen von jaulenden Kehllauten.

„Was hat der Köter den nur?!“ fragte der Gefreite Zacharias Holzkapfel seinen Kameraden von der 3. Kompanie, mit dem er gerade seine zweite Nachtrunde abschritt. Die beiden waren die Hohestraße heruntergekommen und wollten eben in die Leibjägergasse einbiegen. Nun blieben sie stehen und lauschten.

„Da scheint was nicht in Ordnung“, meinte der andere und wechselte das Gewehr in den rechten Arm über. „Ich kenne das von früher her, als der wilde Christian durch das Land zog und die Scheunen abbrannte, da rissen die Hunde auch schon vorher rein wie Toll an der Kette.“

Den Lauten nachgehend, bogen sie in die Große Promenade ein. Hier huschte ihnen bereits nach wenigen Schritten ein Schatten über den Weg. Der Gefreite hob die Laterne und erkannte ein Windspiel, das erregt hin und her sprang. Die Augen standen groß und glänzend, und die Flanken des zierlichen Leibes bebten so heftig, daß die zarten Hinterläufe kaum noch den Körper aufrecht halten konnten. Als der Grenadier sich mit freundlichen Worten niederbeugte, kam es wedelnd näher und ließ sich mit an-

gelegten Ohren über den Kopf streichen. Danach aber lief es wieder einige Schritte voraus, drehte sich um und klagte mit leisem Winseln. Als es sah, daß die beiden ihm folgten, verschwand es in einem nahen Haus, dessen Tor offen stand.

Zögernd traten die Soldaten in den dunklen Flur und stiegen die Treppe empor. Über die Fliesen des oberen Absatzes lief ein Lichtstreifen, der aus einer angelehnten Tür fiel. Unheil argwöhnend, gedachten sie durch die unversehens aufgestoßenen Flügel in das Zimmer zu dringen. Aber scheu verharreten sie an der Schwelle und blickten unsicher auf den Mann, der ausgestreckt in der freien Mitte des nur von einem abseits stehenden Leuchter erhellten Raumes lag. Der reich bestickte Schosbrock war zum Teil geöffnet und die verkrampften Finger der Linken hielten die untere Hälfte eines blizenden Ordenssternes umklammert, als trachteten sie, ihn vor Schaden zu bewahren.

Der Hund tanzte in wimmernder Hilflosigkeit zu Häupten des Regungslosen, preßte seine Nase gegen das bleiche Gesicht und stieß, da er nichts Lebendes mehr witterte, mit langgezogenem Aufheulen den Fang in die Luft.

Der Befreite, der beim Feldscher schon verschiedentlich Gehilfsdienste geleistet hatte, stellte entschlossen die Laterne hin und wollte sich um den am Boden Liegenden bemühen. Doch wie er — sich aufs Knie niederlassend — über die Brust tastete, zuckte er vor dem Hefz eines Messers zurück, das häßlich und grausam über dem Herzen stand. Während er, noch etwas benommen, auf seine unvermutete Entdeckung starrte, war auch der andere herangetreten. Breitbeinig und gelassen beugte er sich vor. Aber als er erkannt hatte, was den Kameraden ohne Entschluß ließ, wandte er den Kopf zur Seite.

„Du“, sagte er heiser, „das ist ganz scheußlich!“

Der Befreite stand auf und nickte.

„Hast recht! Ich habe gewiß schon manchen über die Klinge springen lassen — aber an Mord bin ich nicht gewöhnt.“



Und er strich die Hände ab, als sollten sie keinen Teil haben an dem, was er gesehen. —

Der Morgen schlich mit fahlem Licht durch die Straßen, die noch kaum einen Menschen zeigten. Nur der Schloßhof bot ein bewegtes Bild und ließ ahnen, daß man darauf ausging, die anliegenden Gebäude für eine Verteidigung bis zum Äußersten herzurichten.

Oberst Hofereiter stand im Kreise seiner Offiziere. Er war gerade dabei, die Parole auszugeben, als ihm von seinem eilends hinzutretenden Adjutanten das gewaltsame Ende des Kabinettsministers von Hornlöffel gemeldet wurde. Der Oberst blickte grau und verstört. Er schluckte mühsam und senkte den Kopf.

„Das trifft mich härter als der Verlust eines ganzen Regiments.“

Und sich an seine Umgebung wendend, rief er:

„Decouvrieren Sie sich, messieurs, ein tapferer Mann hat seinen Tod gefunden!“

Die Spontone klirrten auf das Pflaster, als die Offiziere mit breitem Seitenschritt in Reverenzstellung fielen und mit waagrecht gestrecktem Arm den Hut schwenkten zum Gruß für den, der die beste Soldatentugend erwiesen hatte, nämlich: zu sterben wissen für eine Idee!

*

In regenschwerem Grau hing der Himmel über der Stadt, als Hornlöffel zu Grabe getragen wurde. Der Friedhof war voller Menschen. Die verschiedenen Parteigänger standen durcheinander, und bei vielen sah man, daß die Ereignisse der letzten Tage den Groll hatten stärker werden lassen als das Mitleid.

Es war eine entsetzliche Stimmung, als der Dompfropst Justus Meerscheidt das Wort ergriff. In seinen Augen brannte der Schmerz um den verlorenen Freund, und das Gesicht mit der kühn vorgebauten Stirn, den buschigen Brauen, dem kräftig gezeichneten Mund, war von Zorn gerötet.

Er war bemüht, mit Beherrschung zu sprechen, und solange er voll überzeugender Eindringlichkeit das Leben und Wirken des Dahingegangenen würdigte, gelang ihm dies auch. Er sprach mit kaltem Blute, aber der heiße Grimm, der in ihm tobte, pulsierte in seinen Worten wie in einer Schlagader, und als er an das Verbrechen erinnerte, das die Besonnenen mit Schrecken, die Fanatiker mit Triumph erfüllte, erhob sich seine Stimme zu moralischer Entscheidung. „Wohl ist es die vornehmste Pflicht des Priesters“, so rief er, „in allen Dingen der Menschlichkeit jene Milde walten zu lassen, die sein Amt vor allen anderen auszeichnet. Doch wie überall in der Enge unseres irdischen Wandels

so gibt es auch hier Grenzen, die geachtet werden müssen. Ich kann den Eindruck des begangenen Frevels nicht hinwegwischen von meinem Gemüt wie man den Staub von den Füßen schüttelt, und wenn uns gesagt wird, daß in der Politik auch die Leidenschaft zur Geltung kommen müsse — nun denn: so möge man auch der Leidenschaft des empörten Rechtsgefühls etwas zugute halten.

„Ich bekenne, daß ich den Tod nicht fürchte, aber ich fürchte das Verbrechen. Ich fürchte es nicht allein wegen seiner Opfer, sondern nicht minder um des Landes willen, dessen Ehre es befleckt, dessen Freiheit und Zukunft es gefährdet.

„Es geht jetzt auf den Gassen die Meinung um, daß es gelte, einen neuen Staat zu gründen. Nun, die Geschichte hat zur Genüge gelehrt, daß nichts auf dieser Welt gedeihen kann, in das nicht Gott ein Samenkorn gelegt hat. Aber es scheint mir, als ob man sich von Gott abwenden und mit dem Satanas einen Bund schließen wolle, auf das er Zwietracht säe in die Herzen der Brüder und den Haß mächtiger werden lasse als die Liebe.

„Ein böser Anfang zieht ein böses Ende nach. Ein schrecklich Maß habt ihr gegeben, nach dem die Gleichheit eure Köpfe richten wird, und die Freiheit, die eure Göttin ist, wird keinen Aufschwung finden können ob des Blutes, das von ihren Schwingen rinnt. Wahrlich, ich sage euch, ein unheilvoller Stern steht zu euern Häuftern und ein erbarmungswürdiges Zeugnis des Verbrechens zu euern Füßen, und möget ihr auch reich sein an Worten des Entschuldens, so werdet ihr dennoch arm sein vor Gott!“

Man konnte meinen, daß die unverhüllte Anklage jeden Augenblick die Masse zu einem Kampf über das offene Grab hinreißen werde. Aber es blieb still, auch als er geendet. Die Erdschollen kollerten in die Grube hinab, und man hörte das trostlose Geräusch noch als die Versammlung sich zerstreute.

★

Die folgenden Stunden glichen der bedrückenden Pause vor einem Ereignis, das gefürchtet und dennoch unausbleiblich ist. Der Tag fiel bereits in die Arme seines Bruders, als es wie ein Unwetter durch die Straßen brauste.

Die Bevölkerung der Außenbezirke erhob sich zuerst.

In regellosen und johlenden Haufen, wälzte sie sich durch die engen Gassen und Plätze der Altstadt, sprengte die Stoßtrupps der Infanterie, die gar nicht erst zum Schuß kamen, und machte die Pferde der bereits zu spät eingesetzten Eskadronen scheu, so daß die Reiter sich nur mühselig im Sattel halten und ihre Waffen nicht brauchen konnten.

Die Kirchthüren wurden erbrochen, und alsbald warfen aus allen Richtungen die Glocken einander ihre Stimmen zu. Es war, als ob sie von dem Aufruhr wüßten, der drunten im windigen Gewüfel der Häuser tobte. Die Töne schwangen nicht frei und rein aus, sondern klangen wirr und dumpf wie die Sprache der Menschen, wenn die Erregung ihre Worte entstellt.

Und wie es von den Himmeln dröhnte, wurde es nun auch im Stadtkern lebendig. Aus der mittelalterlichen Wirrsal schmaler, düsterer Durchgänge, Verbindungspfade, Querwege und Hintertreppen, die der Öffentlichkeit meist unbekannt zu sein pflegen, drängte, stieß und schob sich — unfassbar und allgegenwärtig — jenes schäbige Gefindel und verzweifelte Elend, das sich stets die Hand zu unheilvollem Bunde reicht, wenn die Zeit schneller atmet und die Weltgeschichte ihre entscheidenden Kapitel schreibt. Aus Kellerlöchern kroch es hervor und von den Dachstuben stieg es herunter, aus den Spelunken taumelte es und über die Höfe schritt es, mit finsterem Blick und frechem Blinzeln, verschämt und begehrend nach leichtem Raube trachtend und mit beraushtem Blick das reine Bild der Freiheit suchend.

Von der Ausspannung am Großen Markt wurden die Postkutschchen herbeigezogen und mit Strohsäcken und Latten zu Barrikaden umgewandelt, die in allen Bezirken die Straßen abriegelten

und die Verbindungen zu den einzelnen Toren unterbrachen. Aus den Werkstätten wurden Zinkstangen und Bleiklumpen herbeigeschafft um — in kleine Stücke gehackt — die Büchsenläufe zu füllen, und in der Druckerei des „Staatsanzeigers“ bemächtigten sich die Setzer der Lettern, sie in Schmelztiegel werfend und dann als Kugeln an die Kämpfer verteilend. Die Frauen zerschnitten das kärgliche Brot und jeder brachte herbei, was Finger greifen, Hände packen und Arme tragen konnten.

Oberst Hofereiter wagte für die nächsten Stunden nichts zu unternehmen. Die Nacht hatte schon ihre Schatten gesenkt, und die Stadt lag fast völlig im Dunkel, so daß jeder Schritt zum Verhängnis, jeder Winkel zum Hinterhalt und jede Fensterhöhle zum Verderben werden mußte.

Die Stunden verzehrten sich in Erwartung, und langsam reifte der Morgen heran.

Da fielen um 7 Uhr die ersten Schüsse. Es war am Eingang zur Medizingasse, wo die Aufrührer zwischen Apotheke und Rathhaus ein geschickt ausgebautes Hindernis errichtet hatten. Mehrere Züge Infanterie kamen im Lauffschritt vom Ständepplatz und der Altseite heran, mußten aber gleich darauf infolge des heftigen gegnerischen Feuers nach Deckung suchen. Von Nische zu Nische springend und dabei die Gewehre abfeuernd, näherten sie sich der Barrikade.

Nachdem das Schießen auf diese Weise wohl eine Viertelstunde andauert haben mochte, kehrten die Truppen in kleinen Kotten wieder um. Es wurden Verwundete fortgeschafft und neue Befehle erwartet.

Genommen war die Barrikade nicht, denn Rathhaus wie Apotheke konnten nicht als Stützpunkte verwendet werden, da die Fenster den Aufständischen zu gute Zielscheiben boten. Noch zweimal begann der Kampf in der gleichen Form, ohne daß man zum Ziele gelangte. Nun sprengte ein Meldereiter davon, und

kurz danach ertönte durch die Straßen das rasselnde Dröhnen der Kanonen.

Der Lärm steigerte sich zu einer Symphonie des Grauens. In das heisere Geschrei der Kämpfenden, das Rollen der Salven, das Sturmläuten der Glocken, mischte sich jetzt der grimmige Bass der Geschütze, deren gewaltige Stimme die Fensterscheiben der umliegenden Häuser zu Staub zerblies, so daß der niederrieselnde Glasregen auf die Köpfe der Kanoniere fiel und sie wie mit Mehl bestäubte.

Während hier der Erfolg noch so auf schwankender Schale ruhte, war an der Kreuzung der Residenzstraße mit der Backsteingasse der Widerstand leicht gebrochen. Die Barrikade war als zu schwach erkannt und nach kurzem Schußwechsel von ihrer Besatzung verlassen worden.

Nur zwei junge Handwerker erwarteten furchtlos einen neuen Angriff. Der eine, kräftigere, hielt eine alte Flinte bereit. Der zweite, fast noch ein Knabe, war mit einem krummen, verrosteten Säbel bewaffnet.

Eine Kompanie rückte wie eine Mauer vor. Der ältere der beiden Schanzverteidiger drückte ab, erhielt aber fast unverzüglich einen Schuß, der ihm den linken Arm zerschmetterte und die Fortsetzung des Kampfes unmöglich machte. Der Jüngere ließ sich davon nicht entmutigen. Mit ein paar wilden Sätzen stürzte er aus der Deckung hervor und blindlings auf einen der voranschreitenden Offiziere los, dem er — alle seine Kraft zusammenraffend — mit seiner Waffe einen mächtigen Streich versetzte, so daß der so unvermutet Angegriffene, mehr von der Wucht des empfangenen Stoßes, als von ernsthafter Verwundung getroffen, zurücktaumelte. Im nächsten Augenblick aber entluden sich sechs oder acht Gewehre zugleich auf den Tollkühnen, der von einer Kugel getroffen schien. Beide Hände gegen den Leib gepreßt, lief er zur nächsten Haustür, wo er sich vorsichtig,

als trage er eine zerbrechliche Kostbarkeit unter dem Gewand, zu Boden gleiten ließ. Kein Zeichen von Angst und Schmerz stand in seinen Zügen. Kurz darauf verschied er.

Der Kampf in den übrigen Stadtteilen währte jetzt bereits vier Stunden und Hofereiter sah sich gezwungen, fast seine ganzen Reserven einzusetzen. Streifposten meldeten, daß vom Französischen Garten her eine starke Zusammenziehung der aufständischen Kräfte drohe. Daraufhin wurde Kapitän v. Nowik mit einem Bataillon des Leibregimentes zur Ludwigstraße geschickt, um den Zugang über die Marshallbrücke zu sichern.

Die Luft war feucht und kühl und das Blickfeld getrübt; in schmutzig grauem Nebelkleid lag der Garten und zeigte nur hier und dort einen der alten knorrigen Baumstämme wie die ungefügten Beine einer verstreuten Herde vorweltlicher Urwaldtiere, die sich mißtrauisch im Verborgenen hielt.

Fröstelnd stand die Mannschaft in Abwehrstellung. Nur hin und wieder flog flüsternd ein Wort durch die Linie.

Nowik erwartete mit verkniffener Miene den Angriff, als er hinter sich das gleichmäßige Klickklack von Pferdehufen vernahm. Einen Melbereiter wähnend, blickte er sich um. Aber ungläubig strich er über die Augen. Auch der neben ihm stehende Junker stierte fassungslos auf den Mann, der da in goldstroschender Galauniform auf tänzelndem Schimmel geritten kam.

Der Kapitän atmete beklommen.

„Herrgott, entweder bin ich verrückt oder das ist Werthershausen!“

Die Verwirrung der Offiziere warf sich auf die Truppe. Ihre ausgerichteten Reihen zerfielen zu regellosen Gruppen, die in bleicher Erregung auf den Reiter starrten. Die Bestürzung war begreiflich, denn schon lange liefen über den rätselhaften Rosenkreuzer die unsinnigsten Gerüchte im Volk um. Die Erzählungen fanden um so eher Glauben, als Werthershausen sich lange nicht

in der Öffentlichkeit hatte blicken lassen und dadurch seine Person noch dichter in das ihn umgebende Geheimnis einspinn. Sein Auftreten zu dieser Stunde mußte wie ein Zauber wirken.

Der General saß steif und regungslos im Sattel. Sein Blick war stumpf und das ganze Gesicht so erloschen von jeder Regung, daß man meinen konnte, er trüge seine eigene Totenmaske. Ohne den Kopf zu wenden, ritt er an den Soldaten vorbei, die präsentierend eine Gasse bildeten.

Der Kapitän faßte sich ein Herz und sprang vor.

„Herr General, ich mache gehorsamst darauf aufmerksam, daß Sie in Schußlinie kommen!“

Doch Werthershausen sah nichts, hörte nichts. Unbekümmert ritt er weiter und folgte der Straße. Leiser und leiser wurde das Klackklack der Hufe, und während der Schimmel im Nebel versank, erschien es den anderen, als fehre da hinten ein schwebender Körper zur Wiege der Menschheit zurück.

*

Die Entwicklung stand in der Krise.

Es traf nicht den Geist der Mannschaften, daß bisher noch keine Entscheidung gefallen war. Auf Straßenkämpfe nur unzulänglich gedrillt, hatten sie ihrem Mut nutzlose Opfer gebracht und die eigenen Reihen stark gelichtet, so daß es keinesfalls mehr geraten schien, den Kampf in der gleichen Weise fortzusetzen.

Noch lag die Möglichkeit offen, sich aus der Stadt herauszuschlagen. Aber Hofereiter wollte davon nichts wissen. Um weitere Verluste zu vermeiden, zog er die ihm noch verbliebenen Streitkräfte auf das Schloß zurück, das er schon vorher — auch diesen Fall bedenkend — zu einer starken Festung umgewandelt hatte. Hier hoffte er sich halten zu können, bis der aus Schasing und Sophienhof angeforderte Entsatz eingetroffen war.

Die Entfernung des Militärs bereits als Ende aller Fährnisse ausdeutend, rauschte in den Straßen alsbald bedenkenlose Begeisterung auf und verdarb Geschmack und Überlegung.

Auf dem großen Markt wurde getanzt, und Procopier sah jetzt mehr volle Tische als ihm lieb war, denn in den meisten Fällen vergaß man die Bezahlung.

Besonders die Universität verleugnete jede Spur ihrer ursprünglichen Bestimmung. Der ernste Geist der Wissenschaft schien für immer vor dem Lärm des Kasernenlebens gewichen zu sein.

In den Hörsälen lag Stroh ausgebreitet, auf dem desertierte Soldaten und republikanisch gesinnte Studenten, die Waffen zur Seite, in seltsamer Gemütsruhe nebeneinander schliefen. Von den Wänden schauten, gleichsam verwundert, die Bildnisse der gelahrten Herren nieder, die hier einst ihre Foliantenweisheit vorgetragen hatten. Dem einen von ihnen, der eine riesige Allongeperücke trug, hatte man das Gesicht ausgeschnitten und eine Affenlarve eingesetzt.

Dort, wo sonst das Katheder stand, bot ein schludrig gekleidetes Frauenzimmer etliche Erfrischungen und nicht zuletzt sich selber feil. In der Mitte des Saales hockte auf umgestürzten Bänken eine halbtrunkene Kunde, die aus langen Pfeifen schrecklich qualmenden Tobak schmauchte und dabei Blechschalen mit Zehentwein kreisen ließ, den irgend jemand einmal der Aula verehrt hatte.

Ein vierschrötiger Bursche, der einen schon reichlich blank gescheuerten blauen Rock, plumpe Schaftstiefel und einen Degen mit einem schwarzen Gefäß trug, ging mit schwankenden Schritten auf zwei Studenten zu, die sich bislang abseits gehalten hatten.

„Grüß’ euch, ihr Bursche!“, raunzte er mit rauher Stimme und vom Wein gelähmter Zunge, „seit wann sind die Hallenser

so verdamnte Duckmäuser, daß sie Besäufnis für Deubelsdreck halten?“

Der eine der beiden grinste, wobei sich eine erhebliche Schmarre, die vom Ohr zum Mundwinkel lief, wie ein mißglückter Schminkstrich dunkel abhob.

„Wer sagt dir, daß wir aus Halle sind?“

Der Vierschrötige spie einen Rest von Tabaksaft gegen die Wand, daß es ein Muster gab.

„Meine Augen sagen mir das! Hätte ichs nicht schon von weitem an eurer langen Stoßklinge gemerkt, so würde ich's jetzt an dem gelben Korb mit dem runden Stichblatt auf Gebet und Bierehre nehmen!“

Die beiden lachten.

„Bruder, du bist richtig“, sagte der andere mit etwas schielem Blick, „aber, mit Verlaub zu fragen, wo nimmt man diese Weisheit auf?“

„Soweit es mich betrifft, bei Ramsch und Raufen an vier teutschen universitatis . . .“

Er wollte noch einige Aufklärungen geben, aber lärmende Zurufe aus der Saufrunde in der Mitte des Raumes ließen ihn den Kopf wenden. Ein langer Bursche mit ungestümen Bewegungen, der sich offenbar als Präses des ungewöhnlichen Konvents fühlte, hatte sich erhoben und kündigte irgendetwas an, das im Lärm der Stimmen halb verloren ging.

„Was ist das für ein Gevatter?“ wandte sich einer der Hallenser an den kundigen Mann im blauen Rock. Der Gefragte hob den Blick und äugte zu dem Durcheinander hinüber.

„Ein geschaffter Candidate, ist aus Wittenberg, man siehts an der breiten Klinge.“

Der mit der Schmarre stieß seinen Kommilitonen an.

„Ein toller Kerl, weiß alles“, rief er belustigt, „aber was kommt hier auch ein fremdes Volk her!“

Der Bierschrötige zuckte die Achseln.

„Wo Nas liegt, sammeln sich Geier! Im übrigen: fremdes Volk bin ich auch und komme aus Jena.“

Damit klopfte er an das schwarze Gefäß seines Degens, der plump und schwer an geflickten Gurten hing.

Drüben hatte sich endlich der Wittenberger durchgerungen.

„Cantus steigt mit schöner Lied erster Vers!“ gröhlte er mit sich überschlagender Stimme und gab die Melodie an, in die sogleich der Chorus einfiel:

„Pertransibat clericus
Durch einen grünen Wald,
Invienibat stantem, stantem, stantem!
Ein Mägdlein wohlgestalt.“

An der Tür kam währenddessen Bewegung auf. Mehrere Männer in abenteuerlicher Bewaffnung drängten sich in den Saal, ihnen voran eine hagere Gestalt in schwarzem Gewand, das Gesicht beherrscht von der verzehrenden Glut fanatischer Augen und der beredten Sprache eines leidenschaftlichen Mundes.

Mit fieberhaften Blicken überflog der Schwarze die erhitzten Mienen der tobenden Kunde wie eine Galerie abgründiger Leidenschaften. Einen Augenblick schien er zu zögern. Dann aber sprang er mit erstaunlicher Behendigkeit über das Gewirr der Bänke und stand unversehens inmitten des lärmenden Kreises. Als bald umschwirrten ihn johlende Zurufe.

„Kittelfleck! — Hoho!!! — Kittelfleck! — Predigt halten!“

Der schale Witz fand brüllendes Gelächter, das sich sogleich zu stürmischer Forderung wandelte. Der Kandidat zeigte erschreckende Blässe und wehrte eine ihm gereichte Schale voll Wein mit großer Gebärde ab. Den Arm erhebend, ließ er den Lärm von der Neugier dämpfen.

„Predigt halten?“ rief er mit fliegendem Atem, „ja, wenn ich nur sprechen könnte, daß euch die Ohren gellten! Aber das

singt und sauft und macht sich taub und dumpf und stumpf gegen den Ruf und die Stimme einer Zeit, deren Sprache allein schon so gewaltig ist, daß wir schweigen sollten um zu handeln, anstatt zu schwätzen um zu feilschen!"

Der Vierschrötige schwankte nach vorn:

„Wie der Bursche uns den Pelz wäscht!“ lamentierte er.
„Als wenn wir nicht für zwei Tage genug gehandelt hätten!
Sogar ein veritabler Kabinettsminister hat darüber das Aufstehen vergessen . . .“

Rittelfleck hielt ihn in seinen Blicken fest.

„Das ist ein Grund des Jammerns, nicht des Rühmens!“

Der Jenenser schnickte mit den Fingern.

„Pah! Wo gehobelt wird, fallen Späne.“

Die anderen lachten ihm lärmend zu und trampelten Beifall.
Der Kandidat wurde noch bleicher denn zuvor.

„Wenn ihr so weiter hobeln wollt, dann wird der Sarg bald fertig sein!“

Der Wittenberger, der sich als Präses gefiel, sprang wütend auf. „Der Narr verdirbt uns den Durst, aber wir wollen sehen, wer die bessere Kehle hat. Schöner Lied zweiter Vers steigt!“

Der Chorus brüllte Vivat. Noch einmal versuchte Rittelfleck das Wort zu erobern, aber man erstickte seine Rede in Spott und Gelächter.

„Salva sic, puellula“, intonierte der Wittenberger, und jubelnd fiel die Kunde ein:

„Gott grüß dich, Mägdelein,
Dico tibi, vere, vere, vere!
Du sollst mein eigen sein!“

Über Lärmen und Singen schlich die Nacht durch die Stadt.

*

Paniß stand am Fenster und starrte auf die finstere Promenade hinaus. Die Laternen waren seit vorgestern nicht mehr angezündet worden und die Wege zwischen den hohen Baumreihen lagen vereinsamt. Nur drüben am Ständepiaz zeigten sich etliche Menschengruppen, und vor dem Schloß huschten vereinzelt Windlichter hin und her.

Paniß schauderte es. Sein Gesicht war grau und abgezehrt, denn er hatte vor Aufregung die letzten Tage kaum etwas gegessen.

Ganz zerrüttet von den unterschiedlichen Mixturen, die ihm zur Bekämpfung seines letzten Fieberanfalls eingegeben worden waren, fand er nicht mehr — wie einst — die Kraft zur Beherrschung der Dinge.

Eine weinende Hilflosigkeit brannte in seinem Hirn, dessen Gedanken sich von den erregenden Wahnbildern seiner umflorten Augen jagen ließen und ihm das Blut zum Herzen trieben.

Um Atem ringend, fiel er in einen Stuhl zurück. Mühselig öffnete er einen Fensterflügel, dessen Kiegel seine Hand noch knapp greifen konnte. Gierig sog er die frische Nachtluft ein. Aber das beklemmende Angstgefühl wollte nicht weichen. Er glaubte Stimmen zu hören, die ihm galten. Seine Glieder, die kurz zuvor nach Kühlung verlangten, wurden kalt und bebten, daß ihm das Genick schmerzte.

Im Begriff, das Fenster wieder zu schließen, sah er eine von oben über den Rahmen hängende Efeuranke hereinwehen und im leichten Hauch des Windes wie eine stets bereite Schlinge pendeln. Paniß keuchte. Das Bild krampfte sich in sein Bewußtsein und schnürte ihm die Kehle. Zammelnd erhob er sich und wankte durch das Zimmer. Die Augen verdeckend, lehnte er am Kamin und schmeckte von den Lippen das Salz seiner Tränen, während die Stille auf seinem Herzen kniete.

Endlich löste er seinen Körper und tastete sich in das Schlafkabinett hinüber. Einige Minuten hörte man ihn dort seufzend

hin- und hergehen. Gegenstände wurden gerückt und Schubkästen aufgezo-gen. Danach blieb es einen Augenblick ruhig.

Bis dann etwas an der Wand scharre und ein Stuhl polternd zu Boden fiel . . .

*

Sophienhof fand keinen Schlaf mehr.

Die vergangene Woche hatte Stein auf Stein geworfen, und jeder hatte eine Hoffnung erschlagen. Insbesondere die letzten Nachrichten aus der Residenz und den verlorenen Teilen des Landes waren trostlos.

Hinzu kam noch eine andere Sorge.

Die nordöstliche Grenze stieß an preussisches Gebiet und es stand zu fürchten, daß man da drüben der Entwicklung nicht mehr lange untätig zuschauen würde. Verschiedene Truppenzusammenziehungen hatten dies bereits deutlich gemacht. Einer drohenden Intervention zuvorzukommen, wurde daher Graf Winterburg ermächtigt, Verhandlungen anzuknüpfen.

Preußen schickte den Staatsrat von Wingert.

Der Hofmarschall schilderte in vorsichtigen Wendungen die Sachlage, wobei seine Worte die Dinge mehr verschleierten als enthüllten. Im Anschluß an seine Ausführungen machte er den Vorschlag, die an der Grenze stehenden preussischen Truppenteile gegen die Aufrührer einzusetzen, wobei natürlich noch über eine angemessene Entschädigung zu sprechen wäre, ein Übereinkommen, das durchaus den Gepflogenheiten jener Tage entsprach.

Der preussische Bevollmächtigte hatte den Vortrag mit stiller Höflichkeit angehört. Nun schüttelte er den Kopf.

„Selbstvertrauen ist eine sehr ehrenwerte Eigenschaft, Erzellenz, aber es darf nicht an den Tatsachen vorübergehen. Aus Ihrer Darstellung könnte man entnehmen, daß die Unruhen, von denen Ihr Land erschüttert wird, nur eine oberflächliche Er-

scheinung sind, die Grundsätzliches nicht berühren. Die Dinge haben jedoch ein wesentlich anderes Gesicht, ich möchte schon eher sagen: eine Frage, die boshaft Ihrer Ohnmacht spottet."

Er reichte einige Blätter hinüber, deren nüchtern zusammengestellten Berichte alle jene Schlussfolgerungen aufzwangen, die Winterburg in letzter Zeit vergebens aus seinen Überlegungen zu bannen gesucht hatte. Die Papiere raschelten zwischen seinen Fingern wie herbstliches Laub, und seine Stimme klang brüchig, als er in kaum überzeugender Abwehr die Hand hob.

„So schlimm steht es nun wohl doch nicht! Die Angaben selbst mögen ja zutreffen, aber es fehlen die Zusammenhänge, die noch reichlich Auswege eröffnen und uns genügend Spielraum geben.“

Er legte die Bogen auf den Tisch zurück und hielt die Hand darauf, als wollte er hindern, daß die unheilvolle Kundgebung, die da in unbeteiligter Bürokratenhandschrift aufgezeichnet war, gegen ihn aufstünde und Zeugnis ablege wider seinen Glauben. Ein kleines, verzweifeltes Lächeln sprang aus seinem Gesicht.

„Nein“, sagte er, „so kann es ja nicht sein, das wäre ja das Ende!“

Der andere zuckte die Achseln.

„Es ist das Ende!“

Winterburg antwortete zunächst nichts. Seine über die Zeilen gleitenden Finger beschrieben unsichtbare Zeichen, die wie ein unzulänglicher Versuch anmuteten, dem unbestechlichen Wortlaut einen anderen Sinn zu geben. Seine sonst so zeremonielle Haltung war einer trüben Versunkenheit gewichen.

Schließlich hob er die Stirn.

„Aber man kann doch nicht so ohne weiteres — man kann doch nicht einfach ein ganzes Land quasi von der Karte radieren, es auslöschen wie einen Namen, der uns nichts mehr bedeutet. Ein Mensch kann dahingehen, eine Stadt veröden, ein Berg

abgetragen und ein Wald ausgerodet werden. Aber ein Land, das ist ein Teil der Welt, die unser aller Heimat ist — ein Land, das ist ein Glied vom Leib der Erde!“

Der Staatsrat zupfte an seinem Jabot.

„Man kann dazu Ja und Nein sagen. Solange ein Land noch eine historische Aufgabe zu erfüllen hat, solange es eine Mission trägt und das Bewußtsein dessen noch alle seine Kräfte durchdringt, kann und wird es nicht untergehen. Hat sich aber seine Zeit erfüllt, so muß es zerfallen wie auch der Mensch zerfällt, wenn sein Kreis geschlossen ist. Was von ihm bleibt, ist der Humus, der dem Kommenden zur Scholle dient. Immer ist die Weltgeschichte der große Acker gewesen, auf dem die Völker sich ihr Schicksal bauen, und es gehört zum unausbleiblichen Wandel irdischer Gebundenheit, daß einmal der Tag am Himmel steht, wo der Boden erschöpft ist. Keiner bleibt davon verschont, auch nicht die Größten unter ihnen.“

Winterburg starrte ins Leere. Sein Gesicht war müde und verfallen.

„Ihre Philosophie ist hart“, murmelte er, „und ich fürchte, die Nutzenanwendung wird es nicht minder sein.“

Der Preuße zuckte die Achseln.

„Härte ist die einzige Sicherheit der eigenen Form, — was weich ist, wird geknetet!“

Der Hofmarschall neigte den Kopf. Er erkannte, daß hier nichts mehr zu hoffen blieb.

„Ich bitte um Ihre Bedingungen“, sagte er tonlos.

Der andere nickte.

„Es ist nur eine: Seine Durchlaucht der Herzog überträgt die landesherrlichen Rechte auf des preußischen Königs Majestät!“

Winterburg zuckte zusammen, obgleich ein anderer Bescheid gar nicht hätte erwartet werden können. Erschütterter lehnte er sich in seinen Sessel zurück. Eine Weile schwieg er. Dann zuckte es wie eine letzte Flamme über sein Gesicht.

„Aber Wien? — Was wird Osterreich sagen?“

Wingert schürzte die Lippen.

„Wien? Das ist schon längst keine Karte mehr im preussischen Spiel! Das Haus Habsburg leidet an der römischen Krankheit, an der es früher oder später zerbrechen wird. Vielleicht morgen — vielleicht in hundert Jahren, das Ende bleibt sich gleich.“

Der Hofmarschall schickte einen Blick zu der Wand hinüber, an der in feiner Kupfersticharbeit ein Plan des Herzogtums hing. Es war wie ein Abschied.

„Also Annexion?!“

Der Staatsrat machte eine Handbewegung.

„Ein großes Wort für ein kleines Land!“

Winterburg beugte die Schultern. In seiner Haltung lag eine so schmerzliche Tragik, daß Wingert eine seltsame Nührung spürte. Er neigte sich vor und suchte des anderen Blick.

„Ich begreife sehr gut, was Sie jetzt im Innersten bewegt. Seelische Tribute kosten stets unsere besten Kräfte. Aber bedenken Sie immer das eine: was unsterblich ist, braucht keinen Tod zu fürchten!“

Der Hofmarschall hob den Kopf. In seinen Augen schien das Licht erloschen.

„Wenn ein Staat zerbrechen kann als wäre er nur ein müßiges Spielzeug, was kann da noch unsterblich sein in dieser Welt?!“

„Das Volk!“ sagte Wingert, und in seiner Stimme lag eine Feierlichkeit, als kündete sie das Mythos dieser Erde.

*

Johann nahm die Forderung seiner Abdankung mit einer Ruhe auf, die schon längst alles vorausgeahnt zu haben schien.

Wie er die Feder zur Unterschrift ansetzte, flüsterte er:
„Jochanaan . . .“

Und das Befremden in den anderen Blicken auffangend, fügte er mit abgründigem Lächeln hinzu:

„Ich spüre ein wenig den Tiefen meines Namens nach. Hier geht es auch um meinen Kopf!“ —

Seiner nächsten Umgebung gab er an einem der kommenden Abende ein kurzes Abschiedessen, an dem auch Wingert teilnahm, der im Gegensatz zu seiner ursprünglichen, etwas schroffen Haltung die schwierigen Verhandlungen mit großem menschlichen Verstande geführt hatte und auch jetzt noch dem Herzog mit einer Ehrerbietung begegnete, als stünde er vor einem souveränen Fürsten.

Später, als Johann im großen Audienzzimmer mit dem Gesandten, dem Hofmarschall und dem jungen Lobowik einige formelle Gespräche führte, meldete Seifert, daß für die preussische Erzellenz ein dringlicher Bericht eingetroffen sei. Wingert trat mit entschuldigender Geste von Johann zurück und wandte sich der Tür zu. Auf der Schwelle erschien im gleichen Augenblick ein hochgewachsener preussischer Offizier, der in beherrschtem Zeremoniell seine Reverenz machte. Nachdem die Nachrichten in halblauter Wechselrede alsbald übermittelt waren, wandte Wingert sich mit höfischer Geste an den Herzog.

„Darf ich bei dieser Gelegenheit Eurer Durchlaucht den Major von Dobernik vorstellen . . .“

Johann strich mit fahriger Bewegung über die Stirn und begrüßte den Junker mit gewinnendem Lächeln.

„Habe das im Kopf behalten — eine mechante Intrige damals! Verdarb die besten Absichten. Ich möchte Sie ohne Groll wissen!“

Mit diesen Worten überreichte er dem Junker ein inzwischen von Winterburg einer Mappe entnommenes Schriftstück. Das bereits vor Jahresfrist kurz nach dem Urteil der Untersuchungskommission ausgefertigte Dekret enthielt die Schenkungsurkunde für das Gut Thurnau, den durch wirtschaftliche Mißerfolge verlorengegangenen Stammsitz derer von Dobernik.

„Ich darf hoffen“, fügte er mit verbindlicher Wendung an den preussischen Gesandten hinzu, „daß des Königs Majestät ihre gnädige Einwilligung nicht versagen wird.“

Der Gesandte verneigte sich zustimmend:

„Es ist im Vertrag bereits vermerkt worden.“

Wie Doberniß sich mit verwirrtem Dank und Kompliment zurückzuziehen gedachte, ging Lobowiß auf ihn zu und bot ihm die Hand.

„Ich weiß nicht, ob Sie noch einmal einschlagen werden, aber ich glaube an den Großmut des Siegers, denn Ihre Welt hat gesiegt und nicht die unsere!“

Als er die Finger des anderen umschloß, senkte er mit verlegenem Lächeln ein wenig den Kopf.

„Fürstliche Gnaden kann ich nicht vergeben“, sagte er leise, „aber ich denke dennoch etwas gutmachen zu können.“

Einen flüchtigen Blick zu Johann hinüberwerfend, der seine zerstreute Aufmerksamkeit schon wieder anderen Dingen zugewandt hatte, forderte er Doberniß auf, ihm zu folgen. Draußen nahm er seinen Arm und geleitete ihn mit dem sicheren Schritt der Gewöhnung durch mehrere schwach belichtete Gänge an verschiedenen Türen vorbei, hinter denen Stimmen und Geräusche noch eine späte Gesellschaft verrieten.

„Die Gestirne haben gewechselt“, sagte der Fürst nachdenklich, „ein ganz anderer Himmel ist über uns.“

Doberniß nickte.

„Wie hätte ich je an solche Rückkehr denken können! Die Güte des Herzogs rührt mich tief. Er gibt mir die Heimat wieder, die er selber verloren hat.“

Er schwieg, aber die Sprache seiner Gedanken war deutlich in den bewegten Mienen zu lesen. Sein Begleiter sah ihn von der Seite an.

„Über das Schicksal Ihrer Schwester sind sie wohl bereits unterrichtet?“

„Ja, ich erhielt vor einiger Zeit auf Umwegen des Zufalls von Sybille die Nachricht, daß sie durch Vermittlung der Frau von Panitz an die Dresdener Oper verpflichtet wurde. Ich darf über ihre Zukunft beruhigt sein.“

Er hielt inne, und auf seinen Lippen lag eine Frage. Lobo-witz lächelte still, aber er sagte nichts. Die Empfangsräume vermeidend, waren sie inzwischen auf die Terrasse gelangt, die im Dämmer weniger Ampeln lag und nur ab und zu eine kleine Gruppe von Gästen zeigte. Der Fürst blickte sich forschend um, schritt dann aber sogleich weiter bis zu einer Stelle, an der die Terrasse sich zu einem altanartigen Vorsprung erweiterte, als hätte sie einen Anlauf nehmen wollen, um in den wie von einer ungewissen Traumwelt erfüllten Garten zu fallen.

Als ihre Schritte über die Fliesen klangen, regte sich an der Brüstung eine Gestalt, die erst wie ein Schatten gegen den Himmel stand, im Näherkommen aber rasch Leben und Ausdruck gewann, so wie Verheißung sich zur Wirklichkeit verwandelt.

Dobernitz hatte ein Lachen, das fast unsichtbar über seine Lippen glitt und dann gleich einem Leuchten auf Stirn und Augen lag, während Ina im Zauberschlag des Erkennens mit verklärtem Blick und raschem Atem verharrte — eine Zärtlichkeit zwischen Jubel und Tränen, in die sie wie in einen wirren Traum versank. Mit scheuem Zögern fanden sich ihre Hände, und jeder fühlte des andern Herz im Sturm des Blutes wie das eigene Leben zittern.

*

Ein Reisewagen, der schwerfällig den letzten Höhenzug überwunden hatte, hielt am Schlagbaum. Da das umfangreiche Gepäck einen längeren Aufenthalt erwarten ließ, stiegen die beiden Insassen aus und traten an den Rand des steil am Hang führenden Weges. Hier war das soeben durchquerte Tal am weitesten zu überblicken.

Es war der erste schöne Sommertag des Jahres 1796. Der ewig wie in garstige Buschgewänder gehüllte Himmel hatte nun endlich seinen blauen Mantel ausgebreitet, an dem nur noch hin und wieder kleine zarte Wolken gleich verirrtten weißen Vögeln hingen.

Eine weiche Luft wehte — ein leises Atmen, das Stirn und Wangen streichelte. Drunten lag Uhrich, die letzte Stadt des ehemaligen Herzogtums Herrenheim an der Grenze nach Süden. Wie eine stets gefüllte Hand ruhte die geschlossene Häusergruppe des kleinen Ortes in der Ebene, und die leicht gekrümmten Finger seiner Gassen brachten den Augen zierliche Geschenke.

Johann blieb ohne Regung, und in seinem Antlitz stand die Geschichte seines Lebens. Mit fahriger Geste strich er über seine Schläfen, die seltsam eingefallen schienen. Sanft fühlte er Juttas Arm auf seinen Schultern und spürte tröstend die lebensnahe Wärme des geliebten Körpers.

„Ich bin nicht traurig“, sagte er, als wollte er ihren Worten begegnen. „Es ist gut so, daß ich diesen Weg gehen mußte, gut und gerecht. Ich war auserwählt ohne berufen zu sein. Das brachte keinen Segen, weder mir noch den anderen. Vielleicht hätte mich eine Zeit geduldet, die stiller und beschaulicher zu leben weiß . . .“

Er hielt inne und lächelte.

„Siehst du“, sagte er dann, „diese Überlegung zeigt schon meine Schwäche. Es ist immer falsch, der Gunst der Umstände zu vertrauen, statt der eigenen Kraft.“

Er presste die Hände zusammen, als wollte er noch nachträglich die Stärke beschwören, die ihm in seinen Entschlüssen versagt geblieben war.

„Die eigene Kraft“, flüsterte er, „darauf kommt alles an. Was wir nicht in uns tragen, kann uns kein anderer geben. An sich selber glauben und die Bereitschaft, sich diesem Glauben zu



opfern — aus diesen Wurzeln allein kann der Baum erwachsen, unter dessen Krone die Völker groß werden.“

Seine Hände lösten sich und lagen nun in offener Schale nebeneinander, als sehnten sie sich, etwas zu empfangen, was unser Geist nur ahnen kann, eine Verheißung aus Ewigem oder eine letzte Gnade.

Jutta trat leise zur Seite und gab der im Hintergrund verbliebenen Begleitung einige Anweisungen. Dann kehrte sie wieder zurück und reichte Johann einen gefüllten Pokal, der in Duft und Schimmer den letzten Gruß des Landes barg, das die Geschichte künftig nicht mehr nennen sollte. Langsam und feierlich leerte er ihn bis zur Neige, und es war, als wollte er damit für alle Zeit die Heimat in sich aufnehmen, die mit einem winzigen Ausschnitt sich im Glase widerspiegelte . . .